Erinnerungen
an die
letzten vier Päpste
und an
Rom zu ihrer Zeit.

Von

Sr. Eminenz

Cardinal Wiseman.

Nebst einer biographischen Skizze des Cardinals.

Wiseman

Die letzten vier Päpste

Aus dem Englischen
von

Carl B. Reiching.

„Romae nutriri mihi contigit atque doceri."
Horatius.

Zweite Auflage.

Regensburg.
Verlag von Georg Joseph Manz.
1858.

Vorwort des Uebersetzers.

Das nachstehende Werk des Metropolitanen der katholischen Kirche in England bedarf von uns keiner Empfehlung, um die Aufmerksamkeit aller katholischen Leser auf sich zu ziehen. Wir halten es daher nicht für unpassend, demselben eine kurze Lebensskizze Sr. Eminenz vorauszuschicken, welche dem „Boston Pilot“ entnommen ist, und manchem Leser willkommen sein dürfte.

„Vor 50 Jahren segelte die Fregatte Melpomene von Spanien nach Plymouth, in welchem Hafen das Schiff am 1. Januar im Jahre 1808 die Anker warf. Ein munterer Knabe, der gerade sein sechstes Jahr zurückgelegt hatte, stieg aus und begann unter geeigneter Aufsicht fast unmittelbar nachher eine Reise, die den Knaben bald nach der Stadt Waterford brachte, wo er die nächsten zwei Jahre seines

Lebens zubringen sollte. Er war von Sevilla gekommen, an welchem Orte er geboren worden war, sein Begleiter nannte ihn Nikolaus und wenn man weiter fragte, so sagte er, des Kindes Vater sei ein Wiseman. Während der junge Nikolaus zu Waterford lebte, wurde nichts unterlassen, was seine jugendlichen Anlagen am besten entwickeln und seinen Neigungen die rechte Richtung geben konnte. Sein Vater war ein reicher irischer Kaufmann, und Nikolaus genoß frühe alle die Vortheile, die im Gefolge des Reichthums sind. Die ältesten Erinnerungen, die sich mit der Geschichte des Kindes verknüpfen, stellen ihn uns als fromm dar über seine Jahre. Er bekümmerte sich in seinen jungen Tagen und noch weniger seitdem nicht viel darum, daß er von väterlicher Seite Ahnen hatte, die vor Heinrichs VIII. Zeit englische Ritter waren, und andere, die in den Tagen der Stuarte zu dem Range von Baronen erhoben wurden. Am liebsten verweilte seine jugendliche Phantasie bei dem alten Schloße St. Alward's-town in Kilkenny; denn in ihm und in seiner Nähe kämpften seine mütterlichen Ahnen gegen den ruchlosen Cromwell, und mancher Freund des Hauses O'Strange, dem seine Mutter entstammte, starb eines edlen Todes auf den Wällen des Schlosses.

Als der kleine Nikolaus zwei Jahre in der Schule zu Waterford zugebracht hatte, wurde er nach dem Kolleg St. Cuthbert in Ushaw nahe bei Durham versetzt. Hier war er acht Jahre lang ein sehr fleißiger

Student. In seinem 16. Jahre zeigte er eine erfreuliche Neigung zum geistlichen Stande, und um seine guten Absichten zu fördern, durfte er Ushaw mit Rom vertauschen, wo er so glücklich war, unter den wenigen Schülern zu sein, die das englische Kolleg daselbst wieder bevölkern sollten. Ein Jahr nach seiner Aufnahme in dieses Kolleg hatte er die Ehre, eine öffentliche Rede vor Pius VII. zu halten, welche Aufgabe er zur größten Zufriedenheit löste. Viele der hochgestellten Fremden, die damals dem jugendlichen Sprecher lauschten, hatten nie etwas von ihm gesehen oder gehört, und so sehr gefiel seine Rede, daß das Geflüster die Runde machte: „Wer ist er?" worauf die Antwort kam: „Nikolaus Wiseman aus Irland." Wiseman, der Student, zeichnete sich schon damals durch viele Eigenschaften aus, die seitdem feste Züge in seinem Charakter geworden sind. Die Studien des jungen Klerikers hatten solchen Erfolg, daß er den Grad eines Doktors der Theologie erhielt, ehe er noch sein 22. Jahr zurückgelegt hatte. Die Würde wurde ihm am 7. Juli 1824 übertragen, während er noch die niedern Weihen hatte, denn erst im folgenden Jahre wurde er Priester. Dasselbe Jahr, in welchem Amerika die ersten 50 Jahre seiner Unabhängigkeit feierte, sah in dem Vicerektor des englischen Kollegs einen jungen Mann, der erst vor kurzem als Student in dasselbe eingetreten war — es war Nikolaus Wiseman. Im Jahre 1827 wurde derselbe eifrige junge Gelehrte zu dem ausgezeichneten Amte

eines Professors der orientalischen Sprachen an der römischen Universität erwählt. Nikolaus Wiseman zählte damals erst 25 Jahre und kaum ein paar Jahre später wurde er zum Rektor des englischen Kollegs erhoben, eine Stellung, die praktische Frömmigkeit, Lebensklugheit und reife Gelehrsamkeit erforderte. Solche Rektoren hat das Kolleg seitdem oft gehabt, aber keiner, der dieses Amt bekleidete, hat noch die Verwaltung des jungen Dr. Wiseman übertroffen. Seine Thätigkeit beschränkte sich jedoch nicht bloß auf seine amtlichen Geschäfte als Rektor des Kollegs. Er hatte die Vortheile seiner Stellung als Professor der orientalischen Sprachen dazu benützt, um aus den Manuskripten des Vatikan ein höchst gelehrtes Werk zu verfassen, das er jetzt herausgab; es sind die sogenannten „Horae Syriacae."

Im Advent 1835 hielt ein Priester, der in London nur wenig oder kaum bekannt war, eine Reihe Vorlesungen in der sardinischen Kapelle. Diese Vorlesungen zogen damals die Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich und wurden in gemischten Kreisen vielfach besprochen. Bischof Brampton, damals der apostolische Vikar des Londoner Distriktes war mit der Wirkung dieser Vorlesungen so zufrieden, daß er den jungen Priester, welcher sie hielt, ersuchte, eine andere Reihe von Vorlesungen zu St. Mary's Moorfield's zu halten, welches schon damals die Metropolitankirche war. Der junge Priester willigte ein und die nachdrückliche Art, wie er die Hauptlehren und

Gebräuche der katholischen Kirche erklärte und aufrecht hielt, setzte sowol Katholiken als Protestanten in Erstaunen. Um ihre Dankbarkeit in einem dauernden Denkmale zu verewigen, ließen die Katholiken bei dieser Gelegenheit ihm zu Ehren eine goldene Medaille schlagen. Die Vorlesungen wurden später in zwei Bänden veröffentlicht, und die Welt hatte nun eine gute Gelegenheit, zu erfahren, was Nikolaus Wiseman aus Irland in der Controverse vermochte. Schnell folgten auf diese Vorlesungen andere wichtige Werke „über die heilige Eucharistie“ und „über den Gottesdienst und die Ceremonien der heiligen Woche.“ Dieses letztere Werk war eine Sammlung von Vorlesungen, die er zu Rom vor 20 Jahren gehalten hatte.

Im Jahre 1840 wurden die apostolischen Vikare oder Bischöfe in England von vier auf acht vermehrt. Dieser wichtige Schritt gab dem Bischof Walsh, dem damaligen apostolischen Vikar des sogenannten Midlanddistriktes in Nikolaus Wiseman einen kaum 28 Jahre alten Coadjutor. Gregor XVI. hatte ihn selbst gewählt und nach dem Wunsche Sr. Heiligkeit wurde er auch zum Präsidenten vom St. Mary'scolleg in Oscott bei Birmingham ernannt. Im Jahre 1848 faßte unser heilige Vater, der gegenwärtige Papst, zuerst den festen Entschluß, die katholische Hierarchie in England wieder herzustellen. Spät in folgendem Jahre wurde Bischof Wiseman nach Rom berufen, wo der Papst nach reifer Ueberlegung endlich beschloß, in Gottes Namen den kühnen Schritt zu thun, in

Folge dessen Nikolaus Wiseman als Kardinal-Erzbischof von Westminster an die Spitze der wiederhergestellten Hierarchie Englands gestellt wurde. Dieß geschah im Jahre 1850. John Bull gerieth darüber in Wuth, weil eine Stelle wieder ausgefüllt wurde, ohne ihn darum zu fragen. Allein Nikolaus Wiseman jetzt der große Kardinal-Erzbischof, welcher John Bull's Schwächen und Tugenden wohl kannte, richtete nun ein beredtes Wort an seinen Verstand. Des Kardinals Appeal to the Reason and good Feeling of the people, „Berufung an die Vernunft und an den gesunden Verstand des Volkes" legte die Aufregung und kühlte die Wuth. Vielleicht hat die Feder Sr. Eminenz wenige edlere Produkte geschrieben, als gerade diese „Berufung."

Daß Kardinal Wiseman der Verfasser vieler ausgezeichneten Werke über verschiedene Gegenstände ist, wissen alle unsere Leser. Seiner Feder verdankt das Dublin Review seine Existenz und wir zweifeln, ob diese Zeitschrift ohne dieselbe ihr Leben fristen könnte. Aber als der glänzendste Edelstein im Gebiete der Novellenlitteratur strahlt seine Fabiola. Sie wird viele gewichtigere Werke des Verfassers überleben und noch beim Volke beliebt sein, wenn die Schriftsteller dieses Jahrhunderts kaum einen Namen haben werden, woran die Nachwelt sie erkennen kann. Ueberdies spiegelt vielleicht kein Werk das Herz des erlauchten Kardinals so rein ab, dessen Leben auf Erden Gott noch lange erhalten möge zum Wohle seiner heiligen Kirche!"

Vorrede des Verfassers.

Dieses Werk erfordert kaum eine andere Vorrede, als die Einleitung in den Gegenstand, welche die ersten Kapitel enthalten; einige Worte werden daher hier ausreichen.

Jeder Leser wird erwarten, daß dieses Buch eine Ansicht über den behandelten Gegenstand gebe, die von jener anderer Schriftsteller abweichend ist. Juristen, Politiker, Gelehrte, die Vorlesungen halten, und Zeitungsschreiber haben über Personen und Ereignisse, die hier erwähnt werden, Urtheile gefällt, die oft damit in Widerspruch stehen, was in diesen Blättern über sie gesagt wird. Alles, was man in einem solchen Falle thun kann, ist, eine unpartheiische Abwägung der Beweise zu verlangen. Können solche Schriftsteller oder Sprecher sagen, daß sie gegenwärtig waren, oder daß sie Zeuge dessen waren, was sie beschreiben, oder daß sie sich die Mühe nahmen, die Wahrheit der Beweisstücke, die sie annahmen, und die auf Hörensagen beruhen, zu prüfen? Jedenfalls

ist hier der Charakter eines Schriftstellers die Bürgschaft für die Aufrichtigkeit seiner Ansichten und die Richtigkeit seiner Angaben. Wenn eine Ungenauigkeit im Einzelnen sich eingeschlichen hat, wo die Erzählung sich über eine so lange Periode ausdehnt, so kann dieß die Ansichten nicht entkräften, die aus der beständigen Beobachtung von weit mehr Vorfällen hervorgegangen sind, als besonders beschrieben werden könnten.

Dies ist nicht eine Geschichte oder eine Reihe von Biographien oder ein Tagebuch, oder was man Memoiren zu nennen pflegt. Es ist so viel von einem großen beweglichen Gemälde als das Auge einer einzigen Person faßte und ihrem Gedächtnisse eingeprägt blieb; jener Theil desselben, der sie am nächsten anging, sie am innigsten berührte, am tiefsten ihre Gefühle erregte. Die Beschreibung von all diesem hat der Verfasser mit Treue zu geben versucht, indem er so lebhaft als möglich die Eindrücke zurückrief, die es zur Zeit hervorbrachte, als es der Reihe nach an ihm vorüberzog. Möge dieser redliche Bericht eines Zeugen seine Stelle unter dem Material eines künftigen Geschichtsschreibers finden, der sich vielleicht lieber nach solchem umsieht, das nicht aus anonymen Quellen oder Zeugnissen aus zweiter Hand stammt, sondern von solchen herrührt, die beschreiben, was sie mit ihren Augen gesehen, mit ihren Ohren gehört und mit ihren Händen berührt haben, und die auch auf die Gefahr hin, unpopulär zu werden, sich nicht scheuen, ihre Angaben zu unterschreiben.

Man kann sagen, daß eine dunklere und schattigere Seite in jedem Gemälde vorhanden sein müsse; daß es viele Verbrecher innerhalb und außerhalb

Roms, wie einst in Troja, gegeben haben müsse, die hier nicht einmal erwähnt sind; daß es Menschen von schlechtem Lebenswandel gegeben haben müsse, ebenso gut als mit christlichen Tugenden gezierte, auf die nicht angespielt wird; viel Laster, Verdorbenheit, Elend, physisches und moralisches, das keinen Theil unserer Beschreibung bildet. Allerdings, genug von all dem, daran war kein Zweifel, und ist noch jetzt keiner. Allein es fehlt nicht an Personen, die sich dieser Seite des Gegenstandes bemächtigen, und sie dem Publikum in den glühendsten oder häßlichsten Farben darstellen. Vorausgesetzt, sie schildern wirklich, was sie gesehen haben, dann ist es gleichviel; der Historiker mag die verschiedenen und kontrastirenden Elemente zu einer Einheit verbinden. Aber für den Verfasser würden solche Erzählungen eine Unmöglichkeit gewesen sein. Er bewahrt in seinem Gedächtnisse keine Geschichten, die von entsetzlicher Schlechtigkeit, keine Gemälde, die von besonderer sittlicher Entwürdigung zeugen. Er hat viel von dem Volke gesehen, von dem ärmsten, aus Stadt und Land, in den Spitälern, wo er so glücklich war, Jahre lang seinen geistlichen Bedürfnissen abzuwarten, und er könnte von ihm gerade soviel erbauliche Anekdoten erzählen, als Geschichten von Verbrechen oder Elend. Und was sittlich verdorbene Menschen betrifft, so war es gewiß eine Fügung der Vorsehung, daß er in seiner Jugendzeit nicht in die Gesellschaft der Bösen gerieth. Er kann mit Aufrichtigkeit sagen, daß er sie später nicht suchte. Seine Vertrauten und Freunde waren naturgemäß jene, die in derselben Schule, wie er selbst, erzogen worden waren, und unter den Bekanntschaften seines Lebens in fremdem Lande erinnert er sich kaum an einen, dessen

Betragen oder Grundsätze er als unmoralisch kannte oder dafür hielt. Hätte er sie so gefunden, so würde die Bekanntschaft hoffentlich bald ein Ende gehabt haben.

Seine Blicke waren daher auf die Tugendhaften gerichtet; ihr Bild prägte sich beständig dem Auge seines Geistes ein, und die Reihe dieser Menschen macht die angenehmen Erinnerungen vieler Jahre aus. Von andern kann er nicht sprechen, und es thun, auch wenn er es könnte, würde seinem ganzen Wesen widerstreben. Möge also das Werk dafür genommen werden, was es ist — die Erinnerungen an vier wahrhaft gute und tugendhafte Männer, an solche Scenen, worin sie sich naturgemäß bewegten, und an solche Personen, die sie aus innerm Triebe liebten und ehrten.

London, im März 1858.

Erinnerungen an die vier letzten Päpste.

Pius, der Siebente.

1. Kapitel.

Die erste Ankunft des Verfassers in Rom.

Es war am 18. Dezember 1818, als der Verfasser dieses Buches in Rom ankam in Gesellschaft von fünf andern Jünglingen, die dahin geschickt waren, um das englische Kolleg in jener Stadt wieder zu bevölkern, nachdem es fast ein Menschenalter hindurch verödet und unbewohnt gewesen war. Es war lange, ehe ein einziger Dampfer im Mittelmeere erschienen oder auch nur zwischen den französischen und englischen Küsten hin und hergefahren war. Die Landreise durch Frankreich über die Alpen und Italien hinab war damals ein furchtbares Unternehmen und erforderte Hilfsmittel, persönliche und materielle, die sich kaum mit den Zwecken ihrer Reise vereinigen ließen. Eine Reise zur See von Liverpool nach Livorno wurde daher als die einfachste Art angesehen, eine Partie von 10 Personen von England nach Italien zu bringen.

Es ist nicht der Zweck dieses Buches, die Abenteuer und Gefahren des Zwischendecks und der darauf folgenden Landreise zu beschreiben, über welche Manche lächeln könnten. Die Bemerkung wird genügen, daß die Einschiffung

am 2. Oktober stattfand und die Ankunft spät im Dezember, daß von dieser Zeit 14 Tage damit zugebracht wurden von Savona nach Genua und noch eine Woche um von Genua nach Livorno zu fahren; daß ein Mann über Bord fiel und auf der Höhe vom Kap St. Vincenz ertrank; daß ein Hund aus Mangel an frischem Wasser an Bord wüthend wurde und zum Glücke, nachdem er das Verdeck geräumt, in die See hinabstürzte oder hinab gleitete; daß das Schiff wenigstens einmal in Brand stand, und daß alle Passagiere durch einen plötzlichen Windstoß in der Ramsay Bai beinahe verloren gingen, in die sie durch ungestümes Wetter getrieben worden waren und wo sie natürlich landeten, und der gütige Leser, der jetzt die ganze Reise in 4 Tagen machen kann, wird wohl einsehen, wie angenehm für die Ohren jener früheren Reisenden die gewöhnliche Anzeige mit der Stimme und der ausgestreckten Peitsche gewesen sein muß, die in dem wohlbekannten Ausrufe eines jeden Vetturino enthalten ist: — „Ecco Roma."

Für einen „lasso maris et viarum", wie Horatius, brachten diese Worte die erste Hoffnung auf die herannahende Ruhe, die erste Versicherung nach monatelanger Heimatlosigkeit, daß das Ziel erlangt, der Hafen erreicht sei, wo er wenigstens für künftige Jahre sich mit Ruhe Pflichten widmen wollte, die noch einmal willkommen waren. Nur noch einige Meilen langweiliger Hügel, von denen jeder von seinem Gipfel aus dem einen immer mehr anschwellenden und majestätischeren Umriß verlieh, was in so weiter Ferne „Roma" ausmachte, ich meine die große Kuppel nicht der Kirche, sondern der Stadt, ihren einzigen erkennbaren Theil, der wie eine gewaltige Bergkuppe in der klaren Winterluft hervortrat — und die lange Reise hat ein Ende und so lang genährte Hoffnungen sind vollständig verwirklicht.

Für einige wenigstens von den ersten Sechs, die an diesem Tage einzogen, während die übrigen mit mehr Muße

nachfolgten, war Rom kein neuer Gedanke gewesen. Ehe man irgend einen Gedanken daran hatte, das englische Kolleg daselbst wieder herzustellen, hatten seine Geschichte, seine Topographie und seine Alterthümer das Band gebildet, welches eine kleine Gesellschaft im Kolleg umschlang, die sich dieser Königin der Städte widmete, während der Traum ihrer Sehnsucht die Hoffnung gewesen war, dereinst zu sehen, was damals nur durch Touristen vom Hörensagen und durch fabelhafte Pläne bekannt werden konnte. Wie schwach muß die Hoffnung gewesen sein, daß sie erfüllt werde, da es eine Reise brauchte, dreimal so lang als gegenwärtig eine nach Amerika, und, die Landreise eingerechnet, ungefähr ebenso lang, als eine kreisförmige Fahrt in einem Klipper nach Neuseeland!

Es hieß oben „maris et viarum“; denn die Landwege waren beinahe ebenso langweilig und gefährlich als der breite Pfad des Ozeans. Denn es gibt oder es gab wenigstens damals Landhaifische, die ebenso gefährlich waren als die Seehaifische. In dem kleinen, elenden Wirthshause zu Pontedero warnte uns der Vetturino, ohne Grund, wie wir wirklich glauben, unsere Thüren zu verschließen, und da wir bis jetzt mehr durch Pantomimen als durch Worte uns mittheilten, so fuhr er mit seiner Hand über seinen Bauch mit einem höchst liebenswürdigen Ausdrucke des Gesichtes. Zu Florenz jedoch wurden wir natürlich in dem Glauben bestärkt, daß die Wege höchst unsicher seien und zwei Beweise hievon fielen uns ins Auge, obwol sie auch etwas Tröstliches mit sich brachten. Damals wurden nämlich auf Befehl der Regierung die dichten Wälder, welche die Straße in der Nähe von Bolsena einsäumten, in einer beträchtlichen Strecke auf beiden Seiten niedergehauen, um so die Zufluchtsstätte menschlicher Wölfe zu zerstören und dem Reisenden die Möglichkeit zu geben, sich zu seiner Vertheidigung bereit zu halten, wenn sie so weit über ihre Lieblingsschlupf-

winkel hervorkommen sollten; denn der Bandit ist von Natur aus ein Raubthier. Aber weiterhin kamen wir von Zeit zu Zeit auf dem Wege an hohen Pfosten vorüber, die nicht die Laubgewinde des Weinstockes oder die ausgespannten Harpfendrähte des elektrischen Telegraphen trugen, beides Sinnbilder des Friedens und der Eintracht — sondern es hingen geisterhafte Trophäen der Gerechtigkeit daran, die sich an dem Orte rächte, wo das Verbrechen begangen worden war — die noch frischen Glieder hingerichteter Banditen.

Lang genährte Wünsche sollten also endlich befriedigt werden. Eine gewisse neue Besorgniß fing an sich zu legen, und willkommene Ruhe nach langer Reise wurde verheißen, als wir am Ende des Weges, der von der Milvischen Brücke gradeaus geht, das offene Thor Roms sehen konnten.

Jener herrliche Eingang war damals keineswegs, was er jetzt ist. Außerhalb standen die Thore der Villa Borghese nicht in der Nähe, sondern der Besuchende hatte einen langen Weg unter der Mauer der Stadt, die seinen Pfad überschattete, hinzugehen, bis ein enges Thor ihn in eine lange, dichte Allee führte, die erste der Villa. Aber innerhalb des Flaminischen Thores stand allerdings der Obelisk wie auch die zwei Zwillingskirchen in einiger Entfernung davon, die mit ihren Säulenhallen und Domen die keilförmigen Häusermassen zwischen den drei großen auseinanderlaufenden Straßen einschlossen; aber dies war alles. Die mit Bildsäulen geschmückten Terassen des Monte Pincio waren noch nicht vorhanden; dies war ein grüner Hügel bis zu seiner stattlicheren Spitze hinauf von unbeschatteten Wegen und Pfaden durchschnitten, welche der Zufall getreten hatte. Auf der gegenüberliegenden Seite bildete eine lange niedrige Kavalleriekaserne eine schmutzige Gränze für den großen freien Platz, auf dem sich bis jetzt noch nicht die hohen und massiven Gebäude erhoben hatten, obwol es nur Hotele sind, die nun sein entfernteres Ende einschließen.

Dennoch war es einer der großartigsten Zugänge zu jeder modernen Stadt, und zwar einer, der uns durchaus nicht täuschte. Der langsame Schritt einer Vettura den Corso entlang gab Gelegenheit, die prächtigen Paläste zu bewundern, die ihn auf beiden Seiten umgeben, bis eine Wendung nach rechts uns auf den Platz brachte, dessen Mittelpunkt die Säule Antonins bildet; eine Wendung sodann nach links versetzte uns vor eine Pfeilerreihe, die gleichfalls seinen kaiserlichen Namen trägt, aber dazu noch einen mehr modernen, der für das Ohr des Reisenden unangenehm klingt — das Zollhaus. Selbst dieses höchst widerwärtige Departement einer civilisirten Regierung geht in Rom darauf aus, daß man seinen Aufenthalt in einem klassischen Monumente von antikem Geschmacke nehmen muß. In diesem Punkte war, nachdem das unangenehme Ceremoniell daselbst abgemacht war, jede Berechnung verloren. Eine lange schmale Straße, und das Pantheon trat vollständig vor das Auge; dann kam ein Labyrinth von gewundenen Wegen, durch welches gelegentlich von der Seite ein Blick von einer Kirche oder Palastfronte erhascht werden konnte; hierauf öffnete sich dem Blicke der kleine Platz, der, wenn er auch zehnmal größer wäre, vor der majestätischen überwältigenden Masse des Palastes Farnese verschwinden würde, der in Backstein aufgeführt ebenso vollständig den Stempel Michael Angelo's trägt, als der Moses in Marmor, als eine andere Wendung und einige Schritte weiter uns an die Thüre des ehrwürdigen englischen Kollegs brachten. Hatte am Ende ein Traum den Geist verwirrt oder wenigstens die sehnsüchtige Reise und namentlich die letzten Stunden derselben beschlossen, während welcher die Spannung ängstlicher Erwartung in der Seele tausend Phantasien aufgeweckt hatte? Keine Beschreibung war dem wirklichen Anblicke vorangegangen. Kein Reisender seit dem Beginne des Jahrhunderts oder selbst aus einer früheren Zeit hatte das Kolleg besucht oder er-

wähnt. Es war eine Generation hindurch versiegelt gewesen wie ein Grab, und nicht einer von jenen, die eben jetzt von dem schwerfälligen Fuhrwerke an seiner Thüre abstiegen, hatte von den wenigen noch übrigen Patriarchen, die einst seine Bewohner waren, und jetzt daheim lebten, irgend Erinnerungen gesammelt, wodurch sich die Einbildungskraft vorher ein Bild von dem Orte hätte machen können. Nachdem wir soweit hergekommen waren, etwas im Geiste des Opfers und in der Erwartung, es zubereiten zu müssen, als Pioniere für weniger wagende Nachfolger, schien es unglaublich, daß ein so lieblicher Platz, wie der Sitz unsers künftigen Lebens und unserer künftigen Beschäftigung war, uns zum Loose gefallen sein sollte. Weite und hochgewölbte Gänge, eine herrliche Treppe, welche zu großen und luftigen Hallen führte, die in einander liefen, ein geräumiger Garten, worin die Limone und Orange glühte, und welcher, wie man hineintrat, eine Perspektive in Fresko von Pozzi zeigte, die auch von ihm in seinem berühmten Werke über Perspektive als Kupferstich herausgegeben wurde, eine luftige Bibliothek, heiter und groß, deren Büchergestelle jedoch ein Muster davon, was die Antiquare ein „opus tumultuarium" nennen, in den unordentlich aufgebeugten Bänden zeigten, vom Folio bis zum Duodez herab, womit sie vollgestopft waren; ein Refektorium, mit polirtem Nußbaumholze getäfelt, und darüber von derselben Hand gemalt das Bild des heiligen Georg mit dem Drachen, das jeden Augenblick von der mit Rissen durchzogenen Zimmerdecke auf den Fußboden herabfallen konnte; in besserem Zustande eine Kapelle, zwar von allem enblößt, aber vom Boden bis zum Dach mit den Heiligen Englands ausgemalt und mit einer himmlischen Glorie, die zu dem Altar führte, welcher der Herdstein neuer häuslicher Anhänglichkeit und der Mittelpunkt von vielen noch ungekosteten Freuden werden sollte; — dies waren die ersten Züge, womit uns das Bild unseres künf-

tigen Aufenthaltes entgegentrat, als wir allein und ohne Leitung durch das feierliche, ernste Gebäude wandelten, und es nach jahrelangem Stillschweigen von dem Klange englischer Stimmen und dem muntern Tritte derjenigen wiederhallen machten, welche zurückgekehrt waren, um ihr Eigenthum anzusprechen. Und als ein solches mochte es ihnen allerdings erscheinen, als sie, nachdem sie Monate lang in ein kleines Fahrzeug eingesperrt und eingepfercht und in eine noch dichter bepackte Vettura eingeklemmt gewesen waren, in den oberen Gängen, die so weit und luftig waren, wie die untern, gerade die rechte Anzahl von Zimmern für ihre Partie fanden, rein und fleckenlos, mit allen nöthigen Möbeln versehen, die, obwol einfach und einem Kollege angemessen, dennoch nagelneu und augenscheinlich für ihre erwartete Ankunft bereit gehalten waren.

Man fühlte sich sogleich daheim; es war sonst Niemands Haus, es war englischer Grund und Boden, ein Stück Vaterland, ein zurückgestelltes Erbgut. Und obwol alles niedlich und nett war, glänzend weiß, nur hier und da durch gemalte Theile der Architektur hervorgehoben, so drang sich uns doch das Gefühl auf, daß wir auf den Schauplatz besserer Menschen und größerer Dinge versetzt worden waren, als wahrscheinlich in der neuen Aera auftreten würden, welche jener Tag eröffnete. Gerade innerhalb der großen Eingangsthüre führte eine kleinere rechts in die alte Kirche der heiligen Dreifaltigkeit, welche nur ihr Dach bedurfte, um wieder zum Gebrauche hergestellt zu sein. Da stand sie, Schiff und Seitengänge durch Pfeiler getrennt, die durch Bogen zusammenhingen, alle an ihrem Platze, mit den hohen Mauern darüber. Die Altäre waren allerdings entfernt worden, aber wir konnten noch ihre Formen bemerken und die gemalten Wände zeigten die Rahmen der Altarblätter, insbesondere des herrlichen Gemäldes von Durante Alberti, das noch in dem Hause aufbewahrt wurde

und das Patronsgeheimniß vorstellte, sowie den heiligen Thomas von Canterbury und den heiligen Martyrer Eduard. Diese Erscheinung aus der Vergangenheit dauerte nur einige Jahre; denn die Wände wurden für unsicher erklärt, die alte Kirche wurde niedergerissen und der unscheinbare Bau einer durchaus modernen Kirche trat an die Stelle der alten Basilika, unter der Leitung Valadier's, eines guten Architekten, aber eines Mannes, der nichts von den Gefühlen kannte, die seinen Geist und seinen Pinsel bei einem solchen Werke geleitet haben sollten.

Es war jedoch etwas, an jenem ersten Tage den Ort wieder besucht zu sehen, wo so mancher englische Pilger, hoch oder niedrig geboren, gekniet hatte, sich auf seinen treuen Stab stützend, den er in Needwood oder New Forest geschnitten, wo so mancher adelige Student aus Bologna oder Padua in forma pauperis gebetet hatte, da er Obdach und Speise erhielt, als er vor seiner Rückkehr nach Hause das Grab der Apostel besuchte; und noch mehr, wo so mancher Student gleich jenen, die sich jetzt hier versammelten, unter Thränen den glücklichen Frühlingstagen und der ruhigen Heimath der Jugend „Lebewohl" gesagt hatte, ehe er seine mühsame Reise zu den Gefahren schlimmer Tage im Vaterlande antrat. Rings herum zerstreut lagen Andenken an die Vergangenheit. Ein prächtiges Denkmal dem Sir Thomas Dereham am untersten Ende der Kirche errichtet, war ganz vermauert und überwölbt und so unsichtbar; aber zertrümmert und entstellt lagen die reich mit Bildern geschmückten Gräber eines Erzbischofes von York und eines Priors von Worcester und vieler englischen Biedermänner, während noch traurigere Trümmer aus dem neueren Sturme auf der einen Seite aufgebeugt waren, — die Schädel und Knochen vielleicht von Kardinal Allen, P. Persons und andern, deren Särge man aus den untern Gewölben hervorgezogen und in Kriegsmunition verwandelt hatte.

Wenn ein lebendiges Glied zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit verlangt wurde, zwischen der jungen Generation, die an der Thüre stand, und der alten, die in die Gruft der ehrwürdigen Kirche hinabgestiegen war, so hatte man es in der Person des mehr als achtzigjährigen Pförtners Vincenzo, der da stund, — lauter Begrüßung von dem wackelnden Appendix seines grauen Kopfes bis zu den großen silbernen Schnallen an seinen Schuhen, mit seinem zahnlosen Munde in einer bis jetzt noch fast unbekannten Sprache sein Willkomm murmelnd, aber voll demüthiger Freude und fast patriarchalischer Herzlichkeit, als er den lieben Aufenthalt seiner eigenen Jugend wieder bevölkert sah.

2. Kapitel.

Die erste Audienz.

Dieses zweite Kapitel sollte, könnte man glauben, sich mit einer Entschuldigung für das erste eröffnen; denn was kann man wohl für ein Interesse bei dem Leser voraussetzen an seinen persönlichen Einzelheiten, oder was für eine Beziehung kann es haben zu dem Gegenstande dieses Werkes? Den ersten Theil dieser Frage zu beantworten möchte anmaßend sein; der zweite ist zu einer Erwiederung berechtigt. Ein Schriftsteller, der es sich nicht zur Aufgabe macht aus andern zusammenzutragen, sondern seine eigenen Eindrücke, Erinnerungen oder Meinungen zu geben, der nicht eine Geschichte verfaßt aus dem Materiale anderer Leute, sondern sein eigenes, wenn auch geringes Schärflein zu dem Vorrathe künftiger Sammler beizutragen sucht, ist verbunden seine Ansprüche auf den Glauben seiner Leser zu begründen. Wenn er keine solchen auf den Grund früheren Fleißes oder gegenwärtiger Geschicklichkeit, sorgfältiger Beobachtung oder graphischer Darstellungsgabe vorbringen kann,

so muß er wenigstens jenes Recht an den Glauben und die Aufmerksamkeit zu erlangen suchen, welches zufällige Umstände und eine Stellung, die ihm der Zufall anwies, verleihen mögen.

Wenn es nun einer, der in den Grenzen des gegenwärtigen Jahrhunderts geboren ist, wagt, seine persönlichen Beobachtungen oder Erinnerungen, die beinahe 40 Jahre umfassen, in einem entfernten Lande zu veröffentlichen; wenn er behauptet, daß er von einer so entfernten Zeit an bis herab auf die Gegenwart Gelegenheiten hatte, nicht bloß zu hören, sondern auch zu sehen, was den Charakter von Souveränen, die einander auf Einem Throne folgten, beleuchten kann; noch mehr, wenn er seine Notizen damit beginnt, daß er sagt, innerhalb weniger Tage nach seiner Ankunft am Sitze des Herrschers sei er in seiner Gegenwart schon vertraut gewesen, so sind das für einen vorsichtigen Leser Gründe genug zu fragen, wie dies kam, und was den Glauben an eine solche Unwahrscheinlichkeit rechtfertigen könne?

Die Antwort auf diese Frage wurde im ersten Kapitel zu geben versucht. Nicht im Kleide eines Höflings, der in den Hallen eines Palastes erzogen worden, nicht durch das Privilegium der Würde oder des Standes, sondern in dem einfachen Gewande eines Kollegiaten, durch den Anspruch, den das Recht des Sohnes an einen gemeinsamen Vater gibt, wurde ein so frühzeitiger Zutritt zu den Füßen des guten und frommen Pius verschafft. Man fühlt sich gewiß alt, wenn man sein Leben nach fünf Pontifikaten zählen kann, aber dies Gefühl wird gewiß für ein katholisches Gemüth aufgewogen durch den Gedanken, daß jeder verehrte Besitzer jener erhabenen Würde seinen Segen über den einen oder andern Theil seines Daseins ausgoß von der hoffnungsvollen Zeit der brausenden Jugend an bis zu den schwereren und traurigeren Tagen. Diese ununterbrochene

Fortdauer eines gütigen Wohlwollens, das sich zu einer Gnade steigert, erfordert eine eigenthümliche Stellung, die keinen Anspruch auf Verdienst hat, und daher ohne Scheu erwähnt werden kann. Die folgenden Blätter werden diese bereits im vorigen Kapitel angefangene Freiheit erheischen, und wenn dem so ist, so möge diese einzige Entschuldigung für das ganze Buch genügen. Auch wird es nicht unnatürlich erscheinen, daß ein so gegründetes Verhältniß zwischen herablassender Güte auf der einen, und ehrerbietiger Zuneigung auf der andern Seite — ein Verhältniß, das der Leser Zufall nennen kann und der Verfasser Vorsehung nennen möchte, einen Einfluß auf seine Bestrebungen, seine Gedanken und die ganze Richtung seines Lebens ausgeübt haben sollte, wie er es wenigstens fand und fühlte.

Das Ereigniß, auf das sich das erste Kapitel bezieht — die Wiederherstellung des unterdrückten englischen Kollegs in Rom — war das fast von freien Stücken unternommene Werk Pius VII. und seines großen Ministers Consalvi. Es dürfte nicht uninteressant sein, später auf diesen Gegenstand wieder zurückzukommen. Für jetzt mag so viel genügen. Obwol ein Rektor, und zwar ein für sein Amt ganz tüchtiger Mann schon ein Jahr lang im Besitze des Hauses gewesen war, so war doch die Ankunft einer Kolonie von Studenten die wirkliche Eröffnung der Anstalt. An dem erwähnten Tage fand der vortreffliche Superior, der hochwürdige Robert Gradwell, bei seiner Heimkehr die erste Installirung dieser wichtigen Körperschaft wirklich vollzogen, und zwar in dem Maße, daß die Vorbereitungen zu seinem eigenen frugalen und einsamen Mahle bereits für sie verwendet worden waren. Das Ereigniß war bedeutend genug, um dem Staatssekretär mitgetheilt zu werden und die Antwort war, daß so viele von der Partie als mit dem alten und geheiligten Kostüm des englischen Kollegs versehen werden könnten, dem heiligen Vater in einigen Tagen vor-

gestellt werden sollten. Unter den Glücklicheren war, Dank einem günstigen Ungefähr, der Verfasser des gegenwärtigen Buches.

Die Gefühle eines jeden, der jenem höchst ehrwürdigen Manne nahen durfte, trugen nothwendig eine lebhaftere Farbe an sich, als jene, die seine Würde und sein Amt einflößten. Seine Geschichte war mit jener der Welt verwachsen und sogar Anekdoten daraus waren noch frisch im Gedächtnisse. In den Augen des Jünglings insbesondere, der sich ihn nur in einer von seiner natürlichen so verschiedenen Lage als einen gefangenen und verfolgten Papst vorstellen konnte, welcher es beinahe gelernt hatte, die Idee der Oberleitung der Kirche von aller Pracht und weltlichen Herrlichkeit zu trennen, und sie wie in den ersten Zeiten mit Gefängnissen und Banden verbunden zu denken, umfloß der Heiligenschein des Bekenners die Tiara Pius VII., welcher alles Gold und alle Juwelen verdunkelte. Sein Bild war uns vertraut geworden, aber es war nicht das eines Hohenpriesters „gekleidet in das Gewand der Heiligkeit", sondern eines hochbetagten Mannes, der sich über das Kruzifix hinbeugt, um da seinen Trost zu suchen, und der jene Worte spricht, welche durch seinen beständigen Gebrauch geheiligt worden waren: „Möge der heilige und anbetungswürdige Wille Gottes immer an mir geschehen!" Sodann war die Kunde von seinen wunderbaren Triumphen, von seinem demüthigen Siege gekommen, der kaum weniger in Erstaunen setzte, als der mit den Waffen erkämpfte. Er war aus seiner Haft befreit worden, nicht durch menschliche Macht, nicht durch die Heere, die sein Gefängniß beinahe eingeschlossen hatten, sondern durch jenen höhern Willen, welcher die Herzen der Könige in seiner Hand hält und sie lenkt, wie Er will. Derselbe grausame Befehl, der ihn aus seinem Palaste gerissen und weggeführt hatte, setzte ihn in Freiheit oder befahl vielmehr seine Wiedereinsetzung in seine

Rechte. Darauf war allerdings eine andere Gefahr und zeitweilige Entfernung gefolgt, so daß die endgültige Einsetzung des heiligen Vaters in sein Gebiet und die vollständige Zurückgabe desselben erst seit drei Jahren eingetreten war*) und den Charakter eines noch frischen Ereignisses an sich trug. Man hätte in der That beinahe sagen können, daß die Triumphbogen und Blumenkränze seines freudigen Einzugs in Rom kaum verschwunden waren, und daß das Echo des Jubelgeschreies, das ihn bewillkommte, noch um die sieben Hügel schwebte. Denn die Leute sprachen alle davon, wie von Dingen, die erst gestern geschahen.

Also keine „Vorstellung" bei dem Papste, wie die übliche Phrase lautet, erwartete uns, wenigstens nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Für jeden Katholiken und für einen jungen Theologen natürlich insbesondere muß dies ein Ereigniß im Leben sein, und die Ceremonie schließt ein doppeltes Gefühl in sich, das sonstwo unmöglich ist, indem es aus der Ehrfurcht besteht, die man einem Souveräne zollt und aus der Huldigung, welche dem Oberhaupte unserer Religion dargebracht wird. Von dem Monarchen empfangen wir mit innerer Befriedigung ein herablassendes Wort, von dem Papste nehmen wir dieses Wort als einen Segen entgegen. Wenn wir zu den natürlichen Gefühlen, die auf diese Art durch die Vereinigung des doppelten Ranges der Souveränität und des Supremates in einer einzigen Person uns eingeflößt wurden, noch die mehr individuelle Empfindung hinzurechnen, welche der persönliche Charakter des Papstes Pius VII. in unserm Gemüthe erweckte, so wird man sich leicht denken können, daß unser Herz schneller schlug als gewöhnlich und nicht ohne kleine Unruhe war, als wir am Vorabende vor Weihnachten, dem zur Audienz bestimmten Tage, die große Treppe im Palaste

*) Durch den Wiener Vertrag vom 9. Juni 1815.

des Quirinal hinaufstiegen. Dies ist ein Eingang, der von dem jetzt gewöhnlichen verschieden ist. Nachdem man durch die prächtige Sala regia gegangen, kommt man durch eine Reihe von Gallerien, die mit schönen, alten Tapeten und andern Kunstwerken geschmückt, obwol mit der größten Einfachheit möblirt sind. Die letzte davon war die Antichambre des Zimmers, welches der Papst einnahm. Nach einem kurzen Aufenthalte wurden wir aufgefordert, in dasselbe einzutreten. Es war ein Zimmer, so klein, daß es kaum Raum gewährte für die gewöhnlichen Kniebeugungen an der Thüre und in der Mitte des Gemaches. Aber anstatt uns, wie es Sitte war, sitzend zu empfangen, war der milde und liebenswürdige Papst aufgestanden, um uns zu bewillkommen, und ging uns entgegen, als wir herannaheten. Er wollte nicht, daß es eine bloße Vorstellung oder ein ceremonieller Besuch sein sollte. Es war ein väterlicher Empfang und im wahrsten Sinne des Wortes eine Einweihung in die Pflichten, die uns erwarteten. Es wird jedoch am besten sein, die Einzelheiten dieser ersten Unterredung mit dem Nachfolger des heiligen Petrus mit den Worten einer Notiz zu geben, die wahrscheinlich an jenem Tage in das Journal des Rektors eingetragen wurde: „Am 24. Dezember nahm ich sechs von den Studenten mit zu dem Papste; die übrigen vier konnten nicht eingekleidet werden. Der heilige Vater empfing sie stehend, schüttelte einem jeden die Hand und hieß sie in Rom willkommen. Er lobte den englischen Klerus wegen seines guten und friedfertigen Verhaltens und wegen seiner Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl. Er ermahnte die Jünglinge zum Fleiß in der Wissenschaft und zur Frömmigkeit und sagte: „Ich hoffe, ihr werdet sowol Rom als eurem eigenen Lande Ehre machen."

Dies ist die erste persönliche Erinnerung des Verfassers an einen Papst, und dieser Papst war der berühmte Pius VII. Was wir von der Milde, Herablassung und

Freundlichkeit seiner Rede, seines Benehmens und seines Ausdruckes gelesen hatten, bestätigte und verwirklichte sich vollkommen und wir erfuhren es an unserer eigenen Person. Nicht nach dem, was wir gehört, sondern nach dem, was wir gesehen und erfahren hatten, mußten wir ihn jetzt hochachten und lieben. Der freundliche und fast nationale Druck der Hand, welcher, nachdem die gebührende Huldigung freudig dargebracht war, zwischen dem Haupte der katholischen Kirche, das schon durch sein Alter ehrwürdig war, und zwischen einem Jüngling gewechselt wurde, der noch nicht einmal zu einer Hoffnung berechtigte; die erste Ermahnung beim Eintritt in seine theologische Laufbahn, die Anrede, womit ihn derjenige gleichsam in dieselbe einweihete, den er als die Quelle der geistlichen Weisheit auf Erden anerkannte, — dies bildete gewiß ein doppeltes Band, das durch jede nachfolgende Erfahrung nicht gelockert, sondern vielmehr gestärkt werden sollte.

Ich weiß nicht, wie ein Würdeträger irgend einer andern Religion, wenn er auch keine königliche Macht und Majestät besitzt, eine Anzahl von Jünglingen aufnehmen würde, die im Begriffe stünden, sich dem Dienste seines Glaubens zu widmen; auch nicht ob er es der Mühe werth hielte, sie überhaupt zu einer Unterredung zuzulassen. Aber nach Rom strömen aus allen Gegenden der Erde Aspiranten des geistlichen Standes, die im Knabenalter und beinahe noch in der Kindheit stehen, und ebenso viele Sprachen reden, als den Aposteln am Pfingstfeste zugeschrieben werden, und dennoch ist es vielleicht kaum bei einem der Fall, daß er nicht in persönliche Berührung mit demjenigen kommt, zu dem er von Kindheit an als zu der höchsten Person in der Welt hinaufblickte. Bald nach seiner ersten Ankunft empfängt er einen Segen für seine künftige Laufbahn, der oft mit einigen freundlichen Worten, aber unfehlbar mit einem gütigen Blicke begleitet ist. Dieser kurze

Moment bildet eine Epoche im Leben, vielleicht den Anfangspunkt einer erfolgreichen Laufbahn. An die Stelle der allgemeinen Anhänglichkeit, die ihn mit Millionen an das Haupt seiner Kirche knüpfte, ist nun ein persönliches Band getreten, eine individuelle Verbindung. Es ist nun nicht mehr eine bloße Scheu, die sich voll Ehrfurcht in der Ferne hält, sondern eine Zuneigung derselben Art, wie man sie gegen Jemand fühlt, mit dem man in dem innigsten Verhältnisse steht. Und dieses Verhältniß wird in dem Gemüthe des Jünglings mit jedem folgenden Jahre seiner Studienlaufbahn verstärkt. Er weiß, daß jeder Professor, dessen Vorlesungen er hört, nach sorgfältiger Wahl direkt und unmittelbar von dem Papste selbst ernannt worden ist; daß jedes Unterrichtsbuch, welches er liest dieselbe höchste Gutheißung empfing; er fühlt sich fast, unter der unmittelbaren Aufsicht des heiligen Stuhles. So rein und klar die Bäche sein mögen, aus welchen andere trinken, er hält seine Lippen an den Felsen selbst, an den ein gottgeweihter Stab geschlagen hat, und schlürft die Wasser ein, wie sie Leben spendend daraus hervorquellen.

Kommt aber die Reihe an ihn, gemäß dem Privilegium, welches von jedem Kolleg ausgeübt werden darf, an irgend einem wichtigen Feste in der päpstlichen Kapelle zu predigen, so wird er dem heiligen Vater besonders vorgestellt, und empfängt einen väterlichen und huldreichen Glückswunsch dazu. Legt er öffentlich einen Beweis ab von seiner Geschicklichkeit oder seinem Fleiße, indem er am Schluße seiner philosophischen und theologischen Studien eine sogenannte Disputation hält, d. h. eine Art geistiges Turnier, wo alle kommen dürfen, um sich mit ihm zu messen und seine Tüchtigkeit zu erproben, so ist er noch mehr berechtigt, als Lohn für seinen Erfolg zu den Füßen desjenigen, dessen Lehren er offen behauptet und vertheidigt hat, die gedruckten Artikel niederzulegen, worin er die Probe be-

stund, und freundliche und ermuthigende Worte zu hören, die für seine Monate lange mühsame Vorbereitung und den Tag seines ängstlichen Kampfes ein Ersatz sind. Endlich wenn seine Laufbahn vollendet ist, und er im Begriffe steht, von der Zeit der Prüfung und friedlichen Vorbereitung auf das Feld der Arbeit mit ihrer Last und Hitze überzugehen, so erlangt er unfehlbar eine Abschiedsaudienz, bei welcher er um einen Segen für sein künftiges Werk anhält und ihn erlangt. Und selten ist es der Fall, daß er die ewige Stadt verläßt, ohne bei der einen oder der andern dieser besondern Unterredungen unmittelbar aus der Hand, die er küßt, irgend ein Andenken erhalten zu haben, — eine Medaille oder einen Rosenkranz oder ein Kreuz, das er im Leben wie einen Schatz aufbewahrt, und welches die Erinnerungen der Jugend fast täglich frisch erneuert.

Auch ist es nicht selten der Fall, daß man sich selbst an eine frühere Unterredung erinnert findet, und daß eine Frage an einen gestellt wird, welche die liebevolle Treue eines Gedächtnisses zeigt, durch das inzwischen Dinge von höherem Interesse hindurchgegangen sein müssen. Ist es zu verwundern, daß, was man alberne Ultramontanismus heißt, von allen Seiten zunehmen muß? Denn was ist derselbe in Wirklichkeit? Gewiß nicht eine Veränderung in der Lehre, sondern eine lebendigere und mehr individuelle Erkenntniß, eine Erfahrung ihrer Wirksamkeit. An den Supremat wird von dem nicht gereisten wie von dem gereisten Katholiken geglaubt; aber die Leichtigkeit des Zutritts und viele andere Gründe haben die Zahl derjenigen vermehrt, welche mit Päpsten in Berührung gekommen sind, und dies hat selten verfehlt, einen abstrakten Glauben in ein Gefühl liebender Zuneigung zu verwandeln. Aber in jenen, die Jahre lang unter dem nämlichen Einfluße gestanden sind, der unveränderlich ist in seinen gewinnenden und eindrucksvollen Formen, wird es ein bestimmtes Element, das sich bestän=

dig gleich bleibt, wo sonst alles wechselt, und ihren religiösen und kirchlichen Ueberzeugungen Wärme und Stärke verleiht. Der deutsche Student wird seine römischen Eindrücke mit sich fort nehmen, vielleicht als Theorien in einer mehr abstrusen und transcendentalen Form; der Franzose in einer mehr poetischen Gestalt, welche die Einbildungskraft schuf; dem Geiste des Engländers werden sie sich mehr praktisch darstellen und als Führer zum Handeln, während vielleicht der Amerikaner sie um so tiefer empfindet, weil sie so stark mit allem contrastiren, was er in weltlicher Politik am meisten bewundert, und weil sie den Stempel einer ganz eigenthümlichen Ordnung der Dinge an sich tragen. Aber alle, wohin sie immer gehen mögen, werden der Schule angehören, in der sie erzogen wurden, und natürlich ihre eigenen Gefühle manchen mittheilen.

Dieses Kapitel scheint vielleicht ebenso gut als das erste eine Entschuldigung zu verlangen wegen Dingen, die nicht hieher gehören. Wenn dem so ist, so möge es die folgende sein. Es zeigt, wie viel enger, als es auf den ersten Anblick scheinen mag, das Band ist, welches eine sehr unbedeutende Person mit der höchsten in der Welt des Glaubens verknüpfen kann, wie mannigfaltig die Gelegenheiten der Beobachtung und wie lebhaft die Eindrücke sein können, die dem einen ein Recht geben dürften, ein Bild von dem andern zu entwerfen.

3. Kapitel.

Charakter Pius VII.

Man kann sich schwerlich ein Gesicht vorstellen, das den innern Charakter getreuer auf der Oberfläche darstellt, oder einen Charakter, der sich vollkommener und unverstellter in den Gesichtszügen zeigt, als es bei diesem ehrwürdigen Papste der Fall war. Und es ist nicht zu viel

gesagt, daß selten ein gelungeneres Porträt aus dem Pinsel eines Künstlers hervorging, als das seinige von Sir Thomas Lawrence. Dieser ausgezeichnete Maler kam im Mai 1819 mit dem Auftrage in Rom an, den Papst und den Kardinal Consalvi abzuzeichnen, den einen als auf dem Kongreße zu Wien repräsentirt, den andern als seinen Repräsentanten. Es war daher nicht ganz ein persönliches Kompliment; denn die beiden Porträte gehörten zu einer Reihe von Bildern, welche alle die Souveräne und ihre Gesandten enthielt, die an dieser wichtigen Versammlung Theil nahmen. Die meisten Leser werden sie in Windsor Castle bewundert haben, wo sie noch vorhanden sind.

Allein der Verfasser hatte den Vortheil, diese zwei bewunderungswürdigen Gemälde zu sehen, als sie von dem Künstler selbst unter demselben Dache, unter dem ihre Originale lebten, ausgestellt wurden, nämlich im Palaste des Quirinal, und so über ihre Genauigkeit urtheilen zu können. Unter den vielen Menschen, die hieher strömten, um sie zu sehen, herrschte nur eine Meinung, daß sie vollkommene Bildnisse seien, nicht bloß solche, welche die Gesichtszüge kopiren, sondern die den Ausdruck und den Charakter der dargestellten Person der Nachwelt überliefern. Von dem Papste waren natürlich während der vorangehenden 19 Jahre seines wechselvollen Pontifikates viele Porträte genommen worden, aber keines, das diesem nahe gekommen wäre oder ihn der Welt gab, wie er leibte und lebte. Von dem Kardinal war dies die erste Darstellung nach dem Leben. Ein Freund von dem Verfasser besuchte ihn gerade in dem Augenblick, als Sir Thomas am 13. Mai bei ihm war, und sein Beglaubigungsschreiben überreichte, und der Kardinal stellte sie einander vor. Se. Eminenz sagte, daß er immer einen Widerwillen gehabt habe, sich porträtiren zu lassen, aber, setzte er hinzu, indem er

ihm den Brief des Lord Castlereagh zeigte: „Was kann ich jedoch in diesem Falle machen? Es abzuschlagen, ist unmöglich."

Obwol die Augen der italienischen Kritiker die charakteristischen Fehler in Sir Thomas' Manier wohl bemerkten, und natürlich seine scheinbare Nachläßigkeit in untergeordneten Partieen und den Mangel an Genauigkeit in Nebensachen tadelten, so wurden doch die Köpfe als fehlerlos und herrlich gelungen anerkannt. Die ruhige Lage des Leibes, der ohne Elasticität in den Stuhl gesunken ist, und mit seinen Armen eine Stütze sucht, die abgemattete Haltung und der Mangel an Kraft in den Gliedern und im Kopfe verrathen uns die 77 Jahre, unter welchen manche voll Kummer und Trübsal waren. Doch das Haar, kaum mit einer Spur der Zeit oder jener gewaltthätigeren Hand, die oft, wie man weiß, in einer einzigen Nacht das Werk von Jahren thut, sondern schwarz und fließend, die Stirne noch glatt, und von Runzeln nicht durchfurcht, der Mund nicht zusammengezogen, sondern von einem beständigen Lächeln umspielt, zeigen den heiteren und ausdauernden Geist, an welchem die wechselvollen Schicksale eines langen Lebens vorüberzogen, eines Lebens voll Veränderungen und seltener Uebergänge, — von dem adeligen Hause der Eltern in ein Kloster, von der Mönchskutte zur Mitra, von dem Bischofssitze zu dem Stuhle des heiligen Petrus; sodann von dem Palaste zum Gefängnisse und nun endlich wieder von Savona nach Rom. Daß sich Mattigkeit und sogar Schwäche an jenem Leibe und auf jenem Gesichte ausdrückte, kann Niemand Wunder nehmen; aber daß sich daselbst nicht ein Symptom von versauertem Wesen oder von bitterer Erinnerung zeigte, kein unfreundlicher Gedanke, ja nicht einmal eine Spur davon, daß er sich der Demüthigungen und Leiden erinnerte, dies ist ein Beweis nicht nur von einer milden Gemüthsart, sondern von einem streng

beherrschten Geiste und von starken Grundsätzen, die zu einer solchen leitenden Macht taugten.

Das Leben eines Souveräns wird in der Regel von seiner Thronbesteigung an gerechnet. Nach den Regierungen wird die Weltgeschichte geschrieben. Der Mensch gilt der Menschheit nichts, der König alles seinem Volke. Was er vor dem Beginne seiner königlichen Laufbahn war, wird kaum erwähnt oder nur schwach im Gedächtnisse behalten, denn es wird den Kindern nicht erzählt. Um wegen früheren Ehrenauszeichnungen in den Annalen seines Landes eine Stelle zu erhalten, muß er sterben, ehe er jenen Thron erreicht, der sie alle verdunkeln wird. Ein schwarzer Prinz oder eine Prinzeß Charlotte hatten am Tode den besten Freund ihres frühzeitigen Rufes. Eine königliche Krone wird eine ungeheure Menge von Lorbeeren überdecken und verbergen.

„Scire piget, post tale decus, quid fecerit ante," ist ebenso wahr von einer Krönung als von Scävola's Heldenthat. Daher bekümmert man sich in der Regel sehr wenig um die früheren Lebensumstände des Nachfolgers auf dem päpstlichen Throne, wenn sie gleich sehr wichtig sein mögen, um den folgenden Charakter gehörig zu würdigen. Dies ist gewiß bei Pius VII. der Fall. Daß er ein Mann war so milde und sanft, so ohne alles Gefühl des Grolles und der Rachsucht, daß Kardinal Pacca kein Bedenken trägt, die Worte auf ihn anzuwenden, womit die heilige Schrift den Moses schildert, „daß er der mildeste der Menschen gewesen sei," dies hat noch Niemand bezweifelt. Diese besondere Eigenschaft kann man die eigentliche Grazie seiner Natur nennen, so deutlich war sie seiner äußern Erscheinung aufgedrückt, so tief durchdrang sie alle Handlungen seines Lebens.

Ueberdieß wird ihm Niemand jene Stärke bestreiten, welche so oft die sanfteste Gemüthsart begleitet, — eine

Macht der Ausdauer ohne Murren, den geduldigen Starkmuth, welcher leidet ohne Klage und ohne Verdrießlichkeit. Aber Eigenschaften einer viel höhern Art gehören ihm an und sind doch oft übersehen worden; auch wurde die Laufbahn seines früheren Lebens nicht gehörig hervorgehoben, um den eigenthümlichen Charakter zu erklären oder zu beleuchten, den er später entfaltete. Wir müssen annehmen, daß der Grund zu demselben schon durch die ersten Eindrücke der Kindheit tief gelegt wurde. Wenn die Natur Barnabas Chiaramonti eine milde und sanfte Gemüthsart gab, so verlieh ihm ein höherer Einfluß eine noch bessere Gabe. Die Natur bekleidete ihn mit der Schönheit eines unbefleckten Lebens, mit dem Charakter einer untadelhaften Tugend während seines ganzen langen Lebens. Wenige Familien in Europa sind erlauchter als die seinige, aber während er von seinem Vater hohen Adel erbte, erhielt er von seiner Mutter, einer Tochter des Marchese Ghini ein noch schätzbareres Erbtheil, — die Gabe einer seltenen Tugend und Frömmigkeit. Sie war in der That eine Dame von ausgezeichneten Vorzügen, durch jede religiöse Tugend in der Welt rühmlich bekannt. Nachdem sie die Erziehung ihrer Kinder vollendet, und als der zukünftige Papst das Alter von 21 Jahren erreicht hatte, trat sie im Jahre 1763 in ein Karmelitenkloster zu Fano, wo sie noch im lieben Andenken steht, und wo sie 60 Jahre alt im Jahre 1771 starb. In dieser Zurückgezogenheit sagte sie ihm, wie Pius selbst öfters zu erzählen pflegte, seine dereinstige Erhebung zur päpstlichen Würde und die langwierigen Leiden voraus, welche damit verbunden sein würden.*)

---

*) Der Erzdiakon Hyacinth Ignatius Chiaramonti, Pius Bruder, gab im Jahre 1768 ein lateinisches Gedicht „De majorum suorum laudibus" heraus, das er ihm, der damals Kardinal war, widmete, und in welchem er ihre Mutter so anredet:

Diese frühesten Eindrücke häuslichen Beispiels und mütterlicher Unterweisung bildeten wie schon gesagt die Grundlage in Pius' Charakter. Im Alter von 16 Jahren, nachdem er in dem adeligen Kolleg zu Ravenna seine Vorbildung erhalten hatte, zog er sich nach reiflicher Ueberlegung in die Benediktinerabtei von Santa Maria del Monte nahe bei Cesina, seiner Vaterstadt zurück. Keine weltliche Triebfeder konnte ihn zu diesem Schritt bewegen; er hatte keinen Grund, sein elterliches Haus zu verlassen; und seine Geburt und sein väterliches Vermögen sicherten ihm ein behagliches Leben in der Welt. Wenn er bloß zum geistlichen Leben eine Neigung hatte, so standen ihm als Weltpriester alle Vortheile desselben offen, ohne sich von seiner Familie trennen zu müssen, in welcher er so wohl gelitten war. Und gewiß, wenn ehrenvolle Beförderung auch nur im geringsten das Ziel seines Ehrgeizes gewesen wäre, so schnitt er mit jenem Schritte jede günstige Gelegenheit dazu ab, welche seine Familienverbindungen oder seine eigenen Bemühungen ihm in dem Stande eines Weltgeistlichen hätten geben können.

Eine doppelte Disciplin, die ihn auf sein künftiges Leben vorbereitete, wie die Vorsehung es ihm bestimmt hatte, erwartete ihn im Kloster. Die erste war die Disciplin des klösterlichen Noviziates, das Verzichten auf allen Rang und Titel, auf alle Glücksgüter, Geld und Wohl-

---

O semper memoranda parens! O carmine nostro
Non unquam laudata satis! me despice clemens,
Exutumque Tibi mortali corpore junge:
Sit precor, haec merces, nostrorum haec meta laborum.

Ich erinnere mich, daß man in Rom zu sagen pflegte, und ich habe die nämliche Behauptung seitdem gelesen, daß nur der entschiedene Widerstand des Sohnes, als er auf den päpstlichen Thron erhoben war, die feierlichere Anerkennung der außerordentlichen Heiligkeit der Mutter durch Beatifikation verhinderte.

leben; das freiwillige Herabsteigen auf eine gleiche Stufe mit dem Sohne des rohen Bauern oder Handwerkers; das Aufgeben von weltlichen Genüssen jeder Art, indem er von den Gemälden und Tapeten des Ahnenpalastes zu den nackten Gängen des Klosters überging, von der geschwätzigen Gesellschaft der Tafel zu dem stillen Mahle der Gemeinde im Refektorium; von dem netten Zimmer mit seinen elastischen Betten und damastenen Vorhängen zu der weiß getünchten Zelle mit ihrem Strohlager und den hölzernen Fensterläden, mit den gemeinen Arbeiten eines Haushaltes, wo man sein eigener Diener ist und alles für sich selbst thut, und wo man endlich alle seine Zeit, seine Handlungen, seinen Willen der Leitung der Regel und des Gehorsams gänzlich unterwerfen muß und zwar mit bereitwilliger Freudigkeit. Denn wenn man die jugendlichen Aspiranten zum Klosterleben hier oder auswärts, in der Recreationsstunde oder beim Studium betrachtet, so kann man nach einer ganz einfachen Regel leicht entscheiden, wer ausharren wird. Das heitere Angesicht und das helle muntere Auge zeigen den künftigen Mönch weit sicherer an, als ein finsteres Aussehen und verstohlene Blicke.

In den Tagen, als das Unglück über Pius hereinbrach, kam alle seine vorangehende Disciplin ihm wunderbar zu Hilfe. Er hatte sie im 16. Jahre begonnen, hatte seinen hochtönenden Namen Barnabas Chiaramonti mit dem einfachen Don Gregor vertauscht (zuerst hieß er gar nur „Bruder“); er war nur ein Glied einer Gesellschaft geworden, gleich gekleidet wie die übrigen und ohne Auszeichnung außer dem angenommenen Klosternamen. Er durchwandelte zu Fuß die Straßen und wurde im Gedränge gestoßen und hätte wahrscheinlich eine kühlende Erfrischung nicht bezahlen können. Auf diese Art eilte er nach dem St. Petersplatze, um Zeuge zu sein von der Krönung Clemens XIV. Diese imposante Ceremonie wird in der Loggia

vollzogen, von wo aus der Papst den Segen gibt, während er auf die stolze von Menschen dicht besetzte Esplanade hinausschaut. Begierig, einen Blick von dem Schauspiele zu erhaschen und sich von dem Gedränge zu befreien, das ihn beengte, sprang er hinter ein leeres Fuhrwerk hinauf. Der Fuhrmann wandte sich um, aber anstatt über dieses Eindringen in sein Gebiet unwillig zu werden, sagte er gutmüthig zu ihm: „Mein liebes Mönchlein, warum bist du so begierig, eine Funktion zu sehen, die dir einst selbst zum Loose fallen wird?" *)

Die Aufrichtigkeit dieser Berufung wurde vollkommen auf die Probe gestellt. Der Papst Pius VI., sein unmittelbarer Vorgänger, war ein großer Freund der Familie. Indem er einen Angehörigen derselben zu hoher Würde zu befördern wünschte, wählte er einen andern Bruder, Gregor, den er nach Rom berief und in die geistliche Akademie brachte, eine Anstalt zur Erziehung von Jünglingen, die sich für das öffentliche Leben vorbereiten. Diese Bevorzugung, eine Folge der Wahl des Klosterlebens, welche Barnabas getroffen hatte, raubte ihm alle Hoffnungen zur Beförderung, wenn sie je in seinem Geiste vorhanden gewesen wären. Der Titel „Abt" war alles, was der Papst selbst mit einiger Schwierigkeit ihm verschaffen konnte, um ihn zu ehren und auszuzeichnen.

Es wird leicht sein, den Einfluß dieser strengen und frühen Schule auf das Betragen Pius VII. in den Tagen seiner Leiden und Mühseligkeiten nachzuweisen. Er war als Mann bereits mit diesen Dingen vertraut. Eine Lage, die ihn wohl in Verlegenheit bringen, oder die seine Geduld erschöpfen und zu der Last der öffentlichen Sorgen die klei-

*) Der Gewährsmann für diese Anekdote ist der Sekretär des Papstes, Msgr. Testa, der dem Verfasser sagte, er habe es vom Papste gehört.

nen Widerwärtigkeiten hinzufügen mochte, die mehr quälen und ärgern, als jene drücken, stellte ihm Analogien dar mit Dingen, woran er sich schon gewöhnt hatte, und wurde verhältnißmäßig mit leichtem Sinne ertragen.

Als er plötzlich auf rohe Weise in der Nacht vom 6. Juli 1809 aus seinem Palaste gerissen, in eine Kutsche geworfen und im Staube und in der Hitze eines italienischen Sommertags fortgeführt wurde ohne einen Diener, ohne Weißzeug — ohne seine Brille, abgemattet und im Fieber, verlor er keinen Augenblick seiner Heiterkeit. „Nos deux voyageurs (Pius VII. und Kardinal Pacca) répondent à mes procédés pour eux, et rient quelquefois avec nous" (unsere beiden Reisenden schicken sich in mein Verfahren gegen sie und lachen zuweilen mit uns), schreibt General Radet in einem seinem Tone nach brutalen und gemeinen Briefe, den er am Morgen nach dem ersten Tage der traurigen Reise an den General Miollis richtete;*) ja der Kardinal Pacca erzählt uns auf unterhaltende Weise, daß der Papst, als sie eben diese trübseligste der Reisen angetreten hatten, ihn fragte, ob er Geld bei sich habe. Der Staatssekretär erwiederte, er habe keine Gelegenheit gehabt, sich damit zu versehen. „Wir zogen sodann unsere Börsen heraus, fährt der Kardinal fort, und ungeachtet der betrübten Gemüthsstimmung, in der wir damals darüber waren, daß wir so von Rom und von allem, was uns theuer war, gewaltsam weggeführt wurden, konnten wir doch kaum das Lachen halten, als wir den Inhalt der Börse eines jeden fanden; die des Papstes enthielt einen Papetto

---

*) Veröffentlicht im Leben Pius VIII. von Chevalier Artaud p. 295. Es war erst um das Jahr 1844 an's Licht gekommen. Auf diesen Brief wird in dem apologetischen Schreiben desselben Generals an Pius VII., datirt vom 12. Septbr. 1814 angespielt und er steht am Ende der Denkwürdigkeiten des Kardinal Pacca.

(30 kr.) und die meinige drei Grossi (22 1/2 kr.). Wir hatten genau 35 Bajocchi miteinander. Der Papst streckte seine Hand aus und zeigte seinen Papetto dem General Radet mit den Worten: „Sehen Sie her, dies ist Alles, was ich besitze." Wahrlich, „ils rient quelquefois avec nous." Ein guter Spaß in der That; ein Monarch lacht darüber, daß er ohne Pfenning ist, und der Mann, dem er zulächelt, sieht in dem Lächeln oder in den einfachen Worten, die es erklären, nichts Schönes oder Erhabenes; o nein! es ist nur ein passender Posten für einen amtlichen Bericht, um zu zeigen, wie vollständig er seinen Auftrag vollzogen hat. So viel vom Gelde und der Sorge dafür. Der erlauchte Reisende war sogar ohne Vorrath an Kleidern oder Weißzeug; und noch später, als er nicht mehr in den Händen von Männern wie Radet war, besaß er nur ein einziges Kleid, einen dickwollenen Talar, den ihm der König von Spanien gegeben hatte, und der für die Jahreszeit, in welcher er ihn tragen mußte, gar nicht paßte. Dies erzählte er im Jahre 1820 zu Rom einem Freunde, einem Engländer, von dem ich die Angabe habe. In der That haben jene, die ihn vor der Welt zu erniedrigen wünschten, besonders bei dem Mangel an Würde verweilt, den sie darin entdeckten, daß er für sich selbst die gemeinsten Dienste verrichtete, und sogar seine eigenen Kleider ausbesserte. Sie stellten ihn deßhalb als ein verzagtes und feigherziges Geschöpf dar, das kein Gefühl für Ehre, Stolz oder Selbstachtung besessen habe.

Es kann kein Zweifel sein, daß in all' dem nichts dramatisches, auch nicht im gewöhnlichen Sinne etwas heroisches lag. Ein solcher Gefangener gibt keinen Anlaß zu Scenen und liefert keine leidenschaftlich bewegten Gemälde für den Pinsel oder die Feder. Man kann ihn nicht mit dem Pathos von St. James oder dem Temple*) bekleiden,

*) Karl I. und Ludwig XVI.

noch weiche oder rührende Reden und Dialoge aus ihm herauslocken; auch kann trotz der Würde von 253 Vorgängern, die auf seinem Haupte ruhte, trotz den Privilegien des ersten Fischers, dessen Ring er trug, der von seinem Titel unzertrennlich ist, und trotz der festen Ueberzeugung oder vielmehr dem Bewußtsein, daß er den Donnerkeil der geistlichen Macht ungetheilt von Dem in Händen habe, als dessen Statthalter seine Häscher ihn anerkannten — nicht ein einziger Ausbruch edler Verachtung, wie die Welt es nennen würde, nicht eine einzige Trotz verrathende Rede, nicht eine einzige feierliche Berufung an den Glauben derjenigen, die ihn umgaben, so eingeschläfert derselbe sein mochte, unter den Erinnerungen seiner Gefangenschaft nachgewiesen oder wirklich entdeckt werden. Die Romantik oder die Poesie konnte es nicht wagen, sich des Gegenstandes zu bemächtigen, wie sie es mit Duguesclin oder Surrey oder König Richard gethan hat. Denn da ist nichts, was die Einbildungskraft nähren, erweitern oder erheben könnte. Es ist die gänzliche Einfalt, Natürlichkeit und unverstellte Unterwürfigkeit unter den Willen Gottes, ohne eine Bemühung die Theilnahme zu erwecken, die Strenge zu mildern oder einen Effekt hervorzubringen, was die ausnehmende Schönheit dieser rührenden Episode bildet.

In der Geschichte Karl's I. wird erzählt, daß er, als er nach Windsor gebracht wurde, um da prozessirt und hingerichtet zu werden, zum ersten Male der königlichen Pracht beraubt wurde, womit man ihn sogar während seiner früheren Gefangenschaft bedient hatte. „Dieser Mangel des Ceremoniels, sagt Lingard, machte auf den unglücklichen Monarchen einen tieferen Eindruck als man hätte erwarten können. Es wurde ihm, wie er sagte, verweigert, was nach altem Brauche vielen seiner Unterthanen gebührte, und ehe er sich der Demüthigung unterzog, wollte er lieber die Zahl

der Gerichte seines Tisches vermindert haben und sein Mahl für sich allein einnehmen."*)

Ich erinnere mich vor vielen Jahren die Erzählung gelesen zu haben, die eine Infantin von Spanien**) über ihre Vertreibung oder Flucht aus Madrid aufsetzte, und ich weiß noch ganz gut, welchen tiefen Eindruck die pathetischen Worte auf mich machten, in welchen sie den Tag erwähnt, an dem sie zum ersten Male in ihrem Leben ihre Mahlzeit aus irdenem Geschirre aß, indem sie es ungemein schwer empfand, da sie nie vorher seit ihrer Geburt auf einem minder kostbaren Geschirre als auf goldenen Platten gespeist hatte.

Mit solchen Beispielen jammervoller Klage steht der heitere Reisende von Rom nach Savona, der niemals eine Beschwerde äußert, in starkem Kontraste. Denn er war allerdings zur Entbehrung und zum Leiden erzogen worden. „Siehe! die in weichlichen Kleidern sind in den Häusern der Könige." So war es mit dem königlichen Stuart, so mit der zarten Prinzessin von Bourbon. Aber Pius war in dem rauhen Habite und mit der einfachen Kost des Mönches erzogen worden, oft in Fasten und in Nachtwachen und unter vielen Prüfungen der Unterwürfigkeit und des Gehorsams. Es ist nicht schwierig, unser früheres Leben wieder durchzuleben: der Offizier spielt gern den Soldaten in der Schlacht, ein Maler vergißt niemals, wie er eine Skizze entwerfen soll. Ebenso hatte der Mönch in seiner Einfachheit und mit den Gewohnheiten, zu dulden und zu ertragen, in Pius fortgelebt als Bischof, Kardinal und Papst. Während er die beiden ersten Würden bekleidete, hatte er nicht einmal die Farbe seines Gewandes geändert, die ein Leben der Trauer und der Buße sinnbildete. Auch

*) Lingards englische Geschichte, Karl I., 3. Kap.

**) Später Königin von Etrurien.

hatte die Tiara die Krone des Ordensmannes nicht verwischt, welche ihm am Tage seiner Einkleidung als ein Sohn des heiligen Benedikt geschoren worden war, um jene dornige Krone vorzubilden, welche zu tragen der Fürst und der Mönch gleichmäßig berufen sind. So alt er nun war, so kamen ihm doch die Tage leicht ins Gedächtniß zurück, als er von einem andern gegürtet und dahin geführt wurde, wohin dieser Eine wollte; als sein Kleidervorrath dürftig und kaum sein eigen war, und als er keine Diener zu seinem Befehle hatte, aber es wohl verstand, sich selbst und im Nothfalle Andern zu dienen. „Redire in naturam puerorum", wieder wie kleine Kinder werden ist für einen erwachsenen Mann schwieriger, als es für einen Fürsten gleich Pius war, wieder zu seinem Noviziate zurückzukehren, mochte er nun in einer dichtverschlossenen Kutsche eingeschlossen sein auf dem Wege nach Radicofani oder in einem Gefängnisse am Strande des Mittelmeers. Es ist sicherlich ein Beweis von großer Einfalt des Generals, daß er über diese Reise schrieb: „Je les tiens comme en cage", indem er dabei vergaß, daß eine Kutsche, wenn gleich verschlossen ebenso wenig als eiserne Stäbe ein Gefängniß ausmacht, und daß er das gelegentliche Lächeln seiner Gefangenen nicht anders auslegte, als er that und dafür schrieb: „ils se rient parfois de nous."

In der That war dieses frühere Leben einer unbedingten Hingabe in die Arme der Vorsehung, einer gänzlichen Unwissenheit, woher selbst die Bedürfnisse des Lebens verschafft würden, dabei aber die Ueberzeugung, daß etwas sich finden würde, die tägliche Aufmerksamkeit auf geistliche oder intellektuelle Dinge, ohne häuslichen Kummer oder weltliche Sorgen, womit sich die klösterliche Zeit im Leben des Papstes ausfüllte, nur die praktische Beleuchtung eines Grundsatzes, welchen ihm seine frühzeitige Frömmigkeit auf den Knieen seiner Mutter lehrte, nämlich des Vertrauens auf

Gott und einfacher Ergebung in seinen Willen. So gereift und gestärkt mußte dieser Grundsatz zu einem unbegrenzten Vertrauen und unerschüttlichen Glauben geworden sein. Es war ein Vertrauen ohne Aengstlichkeit auf Ihn, der die Vögel der Luft nährt und das Gras des Feldes kleidet. Aber unter welchen Umständen? Es war eine Zuversicht auf Ihn, der reichlich für den Sperling sorgt, aber diese Zuversicht wurde empfunden und ausgesprochen, als das arme Vöglein wirklich in den Klauen des Geiers war. Es war eine Hoffnung auf Ihn, der seine Lilien prächtiger kleidet, als Salomo in all' seiner Herrlichkeit. Aber diese Hoffnung war fest und voll, während die Sense von dem Mähder bereits erhoben war, welcher sich zu dem Streiche niederbeugte.

Daher ist die Gefangenschaft Pius VII. kein Drama, auch ist er nicht ein Held; denn jedes ist mehr. Die eine ist eine heilige Geschichte, eine geweihte Episode in den Annalen der Kirche, ja sogar in jenen der menschlichen Tugend. Es ist der Lichtwechsel, der mit einem Gemälde vorgenommen wird, das man aus dem blendenden Glanze der Mittagssonne wegnimmt und in eine dunklere und kühlere Abendatmosphäre versetzt. Alles ringsum ist ruhig und still; die Färbung wird weicher und kleine Einzelnheiten verschwinden beinahe, und selbst der Ausdruck ist ruhiger und doch ernster. Aber jeder Zug ist da und der Charakter ist unverändert: dasselbe Lächeln, dasselbe zarte Auge, derselbe sprechende Mund. Keine großen Eigenthümlichkeiten entwickeln sich: die Schönheit besteht in der Abwesenheit der Veränderung. Und er, von dem gesagt wird, daß er kein Held sei, ist viel mehr. Es liegt etwas fast ehrfurchtgebietendes in der unbeweglichen Ruhe, welche die Erzählung von beinahe beständigen Einkerkerungen in dem letztern Theile der Apostelgeschichte durchdringt. Der heilige Paulus wird zu Philippi eingekerkert und zu Jeru-

salem, zu Cäsarea und zu Rom; er ist als eine wichtige Person sorgfältig bewacht, bald zu Land bald zur See; aber all' dies wird erzählt wie etwas, was sich von selbst versteht. Wir erfahren keine Einzelnheiten über das Gefängniß, wir lesen keine Beschreibung des Kerkers, wir hören kaum von einem Vorfalle während der Jahre, die er mit einer Kette gefesselt oder in freier Haft zubrachte. Vor allem finden wir keinen Bericht darüber, wie er es ertrug; nichts wird gesagt von seinen Blicken, seinen Worten, seinen Leiden, nichts von seiner Geduld, seiner Heiterkeit, seinem Gebete, seiner Vereinigung mit Christus. Es wird vorausgesetzt, daß wir all' dies verstehen und daß es nicht nothwendig ist, uns zu sagen, daß der heilige Paulus in den Banden des innern Gefängnisses von Philippi, während er Gottes Lob sang, derselbe war, wie der heilige Paulus, welcher mit edlem Freimuthe vor Festus sprach; daß es das Privilegium des apostolischen Charakters war, in einem Kerker ebenso heiter zu sein als voll Anmuth auf dem bischöflichen Stuhle. Ebenso wird es im Verlaufe der Zeit, wenn die geringern Einzelheiten und sparsamen Anekdoten über Pius Gefangenschaft sich zuerst verwischen und dann in der immer größeren Masse des historischen Stoffes verschwinden werden, der Verfasser seines abgekürzten Lebens hinreichend finden, zu sagen, daß er seine Gefangenschaft, ihre vielleicht unabsichtliche Strenge, ihre zufällige Erschwerung und manchmal ihren Schimpf und Hohn so ertrug, wie es seiner hohen Würde und seinem edelsten Erbtheile angemessen war, und in dem Charakter und Geiste eines Apostels.

Wenn die Klosterzucht den Papst zu einem höchst wichtigen Theile seiner hohenpriesterlichen Pflichten vorbereitete, wie er ihm von der göttlichen Vorsehung besonders bestimmt war, so machte sie sich in einem andern und nicht minder gewichtigen Punkte ebenfalls sichtbar.

Es war eine allgemein angenommene Meinung wenigstens eine, die man immer wieder ausgesprochen hörte, daß die Eigenschaften des Herzens in Pius VII. vorherrschten, beinahe mit Ausschließung intellectueller Gaben. Freundlichkeit und Wohlwollen, Versöhnlichkeit und Sanftmuth waren die charakteristischen Merkmale, wodurch er allgemein bekannt war, und weßhalb ihn Jedermann schätzte. Allein so merkwürdig diese Milde seines Wesens war, so machte sie doch keineswegs ganz seinen Charakter aus. Obwol er kein Genie war, auch nicht mehr als gewöhnliche Fähigkeiten besaß, so wurde doch, was er hatte, vollkommen ausgebildet und nach Kräften angewendet. Es ist durchaus nicht der Zweck dieses Buches, bereits bekannte Dinge zu wiederholen oder die Blätter desselben mit langen Citaten zu überladen. Es wird daher genügen, auf die vortrefflichen Denkwürdigkeiten des Cardinal Pacca zu verweisen, wo man über diesen Gegenstand eine vollkommenere Erklärung finden wird. Er führt in der That auf diese falsche Auffassung des Charakters des Papstes die betrübende Collision zurück, welche zwischen den zwei größten Sphären der geistlichen und der weltlichen Macht erfolgte, zwischen dem römischen Stuhle und dem französischen Kaiserreiche. Aber eine einzige Stelle sagt so viel für unsern gegenwärtigen Zweck, und wird eine Behandlung des Gegenstandes, die weniger Gewicht hätte, so sehr ersparen, daß es angemessen erscheint, dieselbe hier anzuführen. Nach der Bemerkung, daß der Charakter des Papstes ihm unmöglich hätte verborgen bleiben können, nachdem er mit ihm unter so verschiedenen Umständen in inniger Verbindung stand, fährt der Cardinal folgendermassen fort: „Da ich also seinen Charakter aufmerksam studierte und seine ganze Gemüthsbeschaffenheit wohl kannte, kann ich versichern daß Pius VII. ein Mann war, dem es keineswegs an Talent fehlte; auch war er nicht von schwacher kleinmüthiger Natur. Im Gegentheil, er war ein Mann von schneller Fas-

sungskraft, lebhaft, mehr als gewöhnlich in den heiligen Wissenschaften bewandert, und besaß namentlich jene besondere Art von gesundem Menschenverstande, der in Geschäftssachen instinctmäßig die Schwierigkeiten erkennt, die zu überwinden sind, und alles in seinem wahren Lichte sieht."*)

Mit diesen Worten vor mir wäre es kaum zu viel gewesen, dem Papste Pius eine höhere Klasse von Fähigkeiten zuzuschreiben, als ihm so eben angewiesen wurde. Allein es ist zweckmäßiger anzugeben, wie dieselben cultivirt wurden. Don Gregor Chiaramonti begann jung, und konnte deßhalb den langen und vollständigen Kursus der philosophischen und theologischen Studien im Kloster mit Bedacht und Muße durchmachen. Daß er dieß wenigstens mit gutem Erfolge that, erhellt aus der Thatsache, daß er in der Theologie öffentlich eine Thesis vertheidigte, — ein Versuch, der Personen von geringerer Gewandtheit gewöhnlich nicht gestattet wird. Die Sätze oder das Programm seines öffentlichen gelehrten Streites wurden, wie es Sitte war, unterhalb eines großen allegorischen Holzschnittes eingravirt, und die Thesis war dem Cardinal Ganganelli gewidmet. So begegneten zwei zukünftige Päpste einander, der eine als Patron und der andere als Client, auf dem edlen Felde der Wissenschaft. Eine Copie dieses wissenschaftlichen Wettstreites befand sich, wie ich weiß, in der Bibliothek des englischen Kollegs; es war ein Curiosum, das man nicht leicht vergaß, weil einer der Gegenstände, die darin vorkamen, die Widerlegung eines abgeschmackten Fanatikers war, welcher behauptet hatte, daß für die Töchter Eva's im Himmel kein Platz gefunden werde. Und dieß war nur eine von vielen Gelegenheiten, wo er seine Gelehrsamkeit und seine gleichbereite Kampflust in wissenschaftlichen Dingen öffentlich zeigte.

Nachher war er öffentlicher Professor an den Kollegien

---

*) Vol. II. p. 43.

seines Ordens, zuerst in Parma und dann in Rom. Im Alter von dreißig Jahren wurde er in einem Generalcapitel zum Lector und Doctor der Theologie befördert, und sechs weitere Jahre nahm er den Lehrstuhl des canonischen Rechtes ein. Es wäre in einer solchen Ordensgenossenschaft, wie die Benedictiner damals in Italien waren, für jeden unmöglich gewesen, so befördert und mit der höchsten Lehrkanzel betraut zu werden, wenn er sich seiner Stelle nicht vollkommen gewachsen gezeigt hätte. Nicht nur mußte er Beweise gegeben haben von seinen Fortschritten in den Wissenschaften, die er zu lehren berufen war, sondern er mußte durch diese so viele Jahre hindurch fortgesetzten Uebungen eine größere Reife des Urtheils, mehr Stärke des Räsonnements, eine tiefere Einsicht in den Charakter der Menschen und eine feinere Kenntniß derselben erlangt haben. Denn das sogenannte scholastische Unterrichtssystem zieht den Charakter des einzelnen Zöglings vollkommen an's Licht, wie es durch die wissenschaftliche Erörterung den Geist des Professors beständig schärft. Daher pflegte eine Person, die Jahre lang in beständigem Verkehr mit vielen lebte, welche den Papst oft sahen und ihn genau kannten, zu sagen, daß Pius VII., während er von allen, die ihm nahe kamen, hoch verehrt und geliebt wurde, sich wegen seines Fleißes und seiner Tüchtigkeit in öffentlichen Geschäften nicht minder Achtung erwarb. In der That mußten in den letztern Jahren seines Pontifikates, auf welche sich diese Erinnerungen beziehen, viele Fragen in Betreff Großbrittaniens und seiner Kolonien erörtert werden. Schritt für Schritt zog man den heiligen Vater in diese Fragen hinein, an denen er ein persönliches Interesse nahm, und in die er wirklich vollständig einging, so daß der hochachtbare englische Geistliche, auf den ich anspielte, und der selbst häufig den Papst mit solchen Gegenständen beschäftigt sah, viele Documente über die scharfsinnigen und richtigen Ansichten hinterließ, die er von diesen

Gegenständen hatte, obwol sie in Rom nothwendig neu und sogar seltsam erscheinen mußten.

4. Kapitel.

Fortsetzung.

Die einfachen Gewohnheiten, die dem liebenswürdigen Papste in den peinlicheren Lagen seiner Regierung zu Hilfe kamen, behielt er auch auf dem Throne bei. Frühes Aufstehen, eine frugale Tafel, ein einsames Leben, ein Gang der Geschäfte, welcher beinahe einförmig ist durch den regelmäßigen Wechsel amtlicher Audienzen, die für jeden Tag und fast für jede Stunde festgesetzt sind, und welcher durch Hoffestlichkeiten oder öffentliche Vergnügungen nicht erleichtert wird, dieß ist mehr oder weniger das Leben eines jeden Papstes. Er ist von keiner Obliegenheit seiner priesterlichen Würde ausgenommen. Er celebrirt jeden Morgen die heilige Messe und wohnt einer zweiten Feier derselben bei; er liest das Brevier, wie jeder seiner ärmsten Pfarrgeistlichen; er betet auch ganz gewiß seinen Rosenkranz, wie jeder aufrichtige Katholik daheim oder auswärts. Ueberdieß verrichtet er wahrscheinlich noch andere besondere Andachten. Er hört geistlichen Reden zu, nicht bloß ceremoniellen in seiner Kapelle, sondern wirklichen und eigentlichen Predigten, die mit Nachdruck und Kühnheit von einem Kapuzinermönch im Advent und in der Fasten gehalten werden. Alles dies ist das gewöhnliche Tagesgeschäft, wozu noch die mehr öffentlichen Funktionen kommen, an welchen er einen ausgezeichneten und oft mühsamen Antheil nimmt. Sagen, daß Pius VII. dieses Leben führte, würde einfach dasselbe sein als sagen, daß er Papst war. Auch wäre es nichts neues, nach allem, was angeführt wurde, zu erwähnen, daß er freundlich, bedachtsam und gegen seine ganze Umgebung leutselig war. Allein es gibt noch e i n e n Zug in seinem Charakter, wel-

cher nicht übergangen werden darf, weil er die Stärke von Grundsätzen zeigt im Gegensatze zu dem, was man als seine eigentliche Natur ansehen konnte. Er stellte das edle Beispiel auf, „Fleisch und Blut nicht nachzugeben." So liebevoll sein Herz sein mochte, es verleitete ihn nicht dazu, seiner eigenen Familie Würden und Gunstbezeugungen zuzuwenden. Sein Vorgänger und Verwandter hatte leider ein entgegengesetztes Beispiel hinterlassen, — eine Schwäche in einem Leben voll starkmüthiger Tugend, ein Flecken in einem durch Leiden verherrlichten Pontifikate. Aber Pius VII., welcher nebst dem behaglichen Familienleben auch auf die Familienbande verzichtet hatte, als er sein Noviziat antrat, kehrte nicht mehr zu den Banden zurück, die er bei Seite geworfen hatte. Er war in dieser Hinsicht untadelhaft und sein Betragen ein Gesetz und Beispiel für seine Nachfolger.

Dieß half natürlich dazu, die Isolirung des Papstes noch vollständiger zu machen. Pius VII. jedoch hatte die Gewohnheit, manchmal am Abend einige Personen in seine Gesellschaft zuzulassen, an deren Unterhaltung er Geschmack fand. Unter diesen befand sich Canova, der Wiederhersteller der Bildhauerkunst, ihr größter Meister in der Neuzeit und zugleich ein edler und tugendhafter Mann. Ein anderer der schon erwähnt wurde, war sein Sekretär der lateinischen Briefe, Msgr. Testa. Dieser ausgezeichnete Mann vereinigte viele seltene Eigenschaften in sich. Er war ein geschmackvoller, classiischer Gelehrter und verfaßte seine lateinischen Briefe, wie es sonst wenige konnten; er war mit den neueren Sprachen vertraut, die er hauptsächlich zum Studium der Geologie und anderer Naturwissenschaften anwendete, woran er große Freude hatte. Dieß führte zu einer besondern Freundschaft zwischen ihm und dem englischen Kolleg. Man sah ihn jeden Nachmittag seinen Weg über den Monte Pincio nehmen, gewöhnlich in Gesellschaft von zwei oder drei Freunden, von denen der berühmte Mai einer war.

Da konnte man sich an ihn anschließen und die politischen und kirchlichen Tagesneuigkeiten erfahren. Zuweilen pflegte ein langbärtiger armenischer oder syrischer, oder ein amerikanischer, oder chinesischer Missionär unter der Gruppe zu sein, und von den äußersten Grenzen der Erde interessante Nachrichten mitzutheilen. Der ehrwürdige Prälat, der stets den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete, zeigte immer ein gewinnendes Lächeln auf seinem bejahrten Angesichte, verbunden mit einem ganz kleinen Anfluge von Spaßhaftigkeit*) und jenem Sinne für das Komische, welcher von dem Genie unzertrennlich ist, und ihm häufig Fragen eingab, die darauf berechnet waren, aus einem Erzähler irgend eine kleine Excentricität oder ausländische Sonderbarkeit hervorzulocken. Da er aber so einfältig war wie ein Kind, und ebenso warm in seiner Zuneigung, so entschlüpfte ihm nie ein unfreundliches Wort; auch wollte er niemals von dem kanonischen

---

*) Er war einer von jenen Priestern, die sich weigerten, den Priestereid, welcher von der französischen Regierung gefordert wurde, abzulegen, und die nach Korsika transportirt und daselbst in enge Haft gebracht wurden. Die guten Leute der Nachbarschaft pflegten sich der Mauer der Festung da zu nähern, wo sie am wenigsten bewacht war, und in einem günstigen Augenblicke ließ man von einem Gitterfenster einen Korb herab und füllte ihn mit solchen Artikeln an, die den Gefangenen zum Labsal dienten. Dann pflegte Msgr. Testa von seinem Guckloche aus mit der zweideutigen Sprache: „Sursum corda," die allen Gefangenen wohl bekannt war, das Zeichen zu geben, und das Seil wurde schnell hinaufgezogen. Wenn so gelehrte Theologen und Canonisten wie Bolgeni und Devoti hinsichtlich dieses Eides einen Fehler begingen, so erforderte es einige Festigkeit, ihn mit der Alternative zu verweigern, die einen Römer vor allen auf die härteste Probe stellte, weit weg von der Heimath deportirt zu werden. Als man einem armen alten Priester, der den Eid verweigerte, sagte, er würde nach der Insel Corsika geschickt werden, erwiederte er, er habe nur e i n e Bitte zu stellen; er möchte zu Lande gehen, da die See ihm nicht gut bekommen würde.

Privilegium Gebrauch machen, das ihm seine Stellung verlieh, dem Chore zu Santa Maria Maggiore zweimal des Tags nicht anwohnen zu dürfen, an welcher Kirche er eine Präbende besaß.

Eine Anekdote aus seinem frühern Leben, die er selbst erzählt, ist interessant, weil sie auch auf einen viel berühmteren Charakter anspielt. In seiner Jugend war Testa der Nunciatur zu Paris beigegeben und gewann die Achtung vieler Männer der Wissenschaft. Unter denselben war Buffon, der ihn eines Tags zum Essen einlud. Beim Eintritt in das Empfangszimmer sah er sich unerwartet in einer Gesellschaft, die aus den ausgezeichnetsten Naturforschern und Mathematikern von Paris bestand. Er war etwas überrascht, obwol durch diese Aufmerksamkeit geschmeichelt, als ihm ein Gedanke durch den Kopf fuhr, der seine Freude und seinen Appetit ganz darniederschlug. Es war Freitag, ein Abstinenztag, welchen Herren dieser Gattung nicht sehr beobachten, obwol seine Beachtung oder Nichtbeachtung desselben genau beobachtet werden mußte. Was sollte er machen? Wie sollte er es anstellen, mit verbotenen Speisen zu spielen und daran herumzuklauben, um so an das Ende der Mahlzeit zu gelangen, hungrig zwar, aber unbemerkt und was mehr war, unbefleckt? Die Thüren des Speisesaals wurden endlich aufgemacht, aber so unglücklich fühlte er sich in seiner Verlegenheit, daß er die Tafel nicht bemerkte, bis er durch die Anrede seines Wirths an seine Gäste aufmerksam gemacht wurde: Messieurs, aujourd'hui est Vendredi et il faut l'observer. (Meine Herren, heute ist Freitag, und wir müssen ihn beobachten.)

Er sah dann, daß, augenscheinlich um ihm ein Compliment zu machen, die Herren Naturforscher ihre Beobachtungen an jenem Tage ausschließlich auf Wasserthiere zu beschränken hatten, aus was für einem andern

Thierreiche der Koch auch seine Würzen genommen haben mochte. *)

Außer der Erholung, die sich der Papst auf diese Art verschaffte, machte er in der Regel seinen Spaziergang außerhalb der Porta Pia, welche deshalb von vielen besucht wurde, die so seinen Segen zu erlangen wünschten. Derselbe wurde mit dem nämlichen milden Lächeln dem Armen wie dem Reichen gegeben, dem Bauern, welcher gerade seinen mit Holzstücken beladenen Esel in die Stadt trieb, wie dem Edelmanne, der aus seiner Karosse abstieg, um auf den steinernen Rand am Wege niederzuknieen. Oftmals haben der Verfasser und seine Begleiter jene Richtung zu einem Spaziergange gewählt und wurden im Vorübergehen mit einem Gruße voll Freundlichkeit angeredet.

Diejenigen aber, welche diesen Papst wirklich am glücklichsten zu sehen wünschten, mußten ihm in die Kirchen folgen, die er gerade besuchte. Sein hohes Alter und ein Unfall, der ihn kurze Zeit vorher getroffen hatte, verhinderten ihn zu der Zeit, auf die sich diese Erinnerungen beziehen, selbst irgend eine der größern kirchlichen Funktionen zu verrichten. Seine Anwesenheit war alles, was er thun konnte und zwar meistens in der Kapelle des Palastes. Ueberdieß lebte er damals ausschließlich in dem Palaste des Quirinal

*) Eine unangenehmere Erfahrung derselben Verlegenheit machte der Senator Rezzonico, ein Neffe des Papstes Clemens XIII. Er stattete Friedrich von Preußen einen Höflichkeitsbesuch ab und wurde an einem Fasttage zur Tafel geladen, und nichts wurde aufgetischt, was er essen konnte. Der König beobachtete ihn, setzte ihm mit einem Gerichte nach dem andern zu, bis der Senator, als er seinen königlichen Wirth dem Anscheine nach darüber betrübt sah, ihn von der Ursache seiner Weigerung in Kenntniß setzte. Der König befahl etwas, was bei Handen sei, fertig zu machen, als sogleich ein königliches Mahl von Fastenspeisen hereingebracht wurde. Seine Gewissenstreue war absichtlich auf die Probe gestellt worden.

oder auf Monte Cavallo, so daß die feierliche und fast erhabene Sixtinische Kapelle mit ihrer königlichen Halle und der zur Aushilfe dienenden Paulinischen Kapelle wenig besucht wurden, außer wie andere Plätze von Kunstliebhabern. Der Vatikanische Palast war bis zum nächsten Pontifikate allerdings mehr eine Sammlung von Museen, als eine päpstliche Residenz. In der stark beleuchteten und frisch dekorirten Kapelle von Monte Cavallo wurden daher die meisten großen Funktionen der Kirche verrichtet, jene zur Osterzeit und am Feste von St. Peter und Paul ausgenommen. Es ging ihnen allerdings ihr großer Glanz ab, von dem jetzt jeder Tourist Zeuge sein kann. Denn sogar bei diesen größern Gelegenheiten und in der vatikanischen Basilika wohnte der Papst einfach dem Gottesdienste bei; allein jene Gegenwart gab Allem seine Farbe und seine Feierlichkeit. Jener Geist der Frömmigkeit, den seine heiligmäßige Mutter einer sanften und milden Natur eingepflanzt hatte, spiegelte sich auf seinem Gesichte und seiner ganzen Gestalt ab. Niedergebeugt von Alter und Leiden schien seine Haltung die eines beständigen Gebets; sitzend oder stehend, sowie knieend fiel er dem Auge auf als das ächte Bild einer innigen und unaffectirten Andacht, die nichts von dem Ceremoniell, der Pracht, oder der Menge wußte, welche ihn umgab. Bei einer großen Funktion namentlich empfand man diesen Eindruck besonders.

Am Frohnleichnamsfeste zieht die große Prozession des Tags um den ganzen St. Peters Platz herum, dessen Colonnade vermittelst eines temporären Portikus bis zu den entferntesten Häusern fortgesetzt ist. Die Spitze der Prozession zieht in die St. Peterskirche ein, wenn der letzte Theil derselben die Sixtinische Kapelle verläßt. Es ist ein Schauspiel, das mit jedem Schritte an Interesse zunimmt. Zwischen den sieben Mann hoch aufgestellten Linien der Zuschauer, die nicht mehr blos Fremde aus dem Norden,

sondern meistens Landleute sind, von denen viele in den beinahe orientalischen Trachten ihrer Dörfer erscheinen, reich mit Sammt, Stickerei und Gold und Silber geschmückt, ziehen nacheinander die religiösen Körperschaften der Stadt einher, wie sie alle heißen mögen; zunächst kommen die Kapitel der vielen Kollegiatkirchen und die der Basiliken, voraus ihre eigenthümlichen baldachinartigen Banner und ihre uralten und kostbaren Kreuze, die sogar aus der Zeit Constantins herstammen. Dann kommt jene edelste Hierarchie, die den ersten Thron in der Welt umgibt, und nothwendig an der doppelten Funktion und an dem doppelten Charakter seines Inhabers Theil nimmt, — Prälaten verschiedenen Ranges, welche die großen Aemter des Staats und des päpstlichen Haushalts bekleiden, Richter, Administratoren und Räthe. Auf diese folgen Bischöfe aus allen Theilen der Kirche, in die bischöflichen Gewänder ihrer verschiedenen Länder gekleidet, Lateiner, Griechen, Melchiten, Maroniten, Armenier und Kopten. Auf diese folgt hierauf das heilige Collegium, wie ein Kapitel in Diakone und Priester getheilt, wozu aber hier die noch höhere Ordnung der Bischöfe kommt. Zur Zeit, von der wir schreiben, waren Männer darunter, ausgezeichnet durch die wichtige Rolle, die sie in öffentlichen Angelegenheiten gespielt hatten, und durch ihren Antheil an Leiden und durch ihr Beispiel tugendhafter Standhaftigkeit. Wenige von jenen, deren Namen in Kardinal Pacca's Denkwürdigkeiten und in andern Urkunden der Zeit vorkommen, fehlten noch jetzt, um den guten Papst mit den Erinnerungen seiner frühern Geschichte zu umgeben. Viele derselben, den ausgezeichneten Historiker selbst mit eingeschlossen, waren erschienen; höchst ehrwürdige Männer, welche die schwere Wucht der Jahre auf ihren magern aufrechten Gestalten trugen und deren dünne weiße Locken mit ihrem fleckenlosen Hermeline an Weiße der Farbe wetteiferten. Sie ziehen einher mit der würdevollen Hal-

tung von Fürsten und sprechen mit der Anmuth tugendhafter Weisheit, und wenn sie während einer kirchlichen Funktion in der Reihe dasitzen, sehen sie so ruhig, würdevoll und edel aus, daß bei ihrem Anblicke schon manche denselben Gedanken gehabt haben müssen, welcher dem Verfasser in den Sinn kam. Er dachte nämlich: Wenn ein Künstler die römischen Senatoren darzustellen wünschte, die stillschweigend in ihrem Hause saßen, als die Soldaten des Brennus eintraten, stille hielten, niederknieten und anbeteten, so würde er schwerlich anderswo die passendsten Modelle für seine Gemälde finden; aber hier hätte er alles: die Köpfe, die Haltung, den Ausdruck der Empfindung mit dem wahrhaft nationalen Typus des nämlichen Volkes, und überdieß dieselbe Ordnung, Stellung und leidenschaftslose Ruhe, mit solchen fließenden Gewändern und reichen Farben, daß die Einbildungskraft leicht auf die ältere Scene geführt werden könnte.

Dieß waren die ehrwürdigen Fürsten, nach deren Namen der Fremde flüsternd fragte, als sie in jener Prozession vor ihm vorbeizogen, und welche unmittelbar der Schlußgruppe in diesem beweglichen Gemälde vorangingen. Die Basis desselben bildete eine Masse von Dienern, dergleichen Einen mindestens drei Jahrhunderte zurückversetzt haben würden, wenn sie der Gegenstand gewesen wären, auf den man blicken konnte. Die glänzende Stahlrüstung der Schweizergarden über den buntfarbigen Wämsern und Hosen, die Anzüge der Offiziere reich mit Gold gestickt, glänzten unter den rothdamastenen Tuniken der Träger hervor, die symetrisch und in gleichmäßigen Schritten unter einer schweren Bürde einherzogen, während die vielen zweihändigen Schwerter der Schweizer aufwärts flammten, paralell mit den hohen Stangen eines reich aus Silber gewebten und gestickten Baldachins, der alles überragte und von Personen getragen wurde, die es für eine hohe Ehre hielten und die auch das schmucke Kostüm vergangener Tage trugen.

Aber hoch in der Luft, unter dem Baldachine und auf der Estrade oder schmalen Plattform, die hoch getragen wird, befindet sich der Gegenstand, welcher die Krone der ganzen Prozession bildet. Auf einem Feldstuhle, der mit einem reichen Teppiche bedeckt ist, steht die goldene Monstranz, wie sie vor Alters in England hieß, welche den heiligsten Gegenstand des katholischen Glaubens und Kultes enthält, und hinter derselben kniet der Papst mit seinem weiten, gestickten Mantel den Feldstuhl vor ihm umfangend. Auf diese Art wird er dahin getragen, so daß Alle ihn sehen, und sich mit ihm und seiner Andacht vereinigen können, worin er nicht einmal durch die Bewegung gestört wird, welche das Gehen in einer Prozession nothwendig macht. Niemand, der jemals den Papst Pius VII. in dieser Stellung sah, wird das Bild leicht vergessen. Die Hände fest und unbeweglich um das Postament des geweihten Gefäßes geschlungen, das Haupt niedergebeugt, nicht in Schwäche, sondern in anbetender Huldigung; die geschlossenen Augen, die nichts von der Pracht und Herrlichkeit ringsum sahen, sondern die Welt von der ruhigen und stillen Betrachtung im Innern ausschlossen; die edlen Züge so ruhig, daß sich kein Ausdruck menschlichen Gefühls oder irdischen Gedankens darauf zeigte, oder daran abgenommen werden konnte; das entblößte Haupt kaum jemals unbedeckt, außer damals,*) mit noch schwarzen Locken, die frei im Winde flatterten; — diese charakteristischen Formen eines menschlichen Leibes, unbeweglich und unwandelbar, wie ein aus Stein gehauenes Bild, hätte man für das reinste und erhabenste Sinnbild verzückter Anbetung nehmen können. Der schwellende Chor der Hymnen und Psalmen, die vor ihm her gesungen wurden, erreichte augenscheinlich sein Ohr nicht, der süßduftende Weih-

---

*) Das weiße Käppchen, das der Papst trägt, heißt das Solideo, weil es nur aus Ehrfurcht vor Gott abgenommen wird.

rauch gerade unter ihm, berührte seinen Geruchssinn nicht; die wogende Volksmenge, mit dem Gebrause eines Meeres da und dorthin getrieben, spiegelte ihr Bild nicht auf seinem Auge; er war von allem abgezogen, was die Sinne herbeiführen konnten, und ganz in Einen Gedanken, in Einen Akt des Geistes, der Seele und des Herzens versunken, mit einer einzigen Pflicht seines erhabenen Amtes, mit einem einzigen Vorrecht seines hohen Berufes beschäftigt. Er fühlte es, daß er war, was Moses auf dem Berge, da er für alles Volk Gott gegenüberstand von Angesicht zu Angesicht, und er war es, und man wußte, daß er es war, — der Statthalter *seinem* hohen Priester gegenüber, der Oberhirte, gegenüber dem Fürsten der Hirten, der höchste und erste der lebenden Menschen, gegenüber dem Einen lebendigen Gott. *)

Ich erwähne Eindrücke, wie sie niemals in mir erlöschen werden. Es mag sein, daß die Jugend, vermöge ihrer Wärme, die Form, in der sie gebildet werden, weicher macht, so daß sie tiefer einsinken und zugleich schärfer und bestimmter hervorgebracht werden; aber gewiß bleiben jene früheren Bilder in dem Gedächtnisse zurück, als die Grundtypen dessen, was man seitdem oftmals wieder gesehen hat. Wenn wir viele Darstellungen von dem nämlichen Bilde eines großen Meisters betrachtet haben, so können wir uns kaum des Gedankens erwehren, daß die erste, die wir sahen, das Original gewesen sein müsse, die andern, Duplikate.

*) Am Charfreitag 1818 beobachtete ein englischer Reisender mit großer Rührung den Papst, als er entblößten Hauptes und ohne Sandalen die Kapelle heraufging, um das Kreuz zu küssen. Jemand flüsterte ihm zu, daß dies ein Stück Aberglauben sei. Ach, sagt das nicht, rief er aus, es ist ergreifend und erhaben. Dies war Matthias einer der drei, von denen, wie Forsyth bemerkt, die Italiener zugeben, daß sie, was die Alliteration betrifft, italienische Verse geschrieben haben, wie die Eingebornen; Milton und Menage sind die beiden andern.

Wenn bisher der Leser hörte, was er für lauter Lob ansehen kann, so dürfte er wohl ein Recht haben, zu fragen, wo die Schattenseite ist, welche die Lichtseite in unserm Porträte hervorheben muß. Der Kardinal Pacca, sein Minister und Gefährte in seiner traurigsten Lage hat offen erklärt, was das Gebrechen oder die Unvollkommenheit war, die ihm in dem ganzen Verkehr mit dem heiligen Vater auffiel, und es ist der Fehler, der meistens mit Sanftmuth und Milde verbunden ist. Die Unentschlossenheit, wenn er sich selbst überlassen war, stach stark gegen den Muth ab, wenn er seine Pflicht klar einsah, und von dem Rathe eines Andern geleitet wurde. Manche schrieben diesen Fehler der geringen Meinung zu, die der heilige Vater von seinen eigenen Fähigkeiten hatte, einer beständigen Demuth, die ihm nicht aus dem Sinne kam. Ohne Zweifel nahm in seinem uneigennützigen und einfältigen Herzen ein Fehler, wie dieser ist, der sich leicht zur Tugend hinneigt, naturgemäß diese Gestalt an, und eine Geringschätzung seiner eigenen Gaben mußte eine wahre Schwäche, die vorhanden war, überkleiden und stärken. Allein der Fehler, wenn er ein natürlicher war, ließ sich nicht durch die nämliche Erziehung heilen, welche seine übrigen guten Eigenschaften zur Reife brachten. Es gibt in der That kein glücklicheres Leben für den Schwachen im Geiste, als das Leben in einer religiosen Gemeinschaft. Es nimmt in Wahrheit dem Geiste die täglichen und quälenden Sorgen ab, und stimmt ihn heiter zu Geschäften, die ihn sänftigen und beruhigen; aber es stumpft die Schärfe des Selbstvertrauens ab, so daß er weniger im Stande ist, einen Knoten zu durchschneiden oder ein Hinderniß gewaltsam zu beseitigen; denn es macht den Rath leicht und zugänglich und in der That unumgänglich nothwendig; denn wo Viele in friedlicher Gemeinschaft der Interessen bei einander leben, gibt es nicht viel, was ein

Handeln für sich allein erfordert. Dieß würde blos hemmend oder störend wirken.

Die Regierung des Papstes war kräftig und entschieden, weil er besser als die meisten Fürsten seine Minister zu wählen, und wenn sie einmal erwählt waren, ihnen sein Vertrauen zu schenken verstand. Wenn dieses Werk eine Geschichte wäre, so würde es leicht sein, Beweise von diesem wahrhaften Herrscher-Instinkte zu geben. Es mag daher hinreichen, wenn ich sage, daß Niemand in dem kritischen Momente, als seine Mißgeschicke anfingen, ihm weiser hätte dienen können, als der Kardinal Pacca, der sie beschrieben hat; Niemand hätte das Ruder seines erschütterten Fahrzeuges geschickter oder fester führen können, als der große Staatsmann Consalvi. In jenem Zwischenraume zwischen diesen beiden Ministern, als er in der That kein Monarch mehr war, sondern ein Gefangener; als er alles Rathes und aller Theilnahme beraubt war, aber heftig gedrängt wurde von Jenen, die, wahrscheinlich selbst getäuscht, ihn gründlich täuschten, — da geschah es, daß er den einzigen Fehler seines Lebens und Pontifikates beging im Jahre 1813, denn da kamen zu ihm „Männer aus dem Samen Arons," von denen man nicht erwarten konnte, daß sie ihn mißleiten würden, die selbst frei, und sich in den geschäftigsten Kreisen der Welt bewegend, ihm durch die engen Gitter seines Gefängnisses jene Welt, von der er ausgeschlossen war, darstellten, als ob sie auf ihrer Oberfläche und bis hinab in ihre tiefsten Tiefen aufgeregt wäre durch seine Unnachgiebigkeit; als ob die Kirche dem Schisma und die Religion dem Untergange nahe wäre, in Folge dessen, was sie seinen Starrsinn nannten. Er, der nur gebetet und seinen Nacken dem Leiden dargeboten hatte, wurde so dargestellt, daß er in seinen eigenen Augen als ein harter und grausamer Herrscher erschien, der lieber Alles zu Grunde

gehen sehen, als eine unbeugsame aber unmächtige Gerichtsbarkeit fahren lassen wollte.*)

Er gab in einem Augenblicke der Gewissensunruhe nach, und stimmte, obwol bedingt, unter falschen aber tugendhaften Eindrücken den Bedingungen bei, die ihm für ein neues Konkordat vorgeschlagen wurden. Aber kaum hatte sein geradsinniger und demüthiger Geist den Irrthum entdeckt, als er ihn edelmüthig und mit Erfolg wieder gut machte. Er wollte bei diesem Werke keine Hilfe von Andern haben; Niemand sollte dadurch, daß er ihm beistand, seinen Frieden oder seine häusliche Bequemlichkeit der Gefahr aussetzen. Er wollte sein eigener Sekretär sein; er schrieb, verbesserte die nothwendigen Dokumente und schrieb sie wieder ab; er erlangte seine Geistesheiterkeit, sein süßes Lächeln und seinen ungetrübten Frieden wieder durch seine demüthige Offenherzigkeit, und erhob sich aus der Tiefe der Selbsterniedrigung, in die er großmüthig hinabstieg, höher in der Achtung und Liebe Aller, die ihn kannten.

Die Geschichte dieser Unterhandlung wurde dem Publikum lange unter zwei ganz verschiedenen Gesichtspunkten dargestellt, wie sie nämlich Kardinal Pacca mit leidenschaftsloser Einfalt berichtete oder der Abbé de Pradt dramatisch und mit beißendem Witze erzählte. Der eine hat alle Merkmale eines aufrichtigen Berichterstatters von Thatsachen an sich, der andere trägt den Stempel eines bittern, obwol witzigen und gescheidten Partheigängers. Aber es ist schwer, auf die gewichtige Krisis zurückzublicken, auf die wir in den Schicksalen des Papstes und nach blos menschlicher Berechnung in den Geschicken der Kirche anspielten, ohne einen Augenblick darüber nachzudenken, was den höchsten Gesichtspunkt derselben bildet.

*) Es ist die Deputation von Bischöfen und Andern gemeint, die ihn zu Savona besuchten.

Wenn historische Ereignisse im Fortgange der Zeit uns genugsam aus den Augen verschwunden sind, so daß wir ihre geringern Einzelnheiten und die Gefühle, die sie erweckten, nicht mehr unterscheiden können, dann gehen sie in das Gebiet providentieller Thatsachen über. Die Akteure in denselben stehen in einem feierlichern Lichte da; ihre Verhältnisse, vielleicht auch ihre Stellen ändern sich; ihr Einfluß auf die Welt kann nach den Resultaten ermessen werden. Dies ist sogar im täglichen Leben der Fall. Der Mann, welcher zuerst den Hebel der Druckerpresse anwandte, schwang einen mächtigeren und edleren Scepter als der Fürst, welcher vielleicht einige Goldstücke in seine Hand fallen ließ, um ihn als einen tüchtigen Mechaniker zu belohnen. Lunardi, der sich eben so sehr aufblies als seinen Ballon, und von den Großen bewundert und geehrt wurde, ist aus dem Gesichte verschwunden, gleichsam hinweggetragen auf den Schwingen einer Erfindung, die keinen wesentlichen Nutzen hatte, während ein Mann, der daheim in der Stille den Dampf beobachtete, welcher von dem Kessel aufstieg, aus demselben in dem Destillirkolben seines Gehirns, wenn ich so sagen darf, einen noch feinern Geist abzog, denn es sollte der eigentliche Geist einer kommenden Welt werden.

Wenn wir aber auf öffentliche Männer und Dinge zurückblicken, die sich mitten in dem Strome von Ereignissen befinden, der fortfließt, aber von ihnen geändert, gelenkt und unwiderstehlich beherrscht wird, dann sind sie keine Zufälligkeiten mehr an ihrem Platze, sondern die Ursachen (die man nun als solche sieht und empfindet) dessen, was sich um sie bewegt, und selbst einer höhern Ursache dienstbar. Sie mögen den Strom ruhig nach der einen Seite hinfließen lassen oder ihn zwingen, sich auf die andere zu wenden; sie mögen von einem reißenden Wasser, das sich daraus sammelt, was vorher nur eine Ueberschwemmung war, niedergeworfen, fortgetragen und fortgeführt und völlig ver-

nichtet werden; aber am Ende werden sie nothwendige Quantitäten gewesen sein, nach welchen jedes gewöhnliche Gesetz der Bewegung, des Druckes, der relativen Existenz zu modificiren oder zu schätzen ist. In der Geschichte lauft die Welt eine Zeit lang sanft genug dahin, aber die plötzliche Erscheinung eines Alexander, oder Karls des Großen, oder eines Christoph Columbus in der Mitte ihres Stromes zerstört das Gleichgewicht der vorhandenen Kräfte durch Waffengewalt, durch Weisheit, oder durch eine höhere Gabe, und bereitet eine neue Epoche der Gesellschaft vor, deren voller Werth oder deren Wichtigkeit wenigstens sich in vielen kommenden Generationen nicht recht würdigen lassen. Bei allen ihren Lastern, Mißgriffen, Verbrechen und Thorheiten, bei all ihrer Größe und ihren Kleinlichkeiten sehen wir in ihnen Werkzeuge einer ungewöhnlich starken und mächtigen providentiellen Dazwischenkunft, die am Ende wohlthätig ist, obwol zuweilen im Beginne ein entsetzliches Gericht.

In die Liste solcher historischen Namen, so kurz und streng ausschließlich sie ist, kann man unmöglich den Namen Napoleon I. nicht aufnehmen. Nie wurde ein Sinnbild von einem Monarchen besser gewählt, als der Adler von ihm. Ein Adler war er in seinem Auge, ein Adler in seinem hohen Fluge, ein Adler in der Stärke seiner Schwingen, wenn er über seinem gewählten Ziele schwebte, und an Schnelligkeit, wenn er darauf losfuhr, ein Adler in seinem Griffe; aber ein Adler, in Allem, was den König der Vögel vom Geier, Habicht oder dem edlen Falken unterscheidet. Ein Krieger von Natur und ein Eroberer durch Instinkt, mit aller Rauhheit des einen und allem Uebermuth des andern stand er dennoch einem Throne so wohl an, wie wenn er darauf erzogen worden wäre, umgab ihn mit dem Glanze von Feudalmonarchien und füllte ihn mit dem Adel uralter Könige aus. Er schien in dem harten Kriegshandwerke instinktmäßig den Geschmack, den Takt, die Annehm-

lichkeiten und, was noch mehr war, die Pflichten und Forderungen gelernt zu haben, die man an einen kaiserlichen Gebieter macht. Künste und Wissenschaften, beinahe entehrt und durch grausame Beispiele aus der Gesellschaft sogar vertrieben, erhoben ihr Haupt wieder, und brachten ihre dankbare Huldigung zu den Füßen ihrers Wiederbelebers dar; ein augusteisches Zeitalter der Literatur brach aus dem Chaos revolutionärer Barbarei hervor, und die berühmten Schriftsteller desselben hingen ihren Dank in Versen und in Prosa an seiner Rüstung oder seinem Hermelin auf; Manufakturen sprangen empor mit einem Geschmacke und einem Ueberfluße, welcher nicht blos einen neuen Glanz auf seine kaiserlichen Hallen warf, der von Sèvres und den Gobelins ausging, sondern Frankreich mehr als jemals zum Schiedsrichter des Geschmackes und zur Herrscherin der Mode machte. Dazu kommt noch die wunderbare und angeborne Meisterschaft in der Regierungskunst, die er auf einmal entfaltete; seine Fähigkeit, im Innern zu organisiren und zu herrschen, wodurch er die Fäden der Herrschaft von jedem Departement, von jeder Präfektur und Mairie in seinen eigenen Händen hielt, und fast ebenso vollständig, wenn nicht so augenblicklich wirkte, wie die Telegraphendräthe in dem Kabinette seines gegenwärtigen erlauchten Nachfolgers. Dazu füge man noch die Geistesklarheit und die praktische Denkkraft, die erforderlich war, um einen Mann zu befähigen, ein Gesetzgeber zu sein und einen Codex für das ganze Gebiet der Gerechtigkeitspflege zu entwerfen, für das Civil- und Krimi- Kriminal-Recht theoretisch und angewandt, einschließlich der Einordnung von Vergehen, Verfahren, Zumessung der Bestrafung, Vorbeugung, Beweisführung und Besserung, — zudem ein solches Gesetzbuch, wie es für ein Volk passen konnte und passte, dessen schwerfällige Gesetzgebung, Ordonanzen, Concessionen, Dekrete erloschener Parlamente durch eine rücksichtslose Revolution vernichtet wor-

4*

den waren; für ein Volk, das neue Gedanken, neue Gefühle, neue Ansprüche erlangt hatte, obwol keine neuen Traditionen und Gebräuche, um einem Gesetzessystem eine Grundlage oder eine Stütze zu verleihen. Die Herausgabe einer Sammlung ähnlicher Gesetze hatte Solon und Alonzo den Beinamen des Weisen, dem fränkischen Kaiser Karl den des Großen, unserm Eduard den des Guten erworben. Vielen Rath von praktischen und gelehrten Männern hatte ohne Zweifel jeder dieser ausgezeichneten Regenten; es war da vieles zusammenzutragen, vieles zu vergleichen, vieles durch die Abwägung verschiedener oder abweichender Ansichten in seinen Ruhepunkt zu bringen. Allein wir haben gesehen, wie wenig Kommissionen zur Abfassung eines Gesetzbuches thun können, worin auch ein hoher Grad der Tüchtigkeit und Erfahrung von Männern vom Fache vereinigt sind, ohne die Leitung und Oberaufsicht eines Herrschergeistes, der höhere, kontrolirende Elemente in die Kombination bringt, und über technische Formen „weise Sprüche und moderne Beispiele" erhaben ist. Deßhalb sagt der einfache Name „Code Napoleon," während er den gelehrten und fleißigen Männern die ihn anordneten und verfaßten, kein Lob verweigert, der Zukunft wie der gegenwärtigen Zeit, wer über das große Werk wachte bis es reif war, wer persönlich bei den Berathungen seiner Compilatoren den Vorsitz führte, ihre verschiedenen Ansichten lenkte, das werthvolle Ingredienz eines starken unpartheiischen Geistes hineinbrachte, und wenn er auch zuweilen widerstreitende Meinungen verwickelte, sie doch öfter versöhnte. Auch ist es kein geringes Lob dieses Unternehmens, welches mitten unter andern unzähligen Sorgen ausgeführt wurde, daß es in Ländern in Geltung blieb, aus welchen jede andere Spur der französischen Herrschaft verschwunden ist, — daß es als werthvoll von Dynastien rivalisirender Häuser erhalten wurde, mitten unter dem ersten Drange plötzlicher Restaurationen,

alles Neue zu vertilgen, und ungeachtet der Versuche, etwas mehr Nationales hervorzubringen.

„Quot libros in duce summo!“ dürfen wir wohl ausrufen und fragen: wurde solch ein Mann auf die Schaubühne der Welt gesandt, ohne daß ihm eine Rolle von der höchsten Wichtigkeit und unvermeidlichem Einfluße zugewiesen war? Aber nun ist uns nach vielen Jahren ein anderer Beweis einer providentiellen Bestimmung vor Augen gestellt, — ein Beweis, welcher manche frühere Berechnung zu Schanden macht. Er fuhr über die Welt hin wie ein Meteor, das aufflammte, blendete, herabfiel und gänzlich erlosch. Er war ein Phänomen, ein Komet, wenn man will, der seinen Weg quer durch die ruhigen Bahnen regelmäßiger Himmelskörper nahm, deren wechselseitige und entgegengesetzte Anziehungen einen Theil ihrer periodischen Bewegungsgesetze ausgemacht hatten, und der sie heftiger als gewöhnlich aus ihrer stetigen Laufbahn herausbrachte. Allein der störende Anfall ging vorüber; der excentrische Körper flog dahin, um niemehr zurückzukehren. „Schreibe diesen Mann auf als kinderlos,“ war zur Wahrheit geworden, die in der Weltgeschichte deutlich niedergelegt ist. Und diese Geschichte hatte kaum begonnen einzugestehen und zu erheben was wirklich Großes an ihm war, oder seine unumgänglich nothwendige Stelle in der Welt anzuerkennen; in wessen Interesse war es dies zu thun?

Daß aber nach all' dem beinahe ein Menschenalter später der verbannte, gebrandmarkte und geächtete Name an demselben Platze sich findet, denselben kaiserlichen Titel führt, der durch einen europäischen Kongreß für ungiltig erklärt und abgeschafft wurde, und daß beides nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit in einer dauernden Dynastie fortgeführt wird, was Viele ernstlich wünschen, — das ist gewiß seltsam und unerwartet genug, um eine Fügung der Vorsehung in der Geschichte des ersten Kaisers anzunehmen.

Es bringt uns auf den Gedanken, daß, was er immer that oder beabsichtigte, und was wirklich ein Ausfluß seiner edleren und höheren Natur, seines Genies, seiner Geisteshoheit und seines Glaubens war, erhalten und sogar entwickelt werden soll, wie es ein Vermächtniß der Familienliebe allein werden kann, während die Irrthümer und die Exzesse, die seinen Geist umwölkten, immer da als traditionelle Lehren dienen werden, wo man sie am genauesten würdigen kann, um sie zu vermeiden.

All' dieß mag ohne Zweifel überflüssig erscheinen; denn Niemand, der annimmt, was wir in der Geschichte providentielle Krisen nennen können, wird sich weigern, eine solche in der Erscheinung Napoleon Bonaparte's anzuerkennen, welcher wie ein fester Wall im Meere plötzlich und auf einmal aus dem revolutionären Abgrunde emporsteigt und die erschütterte und wankende Erde gegen die Revolution, aus der er entspringt, in Schutz nimmt. Dennoch muß der Leser mit diesem Erguße noch länger Geduld haben, ehe die Ansicht des Verfassers klar gemacht werden kann. Europa hat viele politische Revolutionen erfahren, aber es hat nur eine einzige sociale erlebt. Es geschah nur durch Invasion und Eroberung, daß eine ganze uralte königliche Dynastie gleichsam weggefegt wurde, daß jede Ordnung des Ranges und Adels abgeschafft, die ganze Klasse der Priesterschaft und die Nationalreligion mit allen ihren Anstalten, Denkmälern, mit ihrem Gottesdienste und ihren Gebräuchen durch Tod, Konfiskation, Zerstörung oder Aufhebung annullirt; daß die Karte des Landes in Stücke zerrissen, seine Provinzen unter andern Namen wiederhergestellt, seine Maße und Gewichte von der Tonne bis zum Gran und von der Meile bis zum Zoll im Namen und Verhältniß geändert wurden, ebenso seine Zeiteintheilung von der Aera, von welcher sie datirt bis zur Eintheilung des Jahres und der Monate mit ihren Unterabtheilungen, und daß end-

lich das ganze System der Regierung, der Finanzen, der Justiz und der Gemeindeverwaltungen aufgehoben und ein neues hervorgebracht wurde. Als die Türken sich des byzantinischen Reiches bemächtigten, bewirkten sie gerade eine solche Revolution, und ebenso machten es die Sarazenen in Andalusien und Granada, denn sogar sie änderten jenes zähe Element der Nationalität — die Sprache nicht. Die Albanier und die Moldauer, die Araber und die Griechen, die zerstreuten Stämme der Gebirge oder der Sandwüsten behielten ihre Muttersprachen bei. Was die französische Revolution genannt wird, that daher vielleicht das einzigemal in der Weltgeschichte, was nur die vollständige Unterjochung eines Landes durch einen auswärtigen Feind jemals gethan hat. Es war ein Vulkan, nicht so fast durch den gewaltsamen und brennenden Ausbruch verborgenen Feuers furchtbar kräftig und entsetzlich, als dadurch, daß er mit den Schlacken und der Asche, die jene Flammen genährt hatten, den reichen Boden und die Produkte der Civilisation bedeckte, die er in seinem Schooße trug. Diese werden allerdings wieder erscheinen; die Oberfläche, neu und unnatürlich, wird durch die Zeit und ihre Stürme weggeweht werden und allmälig werden die zermalmten aber nicht getödteten Keime des alten Lebens durchbrechen und wieder über dem schwarzen Todtenfelde grünen.

Die schreckliche Emporhebung des untern Bodens über die Oberfläche, mochte derselbe aus dem Pöbel oder aus Klubs, aus einem Berge oder Convente bestehen, der Triumph der Proletarier über das Edle und Geheiligte, über die Aristokratie des Genies wie der Geburt; die fluchwürdige Unpartheilichkeit der Bosheit, die einen Bailly oder einen Lavoisier ebenso bereitwillig auf das Schaffot schicken konnte, als einen Danton oder einen Robespierre; der beharrliche Kampf alles zu zerstören, was durch Erziehung, Studium und Vertrautheit mit der schönen Literatur und eleganter

Gesellschaft aufgeklärt war, schien beinahe zur Vernichtung nicht blos der Civilisation sondern von allem zu führen, was sie wieder beleben konnte; denn es erhob sich auch gerade aus jenem Schlamm der Verdorbenheit und Brutalität*) ein Nachwuchs wilder und kampfbereiter Geister, der nicht nur die neue Ordnung der Dinge dauernd zu machen, sondern sie mit der Kraft zu versehen drohte, sich fortzupflanzen und weiter auszudehnen. Es ist schwer zu bestimmen, ob diese Riesenmacht der Wille oder der Arm der Nation war; ob sie einen Impuls gab oder ihm folgte; ob ihre Führer, wie sie nach einander auf die Oberfläche jenes trüben Pfuhles emporkamen, seine Fluthen eine Weile beherrschten und dann gestürzt wurden, um an seinen Felsen zerschmettert zu werden, — ob sie, sage ich, sich durch ange-

*) Vor einigen Jahren nach den Barrikadenkämpfen wurde eine Anzahl Proletarier, die von allem entblößt in Paris zurückblieben, wohin sie gekommen waren, um Arbeit oder Plünderung zu finden, aus Barmherzigkeit mit Nahrung und Wohnung in einem Kollege versehen, wo man sich auch die Mühe nahm, ihnen einen sittlichen Unterricht zu geben. Alles schien gut aufgenommen zu werden, als der Superior, in der Hoffnung, ihren Geist und ihr Herz noch mehr zu sänftigen, ihnen die Blutflecken zeigte, die noch auf dem Hausgange sichtbar waren, in Folge der Metzeleien zur Zeit der großen Revolution. Einer der Männer rief, nachdem er seiner Erzählung aufmerksam zugehört hatte, aus: Ah Monsieur, vous ne nous connaissez pas. Nous ferions autant. Nous sommes de la boue nous autres. Nous accepterions votre pain avec une maine et nous vous poignarderons avec l'autre. „Ach mein Herr, Sie kennen uns nicht. Wir würden es ebenso machen. Wir sind wie Gassenkoth, wir Leute. Wir würden mit der einen Hand euer Brod nehmen, und mit der andern euch erdolchen.“

Ist der Leser jemals einer Volksmenge begegnet, die von einer Hinrichtung herkam? Hat er jemals eine andere ihr ähnliche gesehen? woher kam sie? Aehnliche Fragen pflegte man zu Paris in den Tagen des Schreckens zu stellen und sie mit einem beinahe abergläubischen Schauder zu beantworten.

borne Macht ihren Weg hinaufbahnten oder ob sie durch die Gährung unten in die obere Luft emporgestossen und emporgetrieben wurden. Aber einer nach dem andern zeigten sie keine höhern oder edleren Gedanken als die gemeinsten und blutgierigsten von jenen, die sie emporgehoben hatten; nicht mehr Gefühl für Moralität, Ordnung oder Civilisation, nicht mehr Ehrerbietung vor dem Genie oder der Tugend, kein größeres Verlangen, den Fluß der sozialen Kräfte in sein gewöhnliches Bett zu lenken und den ruhigen Athem und stätigen Puls wieder herzustellen, die allein ein Beweis der nationalen Lebensfähigkeit sind. Dafür hielten sie irrthümlich die entsetzlichen Ausbrüche roher Kraft und die erstickenden Schläge eines Wuthanfalles.

Der Graf de Maistre beschreibt mit ächtem Humor das menschliche Thier als aus drei Elementen bestehend, aus Seele, Leib und — bête.*)

Wenn das bestialische Element die Oberhand gewinnt, so nimmt es einen wilden Anlauf irgend einer Art, über Hals und Kopf, und hier warf es sich in eine wahnsinnige politische Ausschweifung. Das Volk, wie es genannt wurde, hatte ausgeschlagen und sich gebäumt wie ein wildes Roß; es hatte sich mit Mühe von allem los gemacht, was es für eine Last ansah, an die es ungerechter Weise gejocht worden war, mochte es der Wagen arbeitsamen Gewerbfleißes oder eine goldene Karosse sein voll königlicher Pracht. Damit hatte es jedes Band zerrissen, das es mit der gesellschaftlichen Ordnung verknüpfte. Es hatte das dreifache Band der Familienliebe gelöst; denn oft waren die größten Feinde eines Menschen die in seinem eigenen Hause. Es hatte die goldene Kette des gegenseitigen Interesses abgebrochen, welches die verschiedenen Klassen der Gesellschaft vereinigt, bis nach rücksichtsloser Plünderung und systematischer Kon-

*) Voyage autour de ma Chambre.

fiskation, die Assignaten das elende Surrogat für die Münzen geworden waren. Ja es hatte sogar die zäheren Bande zerrissen, womit die Gerechtigkeit fehlende Mitglieder der Gesellschaft bindet und züchtigt; denn Revolutionstribunale waren an die Stelle des ruhigen Richterstuhls getreten, oder es war vielmehr eine noch schrecklichere Prozedur, indem der Pöbel der Ankläger war, den Prozeß machte, das Urtheil sprach und vollzog.

Nur ein einziges Band blieb in diesem wilden Laufe unzerbrochen und hing lose um den Nacken, und wer den Muth hatte es zu ergreifen, und kalte Besonnenheit genug es zu handhaben, um diese Energie, die sich bis jetzt nicht beherrschen ließ, beinahe unbewußt herumzubringen und auf den betretenen Pfad der Nationen zurückzuführen, der mußte in der That der Mann seiner Zeit und der Wiederhersteller seines Landes werden. Dieser Zügel, den kein Phaeton hätte ergreifen können, ohne, wie so viele andere, zerschmettert zu werden, war die innige Liebe zum Vaterlande, eine Liebe gleich allem, was sonst damit verwandt ist, leidenschaftlich, feurig und versengend; die nach Rache brannte an jedem Feinde, den Widerstand der ganzen Welt verachtete, mit finsterer Eifersucht auf jeden Ruhm blickte, der von einem Könige für sie gewonnen wurde, obwol sie sich in Haß verwandelte schon bei dem Namen. Es kann nur Ein Mann auf einmal einer solchen Lage der Dinge gewachsen sein; und wenn wir nach 50 oder 60 Jahren zurückblicken, so kann Niemand zweifeln, daß ein höherer Wille als der menschliche, eine bessere Sache als das Fatum ihm seine Bestimmung gab.

Er ergriff im rechten Augenblicke diesen einzigen Zügel, welcher sein Land auf den betretenen Pfad zurückführen konnte; indem er seinen letzten edlen Impuls unterstützte, gewann er die Herrschaft über denselben, sänftigte und liebkoste ihn; dann rief er die eingeschlafenen Instinkte der

in Klassen getheilten Gesellschaft, der Unterordnung, der moralischen Verantwortlichkeit und endlich der Religion wieder in Thätigkeit. Das rechtzeitige Auftreten eines solchen Mannes, begabt mit einem solchen Vereine nothwendiger Eigenschaften, die damals ebenso unerläßlich waren, als sie zu allen Zeiten selten sind, wird, wenn man die Sache so ansieht, ein providentieller Akt.

Diese Betrachtung nöthigt uns nicht, noch verleitet sie uns dazu, einen einzigen Akt gegen Gerechtigkeit, Religion oder Wahrheit gut zu heißen. Nicht ein einziger Angriffskrieg, nicht eine einzige That der Unterdrückung, so glänzend sie in ihrer Ausführung oder so anscheinend entschuldbar sie in ihren Motiven sein mochten, nicht ein Akt der Beraubung oder Gewaltthat, oder Unehrerbietigkeit gegen Personen, Orte oder Dinge, kurz nichts, was sich nach den ewigen Gesetzen der Gerechtigkeit nicht rechtfertigen läßt, können oder wollen wir jemals billigen. Jede mildernde Erwägung muß ihr Gewicht für uns haben; jeden Beweggrund, der Entschuldigung anspricht, überlassen wir einem höhern Gerichte, wo das Urtheil gnädiger ist als das menschliche. Es ist nicht wenig, wenn man sagt, daß ein junger Soldat in solchen Zeiten gebildet, wie die seinigen, von den Menschen und dem Glücke geschmeichelt und verderbt, die rechtmäßige Wiederherstellung der Religion, ihrer Hierarchie, ihres Einflußes und ihrer vollständigen Organisation, frei von modernen Theorien der Lehre oder von fremden Systemen der Regierung, so ernstlich suchte und in's Werk setzte.

Insbesondere wird uns Niemand einen Augenblick im Verdachte haben, als ob wir die Schuld dessen zu mildern wünschten, was er selbst beklagte und bereute, — die Behandlung des verehrten Papstes, den wir fast vergessen zu haben scheinen. Obwol ohne Zweifel seine gewaltsame Wegführung von Rom nicht von dem Kaiser befohlen wurde,

und er noch weniger die Rohheit, Unehrerbietigkeit und die gotteslästerliche Art beabsichtigt haben konnte, in welcher sie geschah, so wurde doch das Unrecht nicht wieder gut gemacht, noch wurden die damit verbundenen Leiden vergütet. Die Verantwortlichkeit dafür wurde leider angenommen und so auf sich geladen. Es beklagen, heißt Gefühle bezeugen, die von Abneigung oder gar von Groll sehr verschieden sind. Es ist das nämliche, was man bei den warnenden Missethaten eines David oder Salomo empfindet.

Ja die Vorsicht brachte die beiden in einer großen und weisen Absicht zusammen. Der eine, der sich weit über das Ziel seiner ersten glorreichen Mission hinüberreißen ließ, nachdem er sein edles Roß gemeistert, hatte es die Nationen mit Füssen treten und seinen Huf auf den Nacken von Fürsten setzen lassen. Wie Cyrus hatte er vergessen, von wem seine Macht und Stärke kam, und er glaubte, daß nichts seiner Gewalt widerstehen könne. Ohne durch frühzeitige Erziehung einen klaren Begriff von den strengen Grenzlinien der zwei Gewalten auf Erden bekommen zu haben, die so wesentlich verschieden sind, übel berathen von jenen, die seine Räthe hätten sein sollen, die aber mit einer einzigen Ausnahme,*) das Gefühl nicht berichtigten oder vielmehr unterstützten, welches die Erfahrung in ihm zur zweiten Natur gemacht hatte, und welches das eigentliche Geheimniß seiner ununterbrochenen Erfolge ist, daß man ihm nämlich als einem Unwiderstehlichen nicht widerstehen dürfe, — kam er da in Colission, wo er nach menschlichen Begriffen am Siege nicht zweifeln konnte. Das stark gearbeitete eiserne Gefäß stieß im Strome an das einfache Geschirr vom weichsten Thone. Die Stahlrüstung des Kriegers kehrte sich gegen das sanfte Gewebe des priesterlichen

*) Der Abbé Emery, und Napoleon achtete und ehrte ihn deßhalb.

Gewandes. Was mußte in beiden Fällen sicherlich nachgeben?

Wir kommen nun zu der großen Moral dieses historischen oder vielmehr providentiellen Momentes. Für den katholischen Sinn ist der Inhalt derselben einfach. Es erforderte einen Mann von wunderbarem Geiste, von unwiderstehlicher Macht, von unfehlbarem Erfolge, von ausgezeichnetem Scharfsinn, um den Widerstand zu bemessen, um die Charaktere zu durchschauen, um sich des Schlüssels zu der gegenwärtigen Stellung, des Passes für die Zukunft zu bemächtigen, einen kühnen Meister des Geschickes, einen Soldaten, einen Feldherrn, einen Gesetzgeber, einen Kaiser der Gesinnung und dem Vorgefühle nach; es bedurfte all' dieses und mehr, um den Mann zu bilden, welcher die furchtbarste sociale Erschütterung bewältigen und seiner Aera in der Geschichte ihre Bezeichnung geben sollte.

Es ist kein Wunder, daß er sich für unüberwindlich hielt, und während er auf seinem eigenen Grund und Boden stand, auf seinem Schlachtrosse oder auf seinem Throne saß, war er es. Aber es bedurfte nur einen einfachen schlichten Mönch, auferzogen in einem Kloster, unbekannt mit der Welt, rein in seinen Bestrebungen, schuldlos und gerade in Wort und Rede, nicht beredt, noch von glänzenden Eigenschaften oder Talenten, milde, sanft, freundlich, demüthigen Sinnes und gottergeben; es brauchte nur einen Papst, der die Eigenschaften seines Standes in gewöhnlichem Grade besaß, um zu beweisen, daß es eine höhere Macht gebe, als die eines gewaltigen Eroberers, und um dem Zeitalter einen Helden zu geben, der obwol nicht mit dem Schwerte umgürtet, sich mit jenem messen konnte.

Kein Wunder, wenn der, welcher gefangen nahm, zum Gefangenen gemacht, *) und der Eroberer unterjocht wurde.

*) Wir müssen natürlich jede unbeglaubigte Erzählung einer an dem heiligen Vater persönlich bewiesenen Rohheit verwerfen.

Denn er hatte seinen eigenen Grund und Boden verlassen, er war von seinem Streitrosse und von seinem Throne herabgestiegen und in das Heiligthum eingetreten. Und hier war der alte Mann von mildem Anblicke und sanfter Stimme in seinem Eigenen, und das Ganze konnte nur eine Wiederholung einer Scene sein, die da so oft gespielt wurde, und die Folge davon war nur der Vollzug eines ewigen Gesetzes.

Der Kaiser Arkadius hatte vielleicht mehr durch üblen

Eine berühmte Unterredung zu Fontainebleau wurde von einem ausgezeichneten Künstler (Wilkie) zum Gegenstande eines Gemäldes gemacht, und dramatische Berichte über das, was hier vorfiel, kamen in Umlauf. Der italienische Biograph Pius VII., welcher sein Werk zwei Jahre nach dem Tode des Papstes in Rom selbst herausgab, das damals voll von vertrauten Freunden, Bewunderern und Gefährten seines Unglücks war, die aus seinem eigenen Munde seine Leiden hatten erzählen hören, gibt einen Bericht von dem Schluße dieser Unterredung, der davon, was man gewöhnlich darüber sagt, sehr abweicht, und er ist keineswegs zur Parteilichkeit gegen den Kaiser geneigt. Nachdem er eine Unterhaltung geschildert hat, die auf beiden Seiten lebhaft war, und in einem so lauten Tone geführt wurde, daß man es in den benachbarten Zimmern hören konnte, erzählt er ausführlich, daß der Papst alles, was er für die Erhaltung der Kirche und Religion gethan und gelitten, ruhig aufzählte und daß er damit schloß, daß er mit festen aber milden Worten seinen Entschluß aussprach, lieber alles über sich ergehen zu lassen, als darein zu willigen, was man von ihm verlangte. Der Biograph fährt fort: „Napoleon, welcher aufmerksam zugehört hatte, wurde durch diese Festigkeit des Entschlusses, verbunden mit einer solchen apostolischen Einfalt gerührt. Er beruhigte sich, umarmte den Papst und sagte beim Abschied zu ihm: „Wäre ich an Ihrer Stelle gewesen, ich würde ebenso gehandelt haben.“ (Pistolesi vol. III. p. 142.) Hieß dies nicht den, der gefangen nahm, gefangen nehmen und im edelsten Sinne überwinden? Welche ehrenvollere Huldigung hätte dem Benehmen des Papstes dargebracht werden können?

Rath bewogen, als aus Bosheit den großen Bischof, den heiligen Johannes Chrysostomus von seinem Patriarchenstuhle entfernt, und in die Wildnisse kalter, unwirthbarer Berge wegführen lassen. Viele Jahre nach seinem Tode leisteten Theodosius und Pulcheria in der nämlichen Stadt öffentlich und furchtlos Genugthuung für das Unrecht, das ihre Eltern einem so heiligen Manne zugefügt hatten.

Und gab es in der That keine Wiederholung dieser nämlichen edlen und großherzigen Scene? Auf wie manchen französischen Soldaten und Offizier schien die herrliche Bildsäule Pius **VII.** lächelnd und vergebend herabzublicken und mit ausgestreckter Hand einen zugleich hohenpriesterlichen und väterlichen Segen zu spenden?

5. Kapitel.

Lage und Gefühle Roms.

Zu der Zeit, auf welche die vorhergehenden Kapitel sich beziehen, war es nicht schwer, die Gefühle kennen zu lernen, womit jede Klasse der Bevölkerung in Rom auf die Zeiten zurückblickte, welche das Land kürzlich durchgemacht hatte, sowie jene, mit welchen das Volk seine gegenwärtige Lage betrachtete.

Die Römer haben, was auch für Veränderungen in ihrem Charakter vorgekommen sein mögen, stets als einen unveräußerlichen Theil ihres Erbguts ein lebhaftes Bewußtsein beibehalten, daß ihre Stadt nicht einen zweiten Rang einnehmen könne. Bei jedem Wechsel des Schicksals war dieß das Gesetz ihrer Existenz. Die Versetzung des Kaiserreichs nach Konstantinopel oder des italienischen Königreichs nach Ravenna oder des päpstlichen Hofs nach Avignon hätte hinreichend scheinen können, die Stadt ihres Ranges zu entkleiden, während die aufeinanderfolgenden Beraubungen, Plünderungen, Brände und Zerstörungen, die von Barba-

ren oder von Partheien an ihr verübt wurden, ihr Herabsinken in die Lage von Veji oder Collatium erklärt haben würden. Aber die Bestimmung Roms hatte sich über jede Katastrophe erhoben, und war über alle Unfälle, über alle ihrem Supremate feindlichen Plane erhaben. Nun aber war Rom zum erstenmal eine Provinzialstadt geworden, einer fremden Herrschaft unterthan, von einem militärischen Haupte regiert, mit einem neuen System der Gemeindeverfassung und einem gänzlichen Umschwunge in den socialen Beziehungen. Selbst die Zeitrechnung wurde geändert, die im Frieden aufgewachsenen Kinder des Landes wurden der Conscription unterworfen, welche sie aus dem Schooße ihrer Familien riß und sie weit wegsandte nach den eisigen Regionen Rußlands oder den heißen Küsten Andalusiens, um da für Fremde zu bluten und zu sterben.

Aus mancherlei Ursachen hatte die Bevölkerung Roms Jahr für Jahr während der Occupation abgenommen, bis sie von 153,000 auf 117,000 herabsank; *) viele von den besten Familien hatten die Stadt verlassen, einige allerdings um Vertrauensposten in andern Theilen des Kaiserreichs einzunehmen, andere um den Verantwortlichkeiten und Ehren einer Regierung auszuweichen, zu welcher sie keine Neigung fühlten. Das Geld war selten geworden, die reichen Quellen der öffentlichen und Privatwohlthätigkeit waren ausgetrocknet; die Assignaten hatten zuerst frei cirkulirt und

*) Jenes war die Bevölkerung im Jahre 1800, dieses im Jahre 1813. Dies war das Minimum. Es fand eine stetige Zunahme statt bis 1837, als die Cholera die Todesfälle von 3000 auf 12,000 steigerte. Zwischen 1848 und 1849 nahm die Bevölkerung um 13,000 ab. Bei der Rückkehr des gegenwärtigen Papstes nahm sie wieder zu und im verflossenen Jahre hatte sie die Zahl 178,798 erreicht.

wurden dann plötzlich werthlos und viele ehrbare Familien kamen so in Mangel und Noth. *)

Die Entfernung des Hofs mit so vielem, was davon abhing, die Unterbrechung des Haushalts von vielleicht fünfzig Kardinälen, von vielen Prälaten und Gesandten hatte Tausende unmittelbar außer Dienst gebracht, und mittelbar Zehntausende von Arbeitern, Künstlern und Handwerkern, welchen solche Hofhaltungen Beschäftigung gaben. Zu gleicher Zeit wurden nothwendig die verschiedenen Kanzleien für die Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten, sowol örtliche als allgemeine, geschlossen, welche mehr Laien als Geistlichen Brod geben.

Eine andere und empfindliche Wunde für die Herzen der Römer war der Verlust so vieler Gegenstände gewesen, die anderswo Dinge des Luxus sein könnten, aber in Rom beinahe Lebensbedürfnisse waren. Die kostbarsten Manuskripte des Vatikan, mit welchem sie schon ihrem Namen nach in enger Verbindung standen (Codex Vaticanus war ein Ehrentitel), die unschätzbare Sammlung von Medaillen, jede Statue und Gruppe von Bedeutung, die Meisterstücke der Malerei in allen Kirchen, die Archive des Vatikan und anderer Departemente der kirchlichen Regierung, und viele andere für Rom höchst werthvolle Schätze hatte man entfernt. Die stolzen Hallen des Vatikans und Kapitols waren leer und verlassen; denn Gipsabdrücke und einige Künstler,

*) Ein sehr glaubwürdiger Mann erzählte mir, als er eines Morgens in der Frühe ausging, habe er unter vielen andern einen Edelmann vor dem Laden eines Bäckers stehen sehen, um auf die Oeffnung desselben zu warten und Brod zu kaufen, womit seine Familie den Tag über ihr Leben fristen sollte. Er hatte keinen Diener zu schicken, und bat jenen Herrn, von dem ich diese Geschichte hörte, es doch Niemand zu sagen, daß er ihn in einer so peinlichen Lage gesehen habe.

die sich damit begnügen mußten, konnten die Marmorbilder der Originale und die Schaaren von Menschen, die herbeizuströmen pflegten, um sie zu bewundern, schlecht ersetzen. Die Privatgallerien hatten ein ähnliches Schicksal erfahren. Die Borghesesammlung von Bildsäulen war an den Kaiser verkauft worden und das Albani-Museum war zum Theil entfernt, aber zum Glücke nur theilweise für die Reise verpackt worden, und wurde so großen Theils gerettet.*)

---

*) Die Sammlungen von Antiquitäten in der Villa Borghese, 255 an der Zahl mit Einschluß der Monumente von Gabii, wurden im Jahre 1800 von dem Kaiser erkauft und nach dem Kontrakte bezahlt. Der Verkauf kann als ein erzwungener angesehen werden, obwohl in Wahrheit die Furcht vor einer englischen Invasion der einzige eigentliche Zwang war. Denn der Kaiser hatte mit seinem Schwager, dem Prinzen bis auf diese Zeit vergebens unterhandelt. Der Verkauf geschah unter Protest von Seiten der Regierung, da er gesetzwidrig war. Im Jahre 1814 forderte die Familie ihre Alterthümer zurück, aber Ludwig XVIII. weigerte sich sie herauszugeben, weil sie gesetzlich erkauft seien.

Der Fall mit der Albanisammlung war ernster. Im Jahre 1798 konfiszirte das französische Direktorium das ganze Eigenthum der Familie Albani, so wie das der Familie Braschi. Die prächtige Villa Albani, nahe bei Rom, wurde ihrer Skulpturen und marmornen Kunstwerke beraubt und man schickte sie nebst den Büchern und Gemälden des Hauses nach Paris. Nur einige Kisten, die im Jahre 1802 versiegelt im römischen Zollhause lagen, wurden damals zurückgegeben. Im Jahre 1814 verlangte der Kardinal Joseph Albani, von der österreichischen und römischen Regierung unterstützt, die Herausgabe des Familieneigenthums. Obwol mit dem Hause Oesterreich blutsverwandt, hatte die Familie in Folge der Konfiskation Noth gelitten. Am 9. Oktober 1815 wurde das berühmte Relief des Antinous dem Kommissär des Kardinals Sig. Santi zurückgegeben und im darauffolgenden Dezember wurden die noch übrigen Bildwerke seines Museums, 39 an der Zahl, von Ludwig XVIII. für das Louvre erkauft. Unter diesen sind die schöne Bildsäule des Euripides, ein zweiter Antinous als Herkules, ebenso

Wenn Rom und zwar mit vollem Rechte den Verlust seiner Künste, seiner größten weltlichen Zierden beklagt hatte, was muß sein Kummer gewesen sein, über die religiöse Verödung, in die es versunken war? Denn fast buchstäblich hätte man sagen können, „daß seine Straßen trauerten, weil Niemand mehr zu seinen hohen Festen kam.“ Die Schaaren von Fremden, die jährlich Rom besuchen, werden anerkennen, daß sie nicht bloß wegen seinen unübertroffenen Denkmälern so weit herreisen, sondern daß die religiösen Ceremonien, von welchen sie Zeuge sein wollen, in nicht geringem Grade sie dahin ziehen. Warum auch eilen alle nach Neapel in den Wochen, die zwischen jenen Festen liegen, und verlassen seinen frühzeitigen Frühling, seine durchsichtige See und seine goldenen Orangenhaine gerade in dem Augenblicke, wenn Rom von allem, was Herz und Sinn erfreut, entblößt ist, wenn sogar seine Glocken schweigen, und seine Musik aus Lamentationen und dem Miserere besteht?

Rom ist eine Stadt von Kirchen ebenso gut als eine Stadt von Gallerien und Museen; denn auch seine Kirchen gehören in diese Klasse von Wundern. Architektur, Malerei, Skulptur, reiche Marmor- und Metallarbeiten, Dekorationen, künstlerische Effekte jeder Art sind einzeln oder vereinigt in den Kirchen zu finden. Viele sind großartig in ihren Umrissen, obwol arm im einzelnen, während andere keine großen Züge darbieten, aber von Kunstschätzen wimmeln. Hier ist ein Freskogemälde von Raphael, dort eine Kapelle oder eine Gruppe von Michelangelo; in dieser Kirche ist eine Kuppel von Lanfranco, in jener sind die gemalten Giebelfelder von Domenichino; in der einen ist eine Masse von Marmor

---

werthvoll, nebst verschiedenen kostbaren Büsten. Von den Gemälden und Büchern und vielen andern Gegenständen der Steinschneidekunst wurde niemals Rechenschaft gegeben, so viel wir gehört haben.

an Einem Stücke, eine gewaltige Reihe von Treppen aus einem Material, das man anderswo nach Unzen verkauft, in einer andern ein prachtvoller Altar von kostbaren Steinen, die eine silberne Statue einschließen. Aber ich erinnere mich noch wohl an alte Männer, die weinten, wenn man mit ihnen von diesen Dingen sprach, wie einst die Väter Israels, welche den neuen Tempel zu Jerusalem mit den verschwundenen Herrlichkeiten des alten vergleichen konnten. Alles war nun armselig in Vergleich damit, was sie vor dem Vertrag von Tolentino und der nachfolgenden Wegführung von Kirchenschätzen während der fremden Occupation gesehen hatten.

Doch sogar all' dieses war nur von untergeordneter Bedeutung gegen den größern Verlust von Personen in Vergleich mit Dingen. Viele der Kirchen Roms sind für große geistliche Körperschaften erbaut, um an ihnen zu dienen, und diese waren nun verschwunden. Dann kam der noch unersetzlichere Verlust eines Priesterfürsten (gleich Melchisedech), welcher vor seinem Volke und für dasselbe Gottesdienst hielt, mit seinen Staatsministern, seinen hohen Fürsten und Adeligen, die ihn dabei umgaben und ihm assistirten und zum Gottesdienste beitrugen, was sonstwo königlicher Staat ist. Ein solches Ceremoniell hatte seine eigenen angemessenen Sitze in den größern Basiliken, die zu andern Zeiten nie so gesehen werden, wie sie es verdienen. Der St. Petersdom ist sonst ein großartiges Aggregat von glänzenden Kirchen, Kapellen, Gräbern und Kunstwerken. Dann wird er ein ganzer, ein in seiner Art einziger Tempel ohne Gleichen, wie die Welt nie vorher einen sah. Jene Säulenmasse in der Mitte mit ihrem Baldachin aus Bronce, so hoch, wie der Farnesische Palast, mit ihren tief hinuntergehenden Treppen, die zu einem mit kostbaren Steinen gemauerten und gepflasterten Hofe führen, der jetzt nur ein Vorplatz scheint zu irgend einer Höhle einer Katakombe,

mit ihrem einfachen Altare, der jeden Schmuck verschmäht in der Gegenwart dessen, was über alles menschliche Lob erhaben ist, indem das, was in Wahrheit das Herz des großen Leibes bildet, gerade da liegt, wo das Herz sein sollte, — ist nur bei solchen Gelegenheiten beseelt und auf allen Seiten von einer lebendigen und sich bewegenden Pracht umgeben. Die ungeheuere Kuppel darüber hört auf, eine Wölbung über ein Grab zu sein, und wird ein Baldachin über einem Altar; das stille Grab in der Tiefe verwandelt sich in den Reliquienschrein unter dem Platze des heiligen Opfers — es sind die Heiligen unter dem Altare; — die ruhige Stätte, an welcher man meistens einige fromme Anbeter finden kann, die in Andacht unter den hundert Lampen daknieen, ist gedrängt voll von Gruppen, die immer höher steigen, von der niedrigsten Stufe beginnen, und an Würde und Reichthum der heiligen Gewänder immer mehr zunehmen, bis endlich auf dem Gipfel und in der Mitte, hoch erhaben, der Papst selbst dasteht, gerade auf dem Platze, der ihm, dem einzigen lebendigen Gliede in einer Kette, geziemt, deren erster Ring an dem Schrein der Apostel unten befestigt ist.

Diesen Platz kann Niemand sonst einnehmen mit allen Erinnerungen, die ihm seinen eigenthümlichen Charakter verleihen. Nur seine Gegenwart ist es, die hier Alles an seinen geeigneten Platz versetzt und alle Theile zu einem bedeutungsvollen Ganzen vereinigt. Der St. Petersdom ist nur was er ist, wenn der Papst an seinem Hochaltare steht, und daher wird er immer nur von oder für ihn benützt.

Alles dies hatte natürlich aufgehört, und es war eine offenbare Unmöglichkeit, etwas Anderes dafür an die Stelle zu setzen. Man konnte sagen, die höchste Form einer religiösen Feier, die in der katholischen Kirche, wie in der ganzen christlichen Welt bekannt ist, sei abgeschafft oder aufgehoben gewesen, ohne die Absicht, sie jemals wieder herzustellen.

Es war für ein Volk, das auf den geistlichen Vorrang seiner kirchlichen Regierung und auf die Größe, womit derselbe bei feierlichen Gelegenheiten vor Augen gestellt wurde, so stolz ist, unmöglich, nicht alle die Kränkung und Erniedrigung zu fühlen, die in diesem Verluste lag.

Man kann sich daher leicht einbilden, daß die Wiederherstellung der päpstlichen Regierung mit Freuden begrüßt worden war, und noch zu der Zeit, von der wir schreiben, als eine Rückkehr zum Glücke und zur Wohlfahrt, als ein Uebergang von düsterem Grame zur heitersten Freude betrachtet wurde. Und so sprach auch damals jeder Mann sich aus. Ohne Zweifel war der Same anderer Gedanken von Jenen im Boden zurückgelassen worden, die ihn so lange besessen hatten.

Es wird immer der Fall sein, daß Einige unter einer ungesetzlichen Herrschaft mehr Nutzen haben, als unter einem rechtmäßigen Herrn, und man hatte immer die Bemerkung gemacht, daß bei jeder Maßregel der Spoliation und Gewaltthat nicht nur die nöthigen Aufschlüsse von Eingebornen und Unterthanen verschafft wurden, sondern daß sie auch dabei die treuloseste Rolle spielten. Allein diese und ihres Gleichen mußte man, damals wenigstens, als Ausnahmen betrachten. Die Vielen, die erfahren hatten:

. . . . Come sa di sale
Il pane altrui, e come e duro calle
Lo scendere e il salir per altrui scale. *)

Die Adeligen, d. h. Diejenigen, die sich eines kaum geringern als königlichen und sogar kaiserlichen Blutes rühmten, waren genöthigt worden, Fremden von viel niedrigerem

---

*) Paradiso XVII.

. . . . . „Wie gar bitter schmeckt
„Des Fremden Brod, und wie so hart die Stiegen
„Trepp auf, Trepp ab des Fremden sich gestreckt."

Range den Hof zu machen und sogar um ihren Schutz anzuhalten; die Klasse der Kaufleute, die durch die allgemeine Stockung der Geschäfte gelitten hatten, und der Bauernstand, dessen herkömmliche Loyalität stets von religiöser Ehrerbietigkeit durchdrungen gewesen war, waren hier Eines Sinnes. Mit mehr Wahrheit im Allgemeinen als damals, da die Worte zuerst geschrieben wurden, können wir sagen, daß bei der Rückkehr Pius VII. „Italien sein Trauergewand ablegte."*) Nicht nur der Künstler, sondern der schlichteste Bürger Roms freute sich, als er die gewaltigen Kisten durch die Straßen führen sah, die, wie man ihm sagte, den Laokoon oder den Apollo, die Transfiguration oder die Kommunion des heiligen Hieronymus enthielten. Und sogar Gegenstände von geringerem Interesse für die Menge, die Manuskripte des Vatikan, die Archive des Palastes, der öffentlichen Ministerien und sogar des heiligen Offiziums wurden mit Freuden bewillkommt, als Beweise der Rückkehr zu dem, was Jedermann als den normalen Zustand ansah.

Als daher Pius VII. bei seiner Rückkehr nach Rom zum erstenmale nach vielen Jahren auf den Balkon in der Vorhalle der vatikanischen Basilika trat, um wieder einmal seinen feierlichen Segen über die Volksmenge auszusprechen, die sich nicht nur aus Rom, sondern auch aus seinen benachbarten Städtchen und der Umgegend versammelt hatte, da war die Rührung Aller unbeschreiblich groß. Für viele noch junge Leute war dies die erste Gelegenheit, einer Scene anzuwohnen, die man nimmer vergißt. Wie man sagen kann, daß innerhalb der Kirche alles für die Funktion am großen Pontifikal-Altar angeordnet und beinahe vorher bestimmt ist, so könnte man fast glauben, daß außerhalb alles nur Nebensache sei zu dem päpstlichen Segen. Jedenfalls strahlt der

*) Ad ejus reditum lugubres vestes Italia mutavit. St. Hieronymus.

große Platz vor der Kirche an jedem andern Tage in der Mittagssonne in einer Pracht, die nicht sehr anlockend ist. Sein hoher Obelisk wirft nur einen dünnen Schatten, welcher um die ovale Fläche herumzieht, gleich dem Zeiger einer gewaltigen Sonnenuhr; seine Springbrunnen murmeln uns in köstliche Träume, indem sie gewaltige Wasserstrahlen wie kristallene Säulen in den heißen Sonnenschein hinaufspritzen und einen Regenguß dafür zurückempfangen, auf welchem stets eine heitere Iris sitzt, aber sie bieten keine kühlende Grotte, wo man sich ihrer Frische freuen könnte, und ungeachtet des kürzern Pfades sieht der Pilger mit Verdrießlichkeit auf das blendende Pflaster und die lange Reihe von Treppen zwischen ihm und der Kirche, die keinen Schutz bieten, und lenkt kluger Weise in den Wald von Säulen auf beiden Seiten der Piazza ein und setzt seinen Weg unter ihrem Schattendach fort, das, wie ihm eine Inschrift sagt, ausdrücklich zu diesem Zwecke angelegt ist.*) So opfert er die Ansicht der großen Kirche, zu der er vielleicht seit Tagen seinen Weg wendete, der Behaglichkeit eines kühlern Zuganges.

Aber an den Tagen, wenn der heilige Vater von der loggia aus, wie sie heißt, seinen Segen spendet, d. h. von dem Platze über dem Haupteingange zum Portikus der Kirche, da denkt Niemand an die Hitze oder Schwüle des Tages, so sehr sie durch die Ausdünstung von vielen tausend Menschen, die nach Luft schnappen, erhöht werden mag. Alles scheint absichtlich angeordnet, und kein anderer Platz auf Erden würde auch nur halb so gut passen. Die gigantischen Treppen, die zur Kirche führen, mit ungeheuern Terassen dazwischen, sind mit einem solchen Teppich bedeckt,

*) Die Inschrift ist aus Isaias 4, 6. „Und eine Hütte wird sein zum Schatten bei Tag vor der Hitze, und zur Zuflucht und Verbergung vor dem Wetter und Regen.“

wie kein Webstuhl ihn jemals wob. Gruppen von Landleuten aus den benachbarten Städtchen und Dörfern bedecken ihn. Einige stehen in gieriger Erwartung da, viele liegen der Länge nach ausgestreckt nieder, mit mehr Ruhe wartend, hauptsächlich Weiber und Kinder. Die Männer sind in ihrem schönsten Anzuge mit blau- und grünsammtnen Jacken, ihr Haar in ein grünseidenes Netz gefaßt, mit weißen Strümpfen und solchen silbernen Schnallen am Knie und noch mehr an den Füßen, daß, wenn man dergleichen Artikel in einem alten Grabe entdeckt und geglaubt hätte, sie gäben einen Maßstab für die Proportionen des früheren Trägers, sie das alte Sprichwort „ex pede Herculem" Lügen gestraft haben würden. Aber der weibliche Anzug war bei solchen Gelegenheiten, weit mehr als jetzt, seitdem die Manchesterzeuge sogar in die Dörfer der Apeninnen gedrungen sind, eigenthümlich ausgezeichnet. Die Bäuerinnen von Frascati und Albano mit ungeheuern goldenen Ohrenringen und Halsbändern, die silberne Stecknadel im Haare unter dem schneeweißen, flachen Kopftuche, mit kostbaren Brustläzen aus Brokat und prächtigen, seidenen Tüchern, sahen fast armselig aus neben dem orientalischen Glanze des Kostüms der Damen von Nettuno, das in der That sarazenisch sein soll. Ein Schleier aus Goldfäden, im Hause selbst gewoben, und durch Streifen von den reichsten Farben hervorstechend, bildete die Krone eines wirklich geschmackvollen und prächtigen Anzuges. Heitere Farben bilden auch den vorherrschenden Charakterzug der mehr im Innern des Landes gelegenen Bezirke, z. B. von Sonnino und Sezze.

Diese Volksmenge bedeckt die Stufen und Terassen, so daß sie wie ein lebendiges Parterre aussehen, in dem Massen von hellen Farben wie im Winde da- und dorthin wogen. Unten, auf dem ebenen Boden, stehen Reihen von Equipagen, angefüllt mit mehr aristokratischen Besuchern, und noch weiter entfernt ist ein offenes Viereck von Solda-

ten, in dessen Mitte ein glänzender Stab in der Sonne glitzert. Die umschließenden Arme der eliptischen Kolonnade, die sich ausdehnen und wieder zusammenziehen, scheinen innerhalb ihres Randes die ungeheuere Versammlung mit Leichtigkeit zu fassen, und die dunkeln, schattigen Räume zwischen den Säulen werden durch den Glanz der goldenen Staatskarossen gehoben, und durch die mit Federbüschen geschmückten Pferde, die an dem kühlen Ruheort behaglich mit dem Kopfe nicken.

Eine so reiche, mannigfaltige, und dennoch harmonische Scene konnte nur durch Eine Person, durch einen einzigen und beinahe momentanen Akt hervorgebracht werden. Stundenlang sind die mehr Geduldigen und Frommen, die sonst nichts Anderes verlangen, in der Sonnenhitze fast verschmolzen, und seit einiger Zeit sind die mehr Begierigen in jeder Richtung herbeigeströmt, um den vorher bestimmten Platz zum Sehen zu erreichen. Die Glocke hat ihre dumpfen, einförmigen Töne erschallen lassen, ihr plötzliches Schweigen ist ein Signal für jenes unbeschreibliche, einer Fluth ähnliche Brausen und unartikulirte Summen, das bei einer dichtgedrängten Volksmenge der Stille vorausgeht. Jedes Auge ist auf einen Punkt gerichtet; in diesem Augenblicke ist jede Person und jedes Ding da, wo sie nach der Absicht alle sein sollten; keine Linse hat einen wahreren und gewisseren oder kräftiger conzentrirenden Brennpunkt für die Strahlen, die darin zusammenlaufen, als der Raum, der gerade groß genug ist, um ein einziges menschliches Angesicht zu fassen, und der nun an dem Punkte ausgefüllt wird, wo soeben noch über dem Balkon in der Mitte eine leere Stelle war. Von was immer für einem Gefühle das Auge gelenkt werden mag, von dem einfachen Glauben des Italieners, von der Liebe des Deutschen zum Malerischen, von der Neugierde des Ungläubigen oder von dem Cynismus des Deklamators in der Exeter-Halle, jedes Auge ist un-

vermeidlich, wenn auch mit Widerstreben diesem einzigen Punkte zugewandt; fünfzigtausend oder mehr sind auf das Angesicht eines einzigen, bejahrten Mannes gerichtet, und in dem Anblicke des guten Greisen liegt ein heiliger Zauber, der sie in den wenigen Augenblicken gebunden hält, wenn er vor ihnen steht; sie können auf sonst nichts Anderes blicken. Und weßhalb ist all' Dieses?

Es ist die Erscheinung eines Augenblicks. Nach langer Erwartung sieht man einige Köpfe, aber kaum erkennbar, über der Balustrade des Balkons, dann die Flabella oder Fächer aus Straußenfedern und zuletzt, hoch erhoben, den Papst mit der Mitra. Einige Worte werden gesprochen, die unten kaum vernehmlich sind. Der Papst erhebt sich, schlägt seine Augen zum Himmel auf, öffnet weit seine Arme und schließt sie wieder, und gießt aus einem vollen Herzen und oft mit einer klaren, helltönenden Stimme einen Segen aus über Alle, die unten sind. Mitten unter dem Klange der Glocken, dem Rasseln der Trommeln und dem Getöse der Militär-Musiken, das zu den Ohren nur als dumpfes Geräusch dringt, während die Trompete jetzt zu dem Kanonier spricht und er zum Himmel, ist die Erscheinung vorübergegangen, der von allen Zuschauern Beobachtete scheint vor dem Auge verschwunden, das noch immer auf die leere Stelle blickt. Der Vater hat sich entfernt, aber er hat seinen Segen auf seine liebenden Kinder herabgesandt. Kann irgend einem andern menschlichen Wesen eine mehr hervorragende und in ihrer Art einzige Stellung angewiesen werden? Könnte irgend ein Fürst von Zeit zu Zeit und immer wieder der Mittelpunkt eines so prächtigen Schauspiels werden, mögen wir es nun sowol von der moralischen als von der sinnlichen Seite betrachten? Könnte er Tausende von Fremden und von Unterthanen, Gesandte, Könige und sogar Kaiser, nebst Massen von Armen zusammenbringen, die aus fernen Gegenden zu Fuß herbeipilgern und sich auf einem

großen Platze sammeln würden, damit sie ein paar Augenblicke zu ihm hinaufschauen und während derselben auf ihre Kniee fallen könnten, wenn er sich an einem Fenster seines Palastes zeigte? Der Gedanke eines Versuchs, so etwas zu thun, ist so ungeheuer albern, daß er Lachen erregt.

Wer hat aber jemals dem päpstlichen Segen bei Sct. Peter angewohnt und empfunden, daß er auch nur das geringste Lächerliche enthielt, oder sich so darüber ausgesprochen? Oder vielmehr, wer hat ihn jemals für geringer als erhaben gehalten? und worauf beruht der Unterschied? Auf einem unwiderstehlichen Glauben, daß keine irdische Hoheit eine Macht zu segnen verleiht; daß eine solche Macht im höchsten Grade nur einem einzigen Manne innewohnt, und daß der Besitz dieser in ihrer Art einzigen Macht es für die Höchsten und die Niedrigsten der Mühe werth erscheinen läßt, auch noch so weit herzukommen, um daran Theil zu nehmen, wenn sie gläubig sind, wo nicht, um wenigstens Zuschauer von der wunderbaren Ausübung dieser Macht zu sein. Gewiß werden Alle darin übereinstimmen, daß, wenn sie existirt, sie nicht wohl mit größerer Herrlichkeit oder in einer ihr angemessieneren Weise ausgeübt werden könnte. Eine Erhöhung in dieser Hinsicht läßt sich kaum denken; nie schuf sich eine große Veranlassung so vollständig ihre eigenen Umstände.

Wenn die Erinnerung an eine Scene, die so tief im Gedächtniß ist, weil sie so oft mit angesehen wurde, und gewöhnlich mitten unter den Landleuten, den Verfasser von seinem eigentlichen Gegenstande abgeführt hat, so kehrt er mit der Bemerkung zu demselben zurück, wie sehr das erhebende und rührende Ceremoniell des päpstlichen Segens erhöht werden mußte, in Verbindung mit dem Gedanken an seine Restauration. Es fehlte allerdings die mehr würdevolle und kältere Gegenwart von Besuchern aus dem Auslande, man sah nicht so viele hübsche Equipagen in der

Sonne glänzen, aber ihre Stelle war reichlich ausgefüllt durch die Tausende warmliebender Unterthanen, die in größerer Anzahl und aus größern Entfernungen als gewöhnlich herbeigeströmt waren, um ihren Fürsten und Hohenpriester zu bewillkommen. Bei dieser Funktion mehr, als in irgend einem andern Theile seines Triumphzuges wurde der Erguß der aus dem Herzen quellenden Rührung unwiderstehlich und daher allgemein, so daß kein Auge trocken blieb und kein Herz unbewegt.

Man kann nicht mit Grund an der Aufrichtigkeit dieser Gefühle zweifeln, und daß das Volk im weitesten Sinne des Wortes sich über die Wiederherstellung einer einheimischen wenn auch geistlichen Regierung freute. In der That war diese Eigenthümlichkeit für dasselbe eine Hauptempfehlung. Es war für sie in ihrer Jugend eine gütige, väterliche und friedliche Regierung gewesen, und die zu jung waren, um sich daran zu erinnern, hatten von den Eltern und von den Lehrern einen Begriff davon bekommen, die damals die Veränderungen beklagten, welche sie erfahren hatten. Es kann nicht unbillig oder unvernünftig sein, sich auf jene zu berufen, die den Wechsel versucht hatten, um eine vernünftige Meinung darüber zu hören, welcher Lage sie den Vorzug gaben. Eine Generation ist seit jenen Tagen bitterer Erinnerungen dazwischen gekommen, während welcher Zeit ohne Zweifel viel von dem Familienkummer und von dem Verfall des Staats vergessen worden ist; die Liebe zur Veränderung und die Leidenschaft für das Neue, die der Jugend inwohnen, und in der That die Phasen ihres eigenthümlichen Gefühls der Hoffnung bilden, sind stark genug, um den Beweisgründen der Erfahrung entgegenzuwirken und verführerischen Verheißungen einer noch unerprobten Zukunft in der Einbildungskraft eine Wirklichkeit zu verleihen.

Zum Beweise für diese Behauptungen können wir anführen, daß, als Neapel im Jahre 1821 durch eine Revo-

lution in Verwirrung gesetzt wurde, die den Thron umstieß, auch in den päpstlichen Staaten aufreizende Proklamationen verbreitet wurden, die das Volk aufforderten, sich zu erheben, und sich an die vier revolutionären Lager zu Pesaro, Macerata, Spoleto und Frosinone anzuschließen. Kardinal Consalvi erließ im Namen des Papstes eine Proklamation, in welcher er das Volk blos an seine vergangene Erfahrung erinnerte und seine Zuversicht ausdrückte, daß ein Wort hinreichen werde, um sie gegen die bösen Absichten von Verräthern sicher zu stellen. Sie sollten sich erinnern, „wie chimärisch und trügerisch bei früheren Versuchen die gesellschaftliche Ordnung umzustürzen, die Aussichten auf ein imaginäres Glück gewesen seien, die man ihnen vorgehalten habe, wie falsch das Versprechen, die Religion zu schützen und die Tugend zu belohnen, wie schwach und täuschend die Versicherungen einer bessern Verwaltung der Gerechtigkeit, einer größern Freiheit, einer Verminderung der Abgaben und Erhöhung der Besoldungen.“ Er sprach sein volles Vertrauen aus, daß diese Erinnerungen und Erfahrungen ein hinreichendes Gegengift sein würden gegen alle Versuche des Aufruhrs und der Empörung. Auch täuschte er sich nicht, der Sturm ging harmlos vorüber, keine Erhebung fand statt und das Volk bewies, wie die Berufung auf die Erfahrung mit seinen Ueberzeugungen übereinstimmte.

6. Kapitel.

Kardinal Consalvi.

Es ist unmöglich, von dem letztern Theile dieses Pontifikats zu handeln, insbesondere auf die Grundsätze seiner Regierung irgend eine Anspielung zu machen, ohne dem Leser den Mann vorzuführen, dessen Gestalt mit allen Erinnerungen aus jener Zeit verbunden ist, und welcher die

eigentliche Triebfeder und so zu sagen, der Regulator der ganzen Politik war, die sie auszeichnete. Dies war Herkules Consalvi, der erste Minister Pius VII., von seiner Restauration an bis zu seinem Tode.

Er war im Jahre 1756 geboren, hatte also seine Erziehung lange vorher erhalten, ehe die Symptome dessen, was später Europa erschütterte, sich deutlich offenbarten. Frühzeitige Eindrücke sind gewöhnlich so tief, daß sie durch nachfolgende nicht auszulöschen sind, und es ist möglich, daß die Parteilichkeit, welche Consalvi in seiner politischen Laufbahn immer gegen England zeigte, sich auf die frühe Freundschaft und Gunst zurückführen läßt, die er von einem Manne empfing, der sich immer als einen Engländer betrachtete und sich einen solchen nannte. Der letzte der Stuarte, der liebenswürdige und wohlthätige Kardinal Heinrich, oder wie er sich lieber nennen hörte, der Kardinal-Herzog oder der Herzog von York war Bischof von Frascati und wollte seinen Sitz niemals gegen jene vertauschen, die dem Dekan und Subdekan des heiligen Kollegiums seiner amtlichen Stellung wegen gehören. Von jener hübsch gelegenen Stadt, der Nachfolgerin Tuskulums, die jetzt dem Bischof seinen Titel gibt, wird er noch immer als der große Wohlthäter angesehen. Was auch sonst seinen Rechtstiteln gemangelt haben mag, in Bezug auf ein königliches Herz war er kein Prätendent. Seine Wohlthätigkeit war ohne Gränzen; Armuth und Noth waren in seinem Bischofssitze unbekannt. Der bischöfliche Palast wurde beinahe wo nicht ganz von ihm wieder gebaut, obwol er gewöhnlich auf einer benachbarten Villa residirte; die Kathedrale wurde sehr verbessert und reich ausgestattet. Aber das Seminar oder das geistliche Kolleg der Diözese war der Gegenstand seiner besondern Sorgfalt. Das Meiste davon wurde von ihm gebaut, und die Bibliothek, ein überaus geschmackvoller Saal und reich an vielen englischen Werken, war die Frucht seiner

Freigebigkeit. Obwol er selbst weder gelehrt noch mit großen Fähigkeiten begabt war, so kannte er doch den Werth von Beidem, gewann ausgezeichnete Lehrer für sein Seminar und versammelte talentvolle Männer um sich. Daher wurde sein Kolleg nicht nur von Aspiranten des geistlichen Standes besucht, sondern auch von Jünglingen aus den besten Familien, die zu einem weltlichen Berufe bestimmt waren.*)

*) Die Diözese Frascati war, als der Verfasser sie zuerst kennen lernte, voll von Erinnerungen an den Kardinalherzog, die alle seine besondere Herzensgüte und sein schlichtes Wesen bewiesen. Er war der unschuldigen Schmeichelei zugänglich, die man ihm durch die Anerkennung seines Ranges zollte, und es wird von dem verstorbenen Herzog von Sussex erzählt, daß er ihn mit dem Titel „Königliche Hoheit," den er gerne hörte, auf edelmüthige Weise anredete. Man ist so sehr gewohnt, wenig Gutes von Georg IV. zu hören, daß man sich mit Vergnügen daran erinnert, wie der Prinz, als der vortreffliche Kardinal in seinem hohen Alter durch den Verlust seiner Pensionen und Pfründen in Folge der französischen Invasion in Noth war, ihm eine Pension anbot, die dankbar angenommen wurde, und wie er später Canova den Auftrag für das Stuartmonument gab, das nicht das glücklichste Produkt seines Meisels war, und an dessen Aufrichtung in der St. Peterskirche der Schreiber dieser Zeilen sich noch wohl erinnert. Der Kardinal sprach immer mit Hochachtung und keineswegs mit Abneigung von der regierenden Familie. Er hinterließ Stiftungen für die Erziehung von studierenden Schottländern, die sich dem geistlichen Stande widmen. Seine Freigebigkeit dehnte sich auch auf andere Gegenstände aus. Als Erzpriester von St. Peter machte er dieser Basilika einen herrlichen goldenen Kelch zum Geschenke, mit den Juwelen der Familie Sobieski besetzt. Dieser wurde noch in seinem Hause aufbewahrt, als der Schatz der Kirche geplündert wurde, und entging so dem Raube. Noch vor drei Jahren bediente man sich seiner bei den großen Kirchenfesten zu St. Peter.

Noch eine Anekdote mag hier eine Stelle finden, die ein Mann erzählt, der ihn gut kannte. Als er zuerst nach Rom kam, kannte er den Werth der Münzen daselbst gar nicht. Einst hatte er sich eine merkwürdige Stätte oder einen interessanten Gegenstand zeigen las-

Unter diesen war der junge Römer Ercole oder Herkules Consalvi. Hier zeichnete er sich aus und zog bei einer öffentlichen Prüfung das Auge des Kardinalbischofs auf sich, welcher sie der Sitte gemäß mit seiner Gegenwart beehrte. Der Leser darf sich nicht wundern, wenn er hört, daß der künftige Staatsmann mehr durch die Künste, die das Leben zieren, als zum Nutzen dienen, die Neigung des guten Bischofs gewann. Man sagt, daß seine Gewandtheit und Grazie bei einer musikalischen Ausführung zuerst seine Aufmerksamkeit auf ihn zog.

Sei dem wie ihm wolle, es scheint, daß der junge Mann selbst frühzeitig eine jener Vorahnungen des künftigen Looses hatte, welche ein Vorrecht des Genie sind. Er besaß, während er noch ein Knabe im Kolleg war, jenes verborgene Bewußtsein von Macht, Energie und Beharrlichkeit, welches den Erfolg hervorbringt, man möchte in einem mehr weltlichen Sinne sagen, jenes Vertrauen auf seinen Stern, und in einem mehr religiösen, jenes Vertrauen auf die Vorsehung, das ein sonst schüchternes und sich mißtrauendes Talent zu außerordentlichen Anstrengungen ermuthigt. Mancher begabte Geist hat sich verzehrt und ist früh verwelkt, weil ihm diese Stütze des Vertrauens auf eine höhere Leitung mangelte. Aber von jenen, denen es gelang, für die Menschheit etwas Gutes zu thun, kann es nur wenige geben, die nicht frühzeitig ein Streben darnach empfanden, ein tiefes Gefühl, daß sie es versuchen müßten,

---

sen, und man fragte ihn, was man dem Diener geben solle. Da er darüber in Verlegenheit kam, flüsterte ihm sein Kammerherr zu: „Soll ich ihm einen Zecchino geben? (Ein Goldstück ungefähr im Werthe von 6 fl.) In der Meinung, die Diminutivendung müsse eine kleine Münze anzeigen, versetzte der Herzog: „Ich glaube, das ist zu wenig. Gebt ihm einen Grosso.“ (Ein Silberstück, 15 kr. an Werth.)

und eine starke Zuversicht, daß sie blos die Werkzeuge in höheren, stärkeren und bessern Händen für die ihnen zugewiesene Mission sein sollten.

Von einigen mag Indolenz und Stolz irrig für dieses heilige Bewußtsein künftiger Macht genommen werden; aber der Unterschied des vorgesteckten Zieles wird in der Regel leicht die Quelle des einen oder andern Gefühls erkennen lassen. Wenige jedoch haben den Muth, Gesinnungen auszusprechen, die so leicht mißdeutet werden können, aber der junge Consalvi nahm keinen Anstand dies zu thun.

Wir können uns denken, daß seine Zuhörer bei einer jener jährlichen öffentlichen Prüfungen, die in allen Kollegien auf dem Kontinente üblich sind, erstaunt waren, als sie ihn seine zuversichtliche Hoffnung künftiger Auszeichnung, Berühmtheit und Größe verkündigen hörten. Dieß that er in einem poetischen Aufsatze, welcher zum Glücke in der Bibliothek des Seminars zu Frascati aufbewahrt ist und hier veröffentlicht zu werden verdient, was, wie ich glaube, das erstemal ist.*)

Das Gedicht ist in dem Geschmacke des letzten Jahrhunderts geschrieben mit jenen jetzt unerträglichen Allegorien, welche die Tugenden in das Gewand heidnischer Gottheiten kleiden und die Eigenschaften, Handlungen oder Leiden des Menschen als gute oder böse Wesen einer andern Ordnung personifiziren. Man wird auch aus dem Titel ersehen, daß der junge Marquis Consalvi bereits ein Mitglied der Arkadia war, der großen poetischen Gesellschaft in Rom,

---

*) Einige Zeit vor seinem Tode, vielleicht ein Jahr oder zwei, ließ er für sich eine Art medizinischer Autobiographie drucken. Es war ein genauer Bericht über alle seine Krankheiten und die Behandlung derselben durch Aerzte, die er zur Consultation gezogen hatte. Ich las die Schrift damals, und erinnere mich noch an einige seltsame Einzelheiten, konnte mir aber kein Exemplar davon verschaffen.

und daher auch einen bukolischen Namen führte neben seiner Familienbezeichnung.

Del Signr. Marchese Ercole Consalvi,

Fra gli Arcadi Floridante Erminiano,
Suol ritorno ai suoi studii
Poemetto.

„Me che riporto alle belle arté, e ai dolci
Industri studj descoso il piede,
E che dal lungo vaneggiar richiamo
Quelle che mille immagini vezzose
E mille idee in un sol punto, ed in uno
Momento suol pittrice fantasia
Vaga crear: Pallade amica, e sola
Dolce conforto, e non minor diletto
Di quei, cui porser pargoletto il latte
Le suore che hanno sede in sul Parnasso,
Con lieto sguardo caramente accogli:
L'egída poni e la terribil asta
Onde t'armi la destra, e svegli in petto
Cui delicato cor alto spavento.
Tu cortese qual sei, Tritonia Diva,
Figlia del Sommo Reggitor de' Numi,
Porgimi aita; piano e facil dammi
Questo sentiero e i voti miei seconda.
Jo sovra d'esso affretterò ben ratto
I passi miei, e tergerò pur lieto
Dalla pallida ponte i miei sudori.
Se allor che a destra ed a sinistra io volgo
Il guardo, a te mirar, Diva, vedrotti
Oltre l'usato tuo lieta guardarmi
Con dolce riso sulla rosea boica,
Con bella grasia alle ridenti ciglia,
Un tuo sorriso, ed un gentil tuo detto
Conforterami il cuor tremante, e a lui
Darà lena bastante. Allor, si, allor
Vengane pure, il bieco guardo torva
Con quela scarne sue livide guancie

E con quelle aggrotate orride ciglia
L'Indefessa mai sempre aspra fatica,
Non mai stanco in operare o mi minacci
Lunghe, e fiere vigilie, affanni e stenti.
Jo si, che sotto la tua scorta, a vile
Teriò li stenti, ed ogni duro affanno
Ed ogni angoscia, sprezzerò ben forte
La Donna iniqua, e di constansa armato
E piu che smalto invigorito il petto,
A giogo la teriò; farolle il torvo
Ciglio abbassar. Si giungerò là dove
Mi guida dolce amabile desio
Che di bella speranza esser si pregia
Parto gentil, che via pur troppo al cuore
Mi fa invito e lusinga. Aspettan, sollo,
Me onòr, gloria, richezza, al bell' oprare
Sprono, e conforto desiabil. Certo
E questo il fato mio: questa e la tela
Che fra le man del ciel, per me s'intesse,
Ma che' forse sogn' io? e non piuttosto
Si verace m'aspira amico nume?
Non che non sogno, e lo vedrò fra poco
Quando, per bella amabile fortuna,
Contento, e lieto di nee stesso i giorni
Passar vedrammi ognun, che al fuso éterno
L'immite Parca tutto di mi fila
E tutt' altro sarò da quel che or sono.

Es wird nicht am unrechten Orte sein, eine Uebersetzung für jene beizufügen, die dem Originale nicht folgen können, welches, man muß es gestehen, etwas zu wortreich aber doch im Ausdrucke genau ist. Die Uebersetzung soll so wörtlich als möglich sein.

Verse von Marchese Herkules Consalvi ꝛc.

bei seiner Rückkehr zur Wiederaufnahme der Studien.

Mich, — der zurück nun zu den schönen Künsten,
Zu lieben Studien lenk' die frohen Schritte,

Der ich aus langem Schwärmen wieder sammle
Die tausend bunten Bilder und Gedanken, die im Wechsel
Sich spielend schafft die Künstlerin Phantasie; —
O Pallas, Freundin! die du einzig
Die süße, heißgeliebte Tröstung bist für jeden,
Dem schon als Kind die Milch gereicht
Die Schwestern, die auf den Höhen des Parnassus wohnen; —
Mit mildem Blicke nimm mich zärtlich auf!
Leg' ab die Aegis und die grimme Lanze,
Die deine Hand bewaffnet und mit Schrecken
Das zage Herz in weicher Brust durchbebt;
Göttin Tritonia, huldvolle Tochter
Des höchsten Herrschers der Unsterblichen,
Leih Schutz mir, eb'ne und erleichtere
Mir diesen Pfad und fördere meine Wünsche!
So wohlgerüstet werden rasch durchmessen
Ihn meine Schritte und ich freudig wischen
Mir von der bleichen Stirn den Schweiß der Mühe.
Wenn dann nach Rechts hin und nach Links ich wende
Den Blick, o Göttliche! dich zu bewundern,
Da sah' ich froh dein Auge auf mir weilen
Und süßes Lächeln auf der Rosenlippe,
Und holde Anmuth auf den heitern Brauen.
Dein Lächeln und ein einzig deiner Worte
Stärkt mir das Herz, das bange, daß es muthig
Und frisch aufathmet. Dann, ja, dann
Komm' auch, den Blick so streng, so scheel,
Mit ihren hohlen, neidvergilbten Wangen
Und mit den wirren, busch'gen Augenbrauen
Die nie erschlaffte, immer rauhe Plage,
In Arbeit nie ermüdet und bedräu' mich
Mit schlummerlosen Nächten, Müh' und Bürde!
Denn unter deinem Beistand ring' ich nieder
Die Mühsal und wie hart auch die Beschwerde
Und manche Sorge, keck veracht' ich
Die böse Herrin; mit Starkmuth gewappnet
Und wie mit Stahl die junge Brust umpanzernd
Beug' ich sie unter's Joch und lehr' sie
Die grimmen Brauen glätten. Ja, zum Ziele

Wird mich die süße, holde Sehnsucht führen,
Die zarte Frucht, die aus dem schönen Hoffen
Entsprießt und mich im tiefen Herzen aufmahnt
Und mich liebkost. Ich weiß es, meiner warten
Ruhm, Ehre, Reichthum; guten Handelns
Anreiz und wünschenswerther Stolz. Gewiß
Das ist mein Loos und das der Faden,
Der durch des Himmels Hand für mich sich webt.
Doch, träum' ich nicht? und ist's denn Wahrheit
Was mir zuflüsterte ein milder Gott?
Nein, nein! ich träum' nicht; denn nach Kurzem seh' ichs —
Wann durch ein hehres, liebenswerth Geschick,
Zufrieden mich und freudig ob mir selber
Mich Jeder schaut durchleben meine Tage,
Die mir am Rad' der Zeit die Parze spinnt;
Und ganz ein And'rer werd' ich sein „denn jetzt ich bin."

Ein Erfolg erwartete dieses frühreife Vertrauen, und in wieweit der Schutz des Patronen, welchen er frühe gewann, dem jugendlichen Dichter half, kann man nicht vollkommen wissen. Wahrscheinlich aber that ihm York*) bessere Dienste als Pallas. Consalvi durchlief die gewöhnlichen Vorstufen, durch welche die Kardinalswürde erlangt wird, in curia; denn er war niemals auswärts Nuntius, auch nahm er nicht die priesterlichen Weihen, um so mehr

*) Es gibt mehrere Medaillen des Kardinalherzogs, die seinen Titel verewigen. Eine ist eine Münze, die in seinem Namen geschlagen wurde, sede vacante; dies ist das Privilegium des Vicekanzlers in solchen Zeiten. Sie trägt das königliche Wappen von England, Schottland und Irland, darüber einen Kardinalshut mit der Herzogskrone. Auf der Kehrseite ist die Umschrift: Henricus Cardinalis Dux Ebor. S. R. E. Vicekanzler. Sede vacan. 1769. Eine andere ist eine große Medaille mit seinem Porträt und beinahe derselben Inschrift; nur hat sie noch den Zusatz: Ep. Tuscul. Auf der Rückseite ist eine Figur der Religion mit seiner Krone und seinem Hut zu ihren Füßen und mit der Umschrift: Non desideriis hominum sed voluntate Dei. Auf der Exerge ist das Datum 1766.

unmittelbar in der rein kirchlichen Verwaltung verwendet werden zu können. Am 11. August 1800 wurde er zum Kardinaldiakon der Kirche von St. Maria ad Martyres ernannt, die unter dem Namen Pantheon besser bekannt ist.

Obwol er frühzeitig das Vertrauen Pius VII. genoß, so wurden doch seine außerordentlichen Fähigkeiten erst zu einer spätern Zeit bekannt und in ganz Europa bewundert. In der That zeichnete er sich unter der römischen prelatura so sehr aus, daß das heilige Kollegium, welches im Jahre 1800 in dem Conclave versammelt war, das Pius VII. zu Venedig erwählte, ihn zu seinem Sekretär erkor; auch wurde er sogleich von dem neuen Papste zum Prosekretär des Staats ernannt.

Zu der Zeit, als Pius aus Rom und Italien entfernt wurde, bekleidete der Kardinal Consalvi das höchste Staatsamt nicht, welche Stelle, wie wir gesehen haben, von dem Kardinal Pacca auf eine ganz würdige Weise eingenommen wurde. Allein er theilte das Exil seines Fürsten und war einer der schwarzen Kardinäle zu Paris, d. h. einer von jenen, welche die auszeichnende Farbe ihres Standes nicht tragen durften. Nach dieser Periode begann jene glückliche öffentliche Laufbahn, die er schon in seiner Jugend so glänzend im Geiste vor sich sah. Für einen Mann, welcher in der verhältnißmäßigen Abgeschlossenheit der römischen Regierung und des römischen Hofs auferzogen worden war, war es eine Stellung und eine Aufgabe, welcher nur ein höherer Geist gewachsen sein konnte, sich plötzlich aus diesen Verhältnissen und sogar aus der Verbannung mit der glänzendsten Gesellschaft von Berühmtheiten im Feldlager und am Hofe, welche Europa jemals vereinigt sah, in Berührung gebracht zu sehen, und was noch mehr war, mit dem Rathe solcher gewiegten Staatsmänner, wie die Fürsten sie nur zusammen bringen konnten, um über ihre Interessen zu wachen, und unter ihnen mit Geschicklichkeit, mit Takt

und mit einem Erfolge, der keinem nachstand, seine Rolle spielen zu müssen. Diesen höhern Geist fand man in der That in Consalvi. Mit den Kaisern von Rußland und Oesterreich, mit den Königen von Preußen und Frankreich, mit Wellington, Blücher, Metternich, Castlereagh und einer Schaar Bevollmächtigter von Fürsten, die ganze Staaten und Fürstenthümer ansprachen, und mit den Repräsentanten jeder Regierungsform hatte der Repräsentant eines Monarchen, den ohne Zweifel alle hochachteten, gegen den aber nicht alle so bereit waren, edelmüthig, wenn auch gerecht zu sein, Bekanntschaft zu machen, sie zu gewinnen und mit ihnen zu verhandeln. Bei der Beilegung von Forderungen und der Ausgleichung von Ansprüchen, die nun erfolgen sollte, wurde Consalvi von dem Papste abgeordnet, um für ihn und seine Nachfolger die vielen Provinzen wieder zu gewinnen, deren er beraubt worden war. Dieß war eine schwierige und heikle Aufgabe. Ehe wir aber zum Schluße dieses Gegenstandes eilen, müssen wir bei einer interessanten Episode darin verweilen.

Im Juni 1814 besuchten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen London und viele werden sich noch an die glänzenden aber etwas kindischen Feste erinnern, womit sie begrüßt wurden. Der Verfasser bewahrt dieselben unter seinen Ferien-Erinnerungen, denn sie fanden zur Vakanzzeit statt, und gehörten entschieden dem Zeitalter der Pavillone und der Pagoden an. Zur nemlichen Zeit fuhr der Kardinal Consalvi über den Kanal und erschien in London. Er war der Ueberbringer eines Breve oder Briefes von dem Papste an den Prinz Regenten. Man darf nicht vergessen, daß die Strafgesetze noch in Kraft waren, und daß die furchtbaren Strafbestimmungen des Prämunire allen freundlichen Verkehr zwischen dem Regenten unseres Königreiches und dem Haupte der katholischen Kirche abschnitt. Wie dieser erste Kardinal, welcher seit den Tagen

Pole's in England gelandet hatte, behandelt und aufgenommen wurde, werden wir am besten aus dem Berichte ersehen, welchen Pius VII. in seiner Allocution an das Konsistorium vom 4. September 1815 über das Ereigniß gab.

„Nachdem der Kardinal Paris schnell erreicht und jene Aufträge erfüllt hatte, die wir ihm an Se. allerchristlichste Majestät anvertraut hatten, und nachdem er mit jenem Interesse und jener Freundschaft für uns aufgenommen worden war, die wir naturgemäß von seiner Frömmigkeit und Religion erwarten mußten, begab er sich ohne Aufenthalt nach London, wohin die andern Souveräne mit Ausnahme unseres geliebten Sohnes in Christo des Kaisers Franz von Oesterreich gegangen waren. Und hier können wir euch nicht genug ausdrücken, welche Gefühle der Freude und Dankbarkeit uns erfüllten, als wir hörten, was bei dieser Gelegenheit in jener glanzvollen Stadt, der Hauptstadt eines so mächtigen Königreichs, vorfiel. Zum erstenmal seit mehr als 200 Jahren erschien ein Kardinal der heiligen römischen Kirche und überdieß ein Legat dieses apostolischen Stuhles in Folge der gütigen und edelmüthigen Erlaubniß der Regierung öffentlich in jener Stadt, geschmückt mit den Ehrenabzeichen seiner Würde, gerade so, wie wenn er in dieser unserer eigenen Stadt gewesen wäre."

„Als er ferner sich zu einer Audienz bei Sr. Königl. Hoheit dem Prinz Regenten von England begab, um unser Breve zu überreichen und die Gefühle der Bewunderung, der Freundschaft und Anhänglichkeit auszudrücken, die wir gegen ihn sowie gegen jenes tapfere und in so mancher Hinsicht ausgezeichnete Volk hegen, wurde er in dem Palaste mit solchen Zeichen des Wohlwollens und der Güte für uns, den er repräsentirte, aufgenommen, daß sie nicht leicht größer hätten sein können. Da wir nun deßhalb uns jenem Fürsten und den verschiedenen Ständen, welche jene edelmüthige Nation bilden, tief verpflichtet fühlen, gegen

die wir immer ein großes Wohlwollen hegten, so ergreifen wir mit der größten Freude diese Gelegenheit, um so öffentlich unsere Hochachtung und unsere lebhafte Dankbarkeit zu bezeugen."

Der Papst fährt sodann fort zu sagen, daß in dieser Stadt der Kardinal kräftig an seine Aufgabe ging, indem er den hier versammelten Monarchen die Ansprüche des heiligen Stuhles auf die Wiedererstattung der von ihm losgerissenen Provinzen vorlegte. Der Erfolg dieser ersten Forderung machte dem Papste, wie er uns selbst sagt, Freude über die Wahl des Ministers, die er getroffen hatte.

Aber auf dem Kongresse zu Wien sollte eigentlich die diplomatische Schlacht geschlagen werden. Das Dekret Napoleons vom 10. Febr. 1814, welches den Papst aus der Gefangenschaft befreite, gab ihm nur die Departemente von Rom und Thrasymene zurück. Die reichsten und schönsten seiner Provinzen mußten noch zurückgewonnen werden, und sie waren für mächtigere Staaten ein reizender Zuwachs. Die Fähigkeit, Beharrlichkeit und der bewunderungswürdige Takt des Kardinal Consalvi gewann sie zurück. Er scheint unter den schlauesten Diplomaten der Versammlung ganz an seinem Platze gewesen zu sein. Er gewann sogar ihre Bewunderung und Hochachtung und von keinem in höherem Grade, als von dem Repräsentanten Englands. Lord Castlereagh soll über ihn die Bemerkung gemacht haben, daß er in diplomatischer Gewandtheit unter ihnen allen der Meister war.

Seine Bemühungen wurden mit vollständigem Erfolge gekrönt, was die Hauptzwecke seiner Mission betraf. Er hatte allerdings das Recht auf seiner Seite, aber in großen politischen Kongressen werden die Interessen der Schwachen oft den Wünschen der Starken geopfert, unter dem Vorwande von allgemeinen Grundsätzen oder vereinfachter Herstellung des Gleichgewichtes, welches die Abrundung großer

Summen mittels Abstreichung der Bruchtheile erfordert. Er pflegte immer zu sagen, daß er von den Repräsentanten Großbritanniens und Preußens edelmüthig unterstützt wurde und in Einem Punkte, dem Vortritte der Nuntien unter den Gesandten, thut der Papst in der oben angeführten Allokution von diesem Beistande besondere Erwähnung. Alle Hindernisse wurden endlich überwunden; um die Mitte des Juni 1815 kam Msgr. Mazio, der Sekretär des Kardinal-Bevollmächtigten von Wien mit der willkommenen Nachricht in Rom an, daß die drei Legationen, die Marken von Ancona und die Herzogthümer von Benevento und Ponte Corvo als Bestandtheile der päpstlichen Staaten anerkannt worden seien. Der Kardinal protestirte energisch gegen die Zurückbehaltung der französischen Besitzungen und eines Gebiets jenseits des Po.

Wenn der Leser den Charakter des Staatsmanns kennen zu lernen wünscht, welcher bei seinem ersten Versuche sich auf die gleiche Stufe mit den alten erfahrenen Ministern und Geschäftsmännern des continentalen Europas erhob, so kann er ihn aus den Worten einer englischen Dame erkennen, die in eine adelige französische Familie geheirathet hatte, und sich durch ihre Klugheit und ihren Scharfsiun in Bestimmung der Charaktere auszeichnete. Sie hatte die Ehre, den Kardinal Consalvi während seiner Verbannung in Frankreich in ihr Haus zu Rouen aufzunehmen. „Vielleicht," sagte sie einige Jahre nachher zu einem vertrauten Freunde des Kardinals, „werden Sie erstaunt sein, wenn Sie hören, was ich Ihnen in Betreff der Meinung sagen will, die ich mir von Ihrem Mentor zu Wien bildete, ehe er vierzehn Tage in meinem Hause gewesen war. Wahre Demuth in einem ganz außerordentlichen und heroischen Grade ist der Charakterzug dieses Kardinals und deßhalb muß er der erste Politiker auf dem Kongresse zu Wien gewesen sein."

Als er nach Rom zurückkehrte, hatte er die Reorganisation des ganzen Staats nach jahrelanger Zerstückelung, die Bildung einer neuen Magistratur, die Wiederherstellung eines neuen Systems der Gemeindeverfassung, der Finanzen und des kirchlichen Systems zu unternehmen. Von der Art und Weise, wie vieles hievon geschah, zu handeln, ist hier nicht der Ort. Die Bemerkung wird genügen, daß während des noch übrigen Pontifikats die ganze Regierung so zu sagen auf seinen Schultern lag, daß er, während der Papst ihm sein volles Vertrauen schenkte und sich auf ihn so verließ, wie Pharao auf Joseph, unermüdlich, aufrichtig, mit Geist und Seele dem Dienste seines Herrn ergeben war. Er schien sich sonst um nichts anderes zu kümmern. Er hatte natürlich seine Gegner in der Politik, vielleicht Rivalen seines Einflußes. Ein Mann, der sich nicht so fast in einer hohen als in ihrer Art einzigen Stellung befindet, muß manche unter ihm beunruhigen, —

Urit enim splendere suo, qui praegravat artes
Infra se positas.

Aber er scheint allen Widerstand und sogar Tadel mit Gleichmuth und gelassener Mäßigung ertragen zu haben.

Seine Gewohnheiten waren höchst einfach. Man sah keinen Luxus weder an ihm noch in seinem Hause. Seine Kleidung war nichts weiter als anständig. Er besaß einen verfeinerten Geschmack. Wenn er in früher Jugend die Aufmerksamkeit eines hoch gestellten Gönners durch seinen Geschmack und seine Geschicklichkeit in der Musik auf sich zog, so wurde er hinwiederum der Freund und Beschützer eines andern, welchem die Musik der Beruf war. Dieß war Cimarosa, der wohlbekannte Componist des Matrimonio segreto, und vieler ausgezeichneten Kirchenmusikstücke. Wie Mozart verfaßte er ein herrliches Requiem, welches er seinem Freunde dem Kardinal widmete und übergab. Dieser dagegen ließ es zum erstenmal bei den Obsequien des

Componisten auf seinen Befehl aufführen. In Verbindung mit seinen diplomatischen Sendungen steht eine Anekdote, die sich auf einen Mann von seltenen Kenntnissen bezieht.

Während seines Aufenthalts zu Wien wurden natürlich viele gelehrte Männer aus allen Theilen Deutschlands bei ihm eingeführt, und man fragte ihn wiederholt, wie es mit Ignatius de Rossi stehe; der Kardinal ärgerte sich darüber, daß er nicht im Stande war, darauf eine Antwort zu geben; denn um die Wahrheit zu sagen, er wußte nicht, wen sie meinten. Eines seiner ersten Anliegen bei seiner Rückkehr nach Rom war, nach ihm zu forschen, und gewiß kann die Nachforschung in manchen Hinsichten nicht befriedigend gewesen sein. Er mußte einen alten Mann finden, wie ich ihn oft gesehen habe, niedergebeugt von der Last der Jahre, in einen alten Talar und in einen ebenso alten Mantel gekleidet, welcher, während er sich auf seinen Stock stützte und vor sich her murmelte, die unermeßlichen Gänge des römischen Kollegs auf und ab wankte, oder in einem der Winkel saß, die ihnen Licht geben. Tag für Tag habe ich und andere ihn gesehen und achtungsvoll jenes Wrack eines seltenen Geistes und einer kaum übertroffenen Gelehrsamkeit begrüßt; und ein freundlicher Strahl leuchtete aus seinem glanzlosen Auge auf, als er unfehlbar den Gruß erwiederte. Er war in der That darüber hinaus, sich um häusliche Bequemlichkeiten zu kümmern, wiewol er dieses Bedürfniß gar nicht kannte. In diesen letzten Jahren geistiger Hilfslosigkeit, in welchen er keine Kontrole ertragen wollte, waren aus seinem Zimmer, das er stets unverschlossen ließ, reiche Schätze der Gelehrsamkeit abgeführt worden, unter ihnen das Manuscript eines umfassenden arabischen Lexikons, das er niemals herausgeben wollte, wegen seines Abscheus vor der Korrectur von Probebogen. Er pflegte nach dem Drucke seiner andern Werke zu sagen, daß, wenn der Versucher jetzt mit einem zweiten Job zu schaffen hätte,

und wünschte, daß er seine Geduld verliere, er ihn verleiten würde, seine Hand an die Herausgabe eines orientalischen Werkes zu legen. Indessen trug der Kardinal zu einem behaglicheren Leben für ihn bei, indem er ihm sogleich eine höhere Pension bewilligte.*)

*) Dieser außerordentliche Mann ist nicht so allgemein bekannt, als sein berühmter Namensvetter und Zeitgenosse zu Parma, der Sammler der größten Anzahl von hebräischen Manuskripten, die jemals zusammengebracht wurde. Aber an Gelehrsamkeit, was den Umfang und die Tiefe betrifft, stand er weit über ihm. Im Jahre 1788 gab er zu Rom seine Commentationes Laertianae heraus. Es hat Jemand gesagt: „Wenn du gelehrt scheinen willst, so citire Diogenes Laertius." Allein dies ist wirklich ein Werk, das von großer Belesenheit und seltener Bekanntschaft mit der alten Philologie und Philosophie zeugt. Nach einem langen Zwischenraume gab er im Jahre 1807 auf der Presse der Propaganda seine Etymologiae Aegyptianae heraus. Das Buch war ein schätzbarer Vorläufer von Young's und Champollions Entdeckungen; denn es handelt in alphabetischer Ordnung von allen ägyptischen Worten, die in den alten Schriftstellern, in den kirchlichen wie in den profanen vorkommen, und ist eine ungemein reiche Quelle von mannigfaltiger Gelehrsamkeit, die rabbinischen, orientalischen, klassischen und patristischen Schriftstellern entnommen ist. Bei dem Empfange dieses bewunderungswürdigen Werkes hielt die Akademie zu Leipzig eine außerordentliche Sitzung und richtete ein höchst ehrenvolles Schreiben an den Verfasser. Dies wurde dem Kardinal Consalvi zu Wien erzählt. Der Kardinal war einige Jahre von Rom abwesend gewesen.

Das Gedächtniß dieses gelehrten und dabei überaus bescheidenen Mannes kann nur mit dem eines Magliabecchi und anderer solcher Wundermenschen verglichen werden. Ich will nur Ein Beispiel davon anführen, das mir ein Ohrenzeuge erzählte, sein Collega, der verstorbene Domherr Lattanzi. Als er einst, um die Landluft zu genießen, zu Tivoli war, erbot sich de Rossi, wenn man ihm irgend einen Vers aus einem der vier großen italienischen Dichter gebe, 100 Verse in der Reihenfolge ohne einen Fehler herzusagen. Niemand hielt das für möglich, aber zum Erstaunen aller löste er seine Aufgabe vortrefflich. Man fragte ihn sodann, ob er

Die Freundschaft des Kardinals war warm und getreu. Diejenigen, die von Amtswegen mit ihm in Verbindung standen, waren ihm aufrichtig zugethan und jene, die er zur Audienz empfing, pflegte er, nachdem sie seine Achtung gewonnen hatten, mit einer herzlichen Umarmung zu bewillkommen. Hauptsächlich aber besaß seine zärtlichere Zuneigung sein Bruder, der Marquis Andreas Consalvi. Er war um zehn Jahre jünger, aber er starb um eilf Jahre früher als der Kardinal, im Jahre 1813. Der Letztere jedoch vergaß niemals ihre zärtliche Liebe und hielt die Uebereinkunft, die sie unter sich getroffen hatten, nur Ein Grab miteinander zu theilen. Daher bewahrt im Pantheon, wo er als Diakon dieser Kirche hätte begraben werden sollen, nur ein Kenotaph oder vielmehr eine Urne, die sein Herz enthält, sein Andenken, nebst einer Inschrift und Büste, die durch Subscription seiner vielen Freunde errichtet wurde. Aber in der Kirche von St. Marcellus ist ein bescheidenes Grabmahl mit der Inschrift, daß hier die Leiber der beiden Brüder ruhen:

QVI. CVM. SINGULARI. AMORE. DUM. VIVEBANT.
SE. MUTUO. DILEXISSENT.
CORPORA. ETIAM. SUA.
UNA. EADEMQUE. URNA. CONDI. VOLUERE.

---

dasselbe mit den lateinischen Klassikern thun könne, worauf er versetzte: „Es ist 20 Jahre, seitdem ich die italienischen Dichter las, und damals geschah es blos zum Vergnügen. Von den lateinischen Klassikern war ich Professor. Darum wäre es besser, mich nicht auf die Probe zu stellen.“ Der verstorbene Kardinal Cappacini, Sekretär und Freund des Kardinals Consalvi, pflegte Folgendes zu erzählen: Als er einer der Schüler de Rossi's im Hebräischen war, pflegten die Schüler, wenn sie der eigentlichen Lektion zu entgehen wünschten, ihrem Professor eine Frage vorzulegen, der dann darüber eine Vorlesung hielt, die man hätte nehmen und im Drucke herausgeben können; es war ein wunderbares Mosaik von griechischen, lateinischen, hebräischen und italienischen Citaten.

In Geschäftssachen war der Kardinal-Staatssekretär überaus fleißig. Nebst der Bürde seiner mannigfaltigen Pflichten hatte er nach italienischem Brauche gewisse Stunden des Tags, Audienzen zu widmen, um die man nicht vorher nachsuchen mußte, sondern die allen Ständen und allen Klassen von Personen gewährt wurden. Sein Gedächtniß und seine Genauigkeit in der Erfüllung dieser oft lästigen Pflicht waren bewunderungswürdig. Nachdem er alle jene, deren Stellung oder bekanntes Geschäft sie zu dieser Auszeichnung berechtigte, einzeln zugelassen hatte, eilte er in sein Vorzimmer, das mit geringern Supplikanten angefüllt war. Er ging von einem zum andern, hörte mit Geduld, was jeder zu sagen hatte, nahm ihm die Bittschrift aus der Hand und bestimmte einen Tag für seine Antwort. Weibliche Bittstellerinnen wurden einzeln zugelassen, oft während er am Mittag sein einsames und einfaches Mahl zu sich nahm, und da war ihnen dann mehr Zeit gestattet, sich weitschweifiger auszusprechen. Für jene, die kamen, um ihre Antworten zu holen, war er immer bereit, sie schriftlich oder mündlich zu geben, und man sagt, daß er selten oder niemals *) eine Person oder ihre Angelegenheit

*) Ich erinnere mich an eine Ausnahme, die man erzählte. Ein kleiner untersetzter Mann mit einem unwiderstehlichen komischen Gesichte, der, soviel ich weiß, in Privatgesellschaften lustige Lieder preisgab, und Felci hieß, hatte um eine Stelle angehalten. Als sein Name gemeldet wurde, verwechselte er ihn mit dem eines Angestellten, der den sehr ähnlichen Namen „Delci“ hatte. Er hatte sich einer Nachläßigkeit im Dienste schuldig gemacht und war deßhalb vorgeladen worden, um einen Verweis zu erhalten. Dieser entlud sich über dem Haupte des unschuldigen Aspiranten und betäubte ihn anfangs durch den Hagel von Vorwürfen, der auf ihn fiel. Nach und nach fing er an, das Ungewitter zu durchschauen und wieder Athem zu schöpfen. Er erkannte den Irrthum, wartete, bis die Wetterwolke vorbeigezogen war, nahm dann sein natürliches humoristisches Aussehen wieder an und erwiederte dem Kardinal:

verwechselte, obwol er sie nur einige Wochen vorher zum erstenmal kennen gelernt hatte.

Sein Auge schien in der That das äußere Sinnbild seines Geistes zu sein. Es lag tief unter langen hereinhangenden Augenbraunen und hatte einen scharfen durchdringenden Lichtpunkt, der Einen durchschaute, ohne den Gedanken an Hinterlist oder Verschlagenheit zu erregen. Es war der Glanz eines Edelsteins, nicht eines Feuerfunken. Sein Gesicht hatte eine Milde, die jede Schärfe des Ausdrucks mäßigte, die aus seinem Adlerauge hervorblickte. Seine Stimme war auch sanft, obwol vielleicht etwas rauh und unmusikalisch. Das Gedicht, welches wir als die jugendliche Weissagung seiner künftigen Größe anführten, erwähnte den Reichthum als eines jener Güter, wonach sein eifriger Geist zu trachten schien. Daß er durch das Einkommen seiner Aemter und Pfründen ein bedeutendes Vermögen aufhäufte, daran ist nicht zu zweifeln, aber er lebte ohne Luxus und im päpstlichen Palaste frei von vielen Ausgaben, und mit der größten Einfachheit; er verwendete gewiß nur wenig auf sich selber und war nie in das Geld vernarrt. Was er erspart hatte, hinterließ er hauptsächlich für religiöse und wohlthätige Zwecke. In seinem Testamente bestimmte er seine diplomatischen Geschenke, drei sehr kostbare Tabaksdosen dazu, um die noch unvollendete Fronte von drei Kirchen, Araceli, Consolazione und

---

Quello è magrò, ed io son grasso;
Quello è alto, ed io son basso;
Quello è impiegato ed io sto a spasso.
(„Der ist mager und ich bin fett,
Der ist groß und ich bin nett;
Der ist geborgen und ich bin — wett.")

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß diese Verse aus dem Stegreife allen Zorn vertrieben und dem Bittsteller verschafften, was er wünschte.

San Rocco vollständig herzustellen. Unbedeutende Legate hinterließ er Freunden, unter andern der Herzogin von Devonshire und einigen Mitgliedern der Familie des Lord Castlereagh, auch der Herzogin von Albany zur dankbaren Anerkennung seiner Verpflichtungen gegen die Stuarte, deren letzter Sprößling sie war. Die Hauptmasse seines Vermögens vermachte er zur Unterstützung ausländischer Missionen der Propaganda, welche zu jährlichen Leibrenten an seine Diener verpflichtet war, von denen ein paar noch nicht erloschen sind.

Der Papst und seine Minister schienen von der Vorsehung für einander geschaffen zu sein. Der umfassende und energische Geist Consalvis, seine erhabenen Ansichten und seine unermüdliche Liebe, in's Einzelne einzugehen, füllten jene Leere aus, die sonst auf die Restauration gefolgt sein würde und die Erwartung getäuscht hätte, nach der Bewunderung und Liebe, die ein langjähriges Exil dem Papste gewonnen hatte. Das verständige, gütige und unerschütterliche Vertrauen des Fürsten gab den Fähigkeiten und der immer zunehmenden Erfahrung des Ministers einen weiten Spielraum, um sich auszudehnen. Ohne das eine wären die andern nutzlos gewesen, und welches immer zuerst fehlte, schien sicher zur Vernichtung des andern zu führen. Sie paßten in der That so wahrhaft zusammen, daß man sogar in physischer Hinsicht sagen könnte, sie seien einander angemessen gewesen. Der Grad von Energie, Gesundheit und Kraft, welcher dem Staatssekretär zugemessen war, stand in richtigem Verhältniß zu dem, was er von diesen Eigenschaften brauchte. Er behielt sie so lange bei, als sie für denjenigen erforderlich waren, zu dessen Trost und Verherrlichung sie ihm anvertraut worden waren.

Der Papst starb am 20. August 1823, und sein Nachfolger Leo **XII.** wurde den 28. September darauf gewählt. Natürlich herrschten in Rom über die Verwaltungsgrund-

säße Consalvis verschiedene Ansichten. Auf jeden ersten Minister paßt mehr als auf die meisten andern Menschen der Ausspruch des Horatius:

Laudatur ab his, culpatur ab illis.

Der neue Papst gehörte vielleicht einer andern politischen Schule an, oder er mag minder freundliche Gesinnungen gegen die Person Consalvi's gehegt haben. Jedenfalls wurde der Kardinal della Somaglia, ein Mann von hohem Verdienste und Charakter, zum Staatssekretär ernannt. Aber es ist zweifelhaft, ob die geschwächte Gesundheit Consalvi's ihm erlaubt hätte, noch länger im Amte zu bleiben. Wahrscheinlich hatte er seine Kräfte verzehrt und die Abnahme seiner Gesundheit unter erschöpfenden Anstrengungen verborgen, so lange sein gütiger Gönner seinen Beistand erforderte. In dem Tagbuch, welches ein warmer Bewunderer des Kardinal hielt, finde ich folgenden Eintrag schon am 4. November. „Ich sah den Kardinal Consalvi. Er ist unwohl. Er freut sich über den Erfolg der Studenten bei den Concursprüfungen. Er fragte, wie die Nachricht von dem Tode des Papstes in England aufgenommen worden sei," aus welchem Lande der Verfasser eben erst zurückgekehrt war. „Ich sagte ihm, er werde allgemein gelobt und beklagt, sogar in den Londoner Zeitungen." Gegen den Dezember hin war er genöthigt gewesen, Ruhe und ein milderes Klima in dem bescheidenen Seestädtchen Porto d'Anzo zu suchen, aber er schöpfte keinen Nutzen aus der Luftveränderung. Das oben angeführte Tagbuch sagt: „Dienstag den 13. Januar 1824. Ich sah den Kardinal Consalvi, der im Bette lag, eingefallen und blaß, sehr wenig gebessert durch seinen Aufenthalt zu Anzo." Doch jetzt flackerte seine Lampe von Neuem noch eine kurze Zeit wieder auf, die hinreichend war, um einen Beweis von ihrem glänzenden Lichte zu geben, gerade, ehe sie erlosch. Der Papst, selbst an sein Bett gefesselt, und so schlecht, daß man am Abende vor

Weihnachten nicht erwartete, daß er noch bis zum Morgen leben werde, hatte nach dem Kardinal geschickt, welcher von seinem Bette aufstand, um ihn zu besuchen. Von diesem Augenblicke an hatten alle Mißverständnisse ein Ende. Zwei edelmüthige Geister, die bisher einander entfremdet waren, begegneten sich und erkannten ein jeder den Werth des Andern. Die Vergangenheit war sogleich vergessen und ein stillschweigendes Einverständniß trat für die Zukunft ein. Zum Erstaunen vieler ernannte der Papst Consalvi zum Präfekten der Propaganda, ein höchst ehrenvoller und einflußreicher Posten. Dies geschah am 14. Januar. Am andern Tag war er stundenlang mit seinem Fürsten eingeschlossen, und legte ihm in der offensten und klarsten Weise den ganzen Plan seiner innern und äußern Politik vor. „Bleiben Sie am Leben," sagte er unter anderem zu ihm, „und die Emancipation der Katholiken wird in England noch unter Ihrem Pontifikate stattfinden. Ich habe mit aller Mühe dafür gewirkt und während meines Aufenthalts in London damit begonnen."

Leo XII. drückte seine Bewunderung über den Mann und seine Maßregeln aus, schien mit neuen Hoffnungen erfüllt und mit frischem Muthe beseelt. Er fragte ihn häufig um Rath und es wurde mit Zuversicht erwartet, daß er ihn bald wieder in seinen frühern Posten einsetzen werde. Allein der treue Minister hatte seine Bahn durchlaufen und bei Pius' Tod seine Mission erfüllt. Am 22., als er schon sein Bett hüten mußte, unterzeichnete er für mehrere Studenten des englischen Kollegs die Entlassungszeugnisse; am 24. wurden ihm vom Papste wichtige Papiere überschickt. Er trug dem Ueberbringer auf, dem heiligen Vater, welcher ihn fragen ließ, ob er etwas für ihn thun könne, zu sagen, das Einzige, was er thun könne, sei ihm den letzten apostolischen Segen zu senden, wie er von den Kardinälen auf ihrem Todbette empfangen wird. Derselbe wurde ihm von

dem Kardinal Castiglione, seinem größten Freunde, überbracht und um ½2 Uhr ging er ruhig in eine bessere Welt hinüber, um sich mit dem Herrn, dem er so treu gedient und mit dem Freunde, den er so zärtlich geliebt hatte, wieder zu vereinigen.

Quos ignea virtus .....
Innocuos vitae, patientes aetheris imi
Fecit et aeternos animam collegit in orbes.“*)

7. Kapitel.

Die Politik der Regierung Pius VII.

Ohne sich in Betrachtungen über die Regierung im Allgemeinen einzulassen, oder die besten Formen derselben wissenschaftlich zu erörtern oder auch nur eine Meinung darüber auszudrücken, aber auf der andern Seite, nach Zeit und Ort und allein nach den Prinzipien urtheilend, die darnach auf sie anwendbar sind, kann man ohne Bedenken sagen, daß die Regierung Pius **VII.** durch seinen Minister Consalvi gerecht, freisinnig und aufgeklärt war. Hätte jener Fürst die Gesetze, unter welchen seine Unterthanen als unter einem Drucke geseufzt hatten, von neuem verordnet, und die Republik wieder hergestellt, die sie noch als eine Usurpation verabscheuten; hätte er ganz Europa und allen Grundsätzen zum Trotz gehandelt, die seine Fürsten und Staats-

*) „Zwei Tage nach dem Tode des Kardinals sagte der Papst zu Msgr. Testa, von dem früher die Rede war: Che cose, me ha detto quell'uomo, l'ultima volta, che l'ho veduto. („Was für Sachen hat mir dieser Mann gesagt, als ich ihn das letztemal sah!“) Dann ließ er seinen Kopf hängen und setzte hinzu: „Ma sembra che Dio vuol castigarmi in tutte le maniere.“ („Aber es scheint, daß Gott mich auf alle Arten züchtigen will!“) Ms. Journal. Als der Leib des Kardinals einbalsamirt wurde, kam die Ursache seines Todes auf. Die Lunge war verhärtet und vielfach verwachsen, und das Herz übernatürlich groß.

männer bei seiner Restauration leiteten; hätte er sogar dadurch für sich eine andere Katastrophe und für Italien einen andern Krieg riskirt, so würde es ohne Zweifel heutzutage viele geben, die ihn als einen Helden erheben und ihn als einen Mann, der über seiner Zeit stand, beinahe vergöttern würden. Hätte er jedoch damals so gehandelt, so wäre er von allen Parteien, Whig und Tory, Conservativen oder Radikalen, lächerlich gemacht, verlassen und verspottet worden, als ein Fanatiker, als eine nicht zeitgemäße Erscheinung, als ein Mann, der hinter der Zeit zurückblieb, die über die revolutionären Hirngespinnste hinaus sei, kurz als ein närrisch gewordener alter Mann, den man zweckmäßiger von der Zelle eines Gefängnisses nach der eines Asyls für Geisteskranke versetzt hätte, als aus der Verbannung wieder auf den Thron. Wir zweifeln, ob sogar das traurige Kompliment eines Zeitungsartikels ihn für seine Leiden belohnt haben würde.

Er wurde als Papst wieder in die weltliche Regierung des Theils von Italien eingesetzt, den seine Vorgänger inne gehabt hatten, ohne einen Antheil an den kriegerischen Thaten anderer Fürsten genommen zu haben, ohne einen Anspruch auf den Preis ihrer Siege. Er wurde sowol von protestantischen als katholischen Mächten wieder eingesetzt, unter dem Beifall der civilisirten Welt und mitten unter dem Freudengeschrei oder vielmehr in Uebereinstimmung mit der Sehnsucht seiner eigenen Unterthanen. Er wurde wieder hergestellt nach dem Prinzipe, welches damals die Grundlage aller Restaurationen bildete, daß nämlich Europa, so lange erschüttert und in Unordnung gebracht, wieder in den normalen Zustand zurückkehren sollte, aus welchem es gerissen worden war. Kaiserreiche wurden wieder hergestellt als Kaiserreiche, Königreiche wurden wieder zu Königreichen, Großherzogthümer zu Großherzogthümern, Republiken zu Republiken gemacht. Ebenso wurde dem Papst Rom wieder

zurückgegeben, um wie die Päpste vor ihm gethan, nach einem Ausnahmssystem und in einer Form zu regieren, deren Verlust die Erfahrung als nachtheilig bewiesen hatte. Die Unabhängigkeit des Papstes, d. h. die Vereinigung der geistlichen Herrschaft über die ganze katholische Kirche mit einer beschränkten weltlichen Souveränität in einer einzigen Person, hatte sich als ein wichtiges Element fühlbar gemacht, um Europa wieder in Ordnung zu bringen. Die Uebel, die aus der Unterwerfung des gemeinschaftlichen Vaters aller Gläubigen unter eines seiner mächtigeren Kinder entsprungen waren, hatte man allgemein empfunden und die Fortdauer eines solchen unregelmäßigen Zustandes durch eine friedliche Unterordnung der geistlichen Macht unter irgend eine Laiengewalt würde nur eine beständige Verwirrung in der religiösen Wirksamkeit zur Folge gehabt haben.

Bei dem Einfalle der Franzosen in das nördliche Italien im Jahre 1797 war der Papst, damals Kardinalbischof von Imola, in eine sehr schwierige Lage gekommen, die sowol Takt als Muth erforderte, und hatte beide Eigenschaften an den Tag gelegt. Während er seinem Fürsten die festeste Treue bewahrte, ermahnte er seine Herde, sich der Uebermacht des Feindes zu unterwerfen und ihn nicht durch einen aufreizenden und nutzlosen Widerstand zu versuchen, seine barbarischen Drohungen einer allgemeinen Niedermetzlung und der Zerstörung von Städten und Dörfern durch Feuer, in Ausführung zu bringen. Ein wilder und stürmischer Aufstand zu Lugo bewies, wie wahr und ernst gemeint die Drohung sei. General Augereau schlug am 8. Juli die bethörten Patrioten vollständig und gab ihre Stadt einer Plünderung Preis, die in drei Stunden dieselbe einer unglaublichen Menge von Gegenständen beraubte. Sie dauerte nicht länger, weil Chiaramonti, der sich vergebens in einer Anrede an die Einwohner gewendet hatte, sich so

tief demüthigte, daß er sich vor dem französischen General auf die Knie warf und sich weigerte, aufzustehen, bis die Gnade, um die er anhielt, gewährt war.

Seine Stellung war jedoch zu schwierig und sein Freund Papst Pius VI. rief ihn nach Rom. Er bat zu seiner Heerde zurückkehren zu dürfen, um sie vor Gefahr zu schützen, als ihn eine neue Gefahr bedrohte. Die Oesterreicher, von England unterstützt, waren kurze Zeit Meister der Provinz Aemilia und im Anmarsche auf Imola. Da hielt es der Bischof für seine Pflicht, seine Gemeinde zu ermahnen, sich ihnen zu unterwerfen, als ihren Befreiern von dem ihnen auferlegten Joche. Kaum hatten sich die Oesterreicher zurückgezogen, als er des Aufruhrs angeklagt wurde. Anstatt vor der Gefahr zu fliehen, begab er sich sogleich nach dem französischen Hauptquartiere zu Lugo und führte hier selbst seine Sache vor dem General, den er als seinen größten Feind kannte, mit solcher Sanftmuth und Festigkeit zugleich, daß er jenem Krieger Ausdrücke der Hochachtung und Ehrenbezeugungen abzwang.

Allein seine Feinde waren damit nicht zufrieden, und der republikanische Magistrat von Imola gab ihn bei den höchsten Behörden von Bologna an, als habe er die Oesterreicher begünstigt. Briefe an ihn von den Kardinälen Gioannetti und Mattei, welche Circulare enthielten, die von ihnen an ihre Heerden zu Gunsten Oesterreichs gerichtet waren, wurden aufgefangen und bildeten die Grundlage der Anklage, wozu noch falsche und übertriebene Angaben kamen. Der französische General, voll Zorn darüber, brach sogleich mit einer starken Truppenabtheilung auf, und erklärte, daß der Kardinal streng gestraft und sein bischöflicher Sitz geplündert werden sollte. Der Bischof verließ seine Stadt bei Nacht, nicht um zu fliehen, sondern der Gefahr Trotz zu bieten. Er war ein zu guter Hirte, um seine Schafe dem Wolfe zu überlassen und zu entrinnen, während

sie geopfert würden. Kühn lenkte er seine Schritte den herannahenden Räubern entgegen. Der General war Macdonald. Chiaramonti trat ihm persönlich gegenüber; mit apostolischem Freimuthe hielt er ihm seine beabsichtigte Barbarei mit starken Ausdrücken vor, und rechtfertigte frei und offen sein eigenes Benehmen. Er trug den Sieg davon und rettete so die Stadt vom Untergang oder von Verheerung. Es ist nicht zu verwundern, daß seine Biographen dieses unerschrockene und großherzige Betragen mit jenem des heiligen Leo des Großen verglichen, als er Attila entgegenzog. *)

Nur drei Jahre nach diesen Vorfällen sah sich Chiaramonti im Besitze des Thrones, dessen Außenwerke er so entschlossen gegen republikanische und antichristliche Angriffe vertheidigt hatte; er fühlte sich an die Spitze eines Kriegslagers gestellt, dessen Außenposten er so gut zu beschützen gewußt hatte und wir dürfen uns daher nicht wundern, ihn nur um so entschlossener zu sehen, dieselben Grundsätze eines festen aber klugen Widerstandes und konsequenter Bewahrung dessen, was er überkommen hatte, aufrecht zu erhalten. Derselbe Muth einem Feinde persönlich gegenüber zu treten und das nämliche kühne Festhalten an der Pflicht wird man mit der nämlichen Nachgiebigkeit und Bereitwilligkeit verbunden sehen, unnützen Widerstand und fruchtlosen Streit zu vermeiden. Dinge, welche man auf den ersten Anblick als die Folge von Schwäche betrachten möchte, werden sich vielleicht aus dieser Eigenschaft erklären lassen.

*) Dies war das dritte oder vierte Mal, daß er der Gefahr entging. Früher als die cisalpinische Republik eingeführt wurde, sprach er sich vor seiner Heerde darüber aus und wurde von der Polizei zu Mailand bei dem Direktorium zu Paris angeklagt. Er rechtfertigte sich so nachdrücklich, daß er nicht aus seiner Diözese entfernt wurde. Auch weigerte er sich, den Civileid, wie er hieß, abzulegen, und man nahm ihm die Unterhaltsmittel (die mensa) seines bischöflichen Stuhls.

Die ersten öffentlichen Akte des neuen Papstes bewiesen, daß er demungeachtet über Vorurtheile erhaben war, und die gesunden Grundsätze der Staatsverwaltung wohl verstand. Außer vortrefflichen Maßregeln für Reformen in jedem Gebiete des öffentlichen Dienstes, in dem der Justiz unter andern, kennzeichneten zwei Reihen von Verordnungen den Anfang seiner Regierung. Die erste bezog sich auf den freien Handel mit Lebensmitteln und bahnte denselben auch in andern Zweigen des Handels in hohem Grade an. Es herrschte ein großer und beunruhigender Getreidemangel in Mittelitalien im Jahre 1800, als der Papst den Thron bestieg. Es war in Folge davon buchstäblich eine Panik unter den Leuten, und die Ausfuhr von Cerealien aus dem Staate wurde verboten. Allein durch ein Dekret, das im September jenes Jahres ausging, wurde der freie Handel mit Korn gestattet, und die Innungen der Bäcker mit ihren ausschließlichen Privilegien aufgehoben, so daß Jedermann frei backen und Brod verkaufen konnte. Aller Zoll auf Oel wurde ebenfalls abgeschafft und die freie Einfuhr desselben erlaubt. Diese neuen Maßregeln setzten das Publikum in Erstaunen, aber sie wurden bald noch weiter ausgedehnt. Denn gleich im Anfang des folgenden Jahres wurden alle Lebensmittel der nemlichen Verordnung unterworfen und fünf weitere Quellen des Einkommens der Bewerbung des Publikums eröffnet. Das Edikt über diesen Gegenstand, das Resultat einer besondern Kommission war lang und führte den Titel „Beschluß motu proprio in Betreff der Lebensmittel und des Freihandels," und trägt das Datum vom 11. März 1801. Die jährliche Medaille, welche auf das Fest von St. Peter und Paul geschlagen wird, trägt in jenem Jahre das Bild der Göttin des Ueberflußes mit einem Schiff an ihrer Seite, und der Inschrift:

COMMERCIORUM. PRIVILEGIA. ABOLITA.

Inzwischen war der Staatsschatz geleert; der Vertrag von Tolentino hatte alle benützbaren Hilfsquellen ausgetrocknet; selbst die vier Tiaren von unermeßlichem Werthe und schöner Arbeit hatte man ihrer Juwelen beraubt, um die Kriegssteuer von 6 Millionen Thalern zu bezahlen, die im Jahre 1796 aufgelegt wurde und den Verfall der Finanzen nach sich ziehen mußte. Ein neues System allgemeiner Besteuerung war nothwendig, um den drängenden und laufenden Bedürfnissen der Regierung abzuhelfen. Dieses wurde ungefähr um dieselbe Zeit veröffentlicht und mit einer aufrichtigen Anerkennung des erschöpften Zustandes der Staatskasse eingeleitet, zugleich aber das Bedauern darüber ausgesprochen. Das System hatte eine sehr verwickelte aber höchst wichtige Operation zur Folge, die erst 1803 vollständig ausgeführt wurde, nämlich die Schulden der Provinzial- oder wenigstens der Munizipalverwaltungen der Staatsschuld einzuverleiben, während der Staat zu gleicher Zeit die Administration ihres Realbesitzes als Sicherheit für sich selbst übernahm.

So weit man in dieser Zwischenzeit urtheilen kann, möchte es scheinen, daß die innere Politik, welcher Kardinal Consalvi gleich von Anfang an ihre Richtung gab, vielleicht mehr erleuchtet war, als die vieler größern Staaten. Diese Politik ist jene, die der gegenwärtige Papst befolgt, welcher von Jahr zu Jahr die Zölle und andere drückende Maßregeln, die auf dem Importhandel lasteten, verminderte, und die Monopole oder vielmehr die Verpachtung der einheimischen Einnahmequellen mit dem erfreulichsten Erfolge beseitigte.

Ein anderes Uebel der vergangenen Unglücksperiode war die gänzliche Entwerthung der Münze gewesen. Eine Masse sowol von geringhaltiger Gold- und Silber- als von Kupfermünze war nach dem Jahre 1793 mit einem künstlichen Werthe in Umlauf gesetzt worden, und man nahm

zu den gewöhnlichen unklugen Versuchen seine Zuflucht, denselben durch Machtgebot zu heben, wenn er auf dem Markte gefallen war. Die letzten dieser nutzlosen Bemühungen unter dem Kommissär Novelli im Jahre 1800 vor der Ankunft des Papstes hatten nur Verlegenheit hervorgebracht und das Vertrauen in der Handelswelt vermindert. Der Papst jedoch und seine Minister beurtheilten diese Schwierigkeit in der Münzsache von einem bessern Gesichtspunkte. Mehrere Plane wurden vorgeschlagen, wodurch der Verlust die Besitzer des in Umlauf befindlichen verschlechterten Geldes schwer getroffen hätte, wenn man das Land davon säuberte, und sie wurden daher ohne weiteres verworfen. Dafür wurde demselben ein billiger und curranter Werth beigelegt, und man nahm es um diesen Preis bei allen öffentlichen Stellen und an der Münze an und gab es nicht wieder aus. Dies war im Dezember 1801, und am 13. Januar 1802. Im Oktober war der Plan vollendet. Am 5. d. M. wurde alle schlechte Münze eingezogen und die Regierung trug den ganzen Verlust. Anderthalb Millionen Thaler wurden im ganzen Staat in Silber ausbezahlt und keine Münze von geringerem Metall blieb in Cirkulation. Von jenem Tage an bis zu der jüngsten Republik hatte kein Land in Europa ein besseres oder mehr Silbergeld als die päpstlichen Staaten.

Die Maßregel wurde aber vervollständigt durch die Berichtigung aller öffentlichen Kontrakte, welche unter dem vorhergehenden Zustande des Geldmarktes geschlossen worden waren und man gab Tafeln heraus, welche die Verhältnisse zwischen dem Werthe der alten und der neuen Münzen angaben, um für alle Klassen der Bevölkerung ein Hilfsmittel zu sein, bestehende Verbindlichkeiten auf einer billigen Basis wieder abzuändern. Nie war eine Maßregel mehr willkommen als diese, namentlich bei den Armen. Daher

verewigt als das große Ereigniß des Jahres die künstlerisch ausgeführte Medaille für 1802 dasselbe mit der Umschrift:

MONETA RESTITVTA.

Nach der Restauration waren die Sorgen der Regierung sogar noch schwerer, wurden aber gleichfalls von einem weisen und edlen Geiste geleitet. Man darf es nicht vergessen, wie spät und wie zum Erstaunen die große commerzielle Revolution des Freihandels unter uns eintrat. Die alten Korngesetze, die gleitende Preisscala, die mächtige Liga, die erzwungene Abschaffung jener Gesetze durch die vereinigte Wirksamkeit der Elemente und der Volksagitation sind noch so frisch, daß die zurückfließende Woge der großen Bewegung noch nicht still steht, sondern dumpf in ruhigen Winkeln fortmurmelt, wo konservative Mitglieder sich daheim fühlen unter mißvergnügten Pächtern, und daß sie sich manchmal in einer excentrischen parlamentarischen Rede leise vernehmen läßt. Aber sogar im letzten Jahre verboten große und aufgeklärte Staaten die Ausfuhr von Getreide und andern Nahrungsmitteln. Im Jahre 1815 erlaubte der Papst, während er die Ausfuhr verbot, nicht nur ihren freien Eingang, sondern er setzte auch eine Belohnung auf ihre Einfuhr in den Staat und eine besondere auf ihre Versendung in die Provinzen.

Es gab jedoch ernstere Gegenstände als diese, um die Gedanken des Fürsten und seines Ministeriums zu beschäftigen und dieselben wurden vollkommen in Betracht gezogen. Viele Ordenshäuser und andere Anstalten waren von der französischen Regierung verkauft worden und sogar durch mehrere Hände gegangen. Am 14. August 1816 wurde alles solche Eigenthum, wenn es nicht wesentlich verändert worden war und daher wieder seinen ursprünglichen Zwecken zurückgegeben werden konnte, zurückverlangt. Allein die wirklichen Inhaber sollten alle für ihre Verluste entschädigt werden und es wurde eine Kommission ad referendum auf=

gestellt, um die Ansprüche der Einzelnen zu prüfen, damit sie vollkommen befriedigt werden könnten.

Um die Lasten der Besteuerung unparteiisch zu vertheilen, wurde eine neue und vollständige Vermessung und Schätzung des ganzen Besitzthums von Stadt und Land aufs genaueste angestellt, ähnlich dem französischen Kataster; vielleicht ist sie in keinem Lande so genau als in Rom. Eine besondere Kommission führte bald dieses nützliche Unternehmen aus, während eine andere eine neue Eintheilung der Provinzen oder Delegationen und Regierungsbezirke mit ihren bezüglichen Formen der Verwaltung und Justiz vorbereitete. Das Resultat des so entworfenen Systems war, daß ungeachtet der ungeheueren Ausgaben, die in Folge der Restauration auf dem Staate lagen, und der Vergütung früheren Unrechtes eine Verminderung der Steuer, die auf dem Grundbesitze ruhte, im Betrag von 200,000 Thalern im Jahr 1816 eintreten konnte. Wenn wir erwägen, daß die Regierung die Verpflichtungen des Staates vor der Occupation auf sich nahm sowie ungeheuere Entschädigungen für Schaden und Verluste, daß sie dazu noch große Summen für öffentliche Arbeiten auslegte und um Künste und Wissenschaften zu fördern, so können wir sicher den Schluß machen, daß es eine weise Verwaltung gewesen sein muß, um all' dies auszuführen, ohne zu Anlehen die Zuflucht zu nehmen oder eine Schuld im Ausland zu schaffen.

8. Kapitel.

Beziehungen zu England.

Es gibt einen merkwürdigen Charakterzug in der äußern Politik Pius VII. und des Kardinal Consalvi, welcher noch angeführt zu werden verdient, um so mehr, da der Verfasser demselben alle seine Mittel verdankt, Erinnerungen an die letztverstorbenen Päpste zu besitzen. Es wurde bereits

darauf angespielt, und braucht daher uns nicht lange aufzuhalten.

Gewiß haben seit dreihundert Jahren mit der Ausnahme einer einzigen sehr kurzen Periode niemals so freundliche Beziehungen zwischen dem heiligen Stuhle und der Krone von Großbritannien existirt, als unter Pius VII. Eine Bewunderung für dieses Reich und sogar eine Vorliebe für dasselbe schien sowol dem Papste als seinem Minister eigen zu sein. Es ist in der That wohlbekannt und bedarf kaum der Wiederholung, daß eine der anerkannten und vielleicht der Hauptursachen des Bruches zwischen Pius und Napoleon die Weigerung des Papstes war, sich an dem sogenannten Kontinentalsystem, d. h. an der Ausschließung der brittischen Waaren und alles brittischen Handels aus den Häfen und Ländern des Festlandes thätig zu betheiligen. Dies ist eine historische Thatsache. Allein die persönlichen Drangsale des heiligen Vaters, seine bewunderungswürdige Geduld und exemplarischen Tugenden trugen ohne Zweifel dazu bei, die Theilnahme zu erhöhen, die man ihm wegen der Ursache schuldig war, aus welcher er litt. Mehr als einmal war England bereit, ihn an Bord seiner Kriegsschiffe aufzunehmen und ihm ein Asyl zu geben.

Die Reise Consalvi's nach London wurde erwähnt und damit die Thatsache, daß er Briefe von dem Prinzregenten an Se. Heiligkeit zu überbringen hatte. Dieses Zeichen von Freundschaft wurde wiederholt, als der Ritter Canova, welcher bei der Gelegenheit zum Range eines Marquis von Ischia erhoben wurde, nach Rom zurückkehrte mit den Kunstwerken, die aus dem Louvre zurückgegeben wurden. Es ist erfreulich zu berichten, daß die schweren Kosten ihrer Beförderung von Paris nach Rom ganz von unserer Regierung getragen wurden, und diesen Akt einer dankbaren Freigebigkeit erhöhte das Schreiben von dem Prinzen, welches

Canova überbrachte, wie er auch Briefe von Lord Castlereagh an den Papst und an den Staatssekretär bei sich hatte.

Als dem Lord Exmouth sein ritterlicher Angriff auf Algier gelungen war, schrieb er auch Briefe an beide. Jener an den heiligen Vater war in so respektvollen Ausdrücken abgefaßt, wie nur ein Katholik sie hätte brauchen können. Er ist datirt „Algier den 31. August 1816 von Bord des Schiffes Königin Charlotte." Er theilt dem Papst seinen Sieg mit, erklärt, daß die Sklaverei der Christen für immer ein Ende habe und daß er ihm 173 Gefangene, Unterthanen seiner Staaten, sende. Diese werden, wie er hofft, Sr. Heiligkeit ein angenehmes Geschenk sein und ihm einen Anspruch auf sein Gebet geben.

Diese freundschaftliche und dankbare Gesinnung gegen England führte zur Wiederherstellung des Nationalkolleges, welches so lange in Rom existirt hatte. Kardinal Consalvi nahm sich der Sache mit Wärme an und nahm selbst das Geschäft auf sich, obwol er den Titel „Kardinalprotektor der Anstalt" nicht führen wollte. Er wohnte persönlich den Versammlungen der Obern bei und schenkte allen Einzelnheiten des Instituts seine Aufmerksamkeit. Es liegt ein Band vor mir, ein dickes Manuscript in Quart, welches fast auf jeder Seite einen Beweis von Güte gegen die Katholiken Englands enthält. Nur ein einziges Beispiel braucht hier angeführt zu werden. Die gegenwärtige Kirche zu Moorfields, die jetzt als Prokathedrale der Diözese Westmünster dient, wurde im Jahre 1820 vollendet. Man hielt die Kirche damals für ein geräumiges und schönes Gebäude. Eine perspektivische Zeichnung ihres Innern wurde nach Rom geschickt und von dem hochwürdigen Dr. Gradwell dem Papste überreicht. Der gute Pius sagte sogleich, er werde ein Zeichen seiner herzlichen Theilnahme an dem Werke senden. Der päpstliche Schatz und die Sakristei waren sehr entleert; dennoch befahl er den werthvollsten Gegenstand

von Kirchengefäßen, den er besaß, zu einem Geschenke bereit zu halten. Seine Umgebung bemerkte, daß es das kostbarste sei, was er habe; worauf er erwiederte: „Es gibt nichts, was zu gut wäre als Gabe für die englischen Katholiken.“ Bei seiner Restauration hatte ihm das Domkapitel von Mexiko einen massiven goldenen Kelch geschickt, reich besetzt mit Smaragden, Perlen und Diamanten. Derselbe war von Kännchen, einer Klingel und Platte begleitet, alles von feinstem Gold. Dies war die Gabe, die er beabsichtigte, und er trug Dr. Gradwell auf, eine Inschrift bereit zu halten, um sie darauf eingraviren zu lassen. Am 29. April wartete er Sr. Heiligkeit mit zwei Inschriften auf. Der Papst las dieselben, und sagte, daß jede passen werde, daß aber keine die Konsekration des Kelches von ihm selbst erwähne. Als man ihm erwiederte, daß man ein solches weiteres Zeichen von Güte nicht erwartet habe, so sagte der Papst, es sei seine Absicht, seiner Gabe auch noch diesen Werth zu verleihen, und der Umstand ist wirklich in der Inschrift des Kelches erwähnt, welcher bei größeren Feierlichkeiten zu Moorfields gebraucht wird.*)

Dieses Kapitel wird nicht unpassend mit der Inschrift schließen, die in dem englischen Kollege die Wohlthat Pius VII. und seines Ministers verewigt, jenes Nationalinstitut wiederhergestellt zu haben.

---

*) Die Inschrift ist folgende:
Pius VII. Pont. Max. Templo Londini, in Moorsfields, recens a Catholicis exstructo, a se consecratum, libens domum misit, A. D. N. MDCCCXX. Pont. S. XXI.

In dem vor mir liegenden Tagebuche ist auf derselben Seite der folgende Eintrag: „Am 1. Mai. — Der König von England hat ein lateinisches Schreiben an den Papst gerichtet und mit eigener Hand unterzeichnet, das erste Beispiel einer solchen Correspondenz seit unserer Revolution (1688). Der Papst ist erfreut und im Begriffe, es zu beantworten.“

MEMORIAE
PII. VII. PONT. MAX.
QUOD. COLLEGIUM. ANGLORUM.
A GREGORIO. XIII. P. M.
IN. ANTIQUO. EJUS. NATIONIS. ADVENARUM. HOSPITIO
PRIMITUS. CONSTITUTUM
URBE. AUTEM. A GALLIS. OCCUPATA
ANTE. AN. XX. DISSOLUTUM.
ANNO MDCCCDXVIII. RESTILUERIT.
EIDEMQUE. AD | . VOTUM. NATIONIS. EJUSDEM,
RECTOREM | . DE. CLERO. IPSIUS. PRAEFECERIT
HERCULE. CONSALVIO. S. E. R. CARD. COLLEGII. PATRONO
ANGLIAE. EPISCOPI. ET. CLERUS
GRATI. ANIMI. CAUSA.

9. Kapitel.

Literatur, Künste und Wissenschaften.

Keine von den beiden Occupationen durch die Fremden, weder unter der Republik noch unter dem Kaiserreiche dauerte lange genug, um jene Reihe von Männern zu unterbrechen, die sich dem Studium widmeten, welches Italien und namentlich Rom immer aufrecht gehalten hat. Ja nach der Restauration waren noch Veteranen am Leben, die ihre ersten Lorbeeren auf dem Felde eines friedlichen Landes gesammelt hatten, das seit Menschenaltern von einem feindlichen Einfalle nichts wußte. Unter diese gehörte z. B. der Alterthumsforscher Fea, einer jener Männer aus der alten Schule, wie die Scaliger, die beiden Vosse, oder vielmehr Grävius und Gronovius. Er konnte zur näheren Beleuchtung irgend eines Gegenstandes eine Masse von Gelehrsamkeit beibringen aus allen möglichen Quellen, aus Klassikern oder Kirchenvätern, aus Medaillen, Vasen, Basreliefs oder unbeachteten Bruchstücken antiker Gegenstände,

die mitten unter dem Schutte der Museumsmagazine verborgen lagen. Vielleicht am besten ist er in der literarischen Welt bekannt durch seine prachtvolle Ausgabe Winkelmanns, deren Noten dem Texte an Werth nicht nachstehen. Ja man möchte sagen, daß die beiden Schriftsteller die Eigenschaften des Buches theilen, indem der unglückliche Deutsche, den sein Diener ermordete, den Geschmack und Scharfsinn des kunstverständigen Alterthumsforschers in dasselbe brachte, und sein italienischer Ausleger die reiche oder gar überreiche wissenschaftliche Bildung des gelehrten aber trockenen Archäologen.

Tag für Tag konnte man ihn stundenlang an demselben Platze in der Bibliothek der Minerva am Pulte des Bibliothekars sitzen und noch bis zu seinem Lebensende über alten Büchern brüten sehen. Ist es aber nicht immer so? In der Jugend lieben wir neue Bücher, unsere eigenen Zeitgenossen, solche, die unsern eigenen Maßstab und den der Zeit an sich tragen, und die den Charakter derselben lebendig auffassen, wie er sich zeigt. Wenn wir aber alt werden, so leben wir gleichsam rückwärts der Vergangenheit zu. Wir geben uns gerne jenen hin, die in der Popularität alt geworden sind oder alt werden, wie wir selbst. Sie paßten genau für ihre Zeit und wurden damals von der Jugend geliebt, aber von den im Alter gereifteren mit Kopfschütteln bei Seite gelegt. Nun aber, da der Firniß auf der Oberfläche — das, was blendete, und was Anstoß erregte, verschwunden ist, wie anziehend und wie reizend sind sie nicht für uns? Dahin gehören die Denkwürdigkeiten, die Briefe, die Tagbücher und die wissenschaftlichen Aufsätze früherer Zeiten, sogar ihre Chroniken in ihrem uralten wunderlichen Gewande. Sie mögen wilde Parteikämpfe, große Feindschaften, scharfen Tadel, das neidische Auge, den giftigen Zahn, das boshafte Lächeln, die gekrümmte Lippe oder die

herausshangende Zunge dargestellt haben, und stellten sie ohne Zweifel dar; uns aber erscheint all' der Hohn und Spott und sogar die muthwillige Bosheit nun als harmloser Witz und gutmüthige Scherzhaftigkeit.

Sei dem, wie ihm wolle, die Alten lieben es, mit den Todten umzugehen, und daher ist es nicht zu verwundern, daß man sich Fea mit einem in Pergament gebundenen Buche in Folio oder Oktav vorstellt, oder vielleicht mit einem Haufen von vielen solchen Bänden vor sich. Er war in der That ein Alterthumsforscher der alten Schule, wie schon bemerkt wurde, und hätte man ihn gefragt, welche Methode er vorziehe, entweder um alte Denkmäler herum in der Erde zu graben, um ihre Geschichte und ihren Namen zu entdecken, oder sie aus alten Schriftstellern auszugraben und sie durch geschickte Kombination von sonst unverständlichen Stellen näher zu bestimmen, so würde er vielleicht der letztern Methode den Vorzug gegeben haben. Seine Theorien, auf wirkliche Forschungen gegründet, waren freilich nicht glücklich und seine Conjekturen, obwol von Scharfsinn und Gelehrsamkeit unterstützt, erwiesen sich durch Nachforschung an Ort und Stelle nicht als wahr. In dieser Hinsicht hatte Professor Nibby, zum Theil sein Rival, mehr Glück, obwol er viel jünger als er war.

Der Abbate Fea war allerdings kein einnehmender Mann, noch von feinen Sitten, wenigstens nicht in seinem hohen Alter; er hatte vielmehr Aehnlichkeit mit einer Antike, die um nichts weniger werthvoll ist, weil sie der Staub der Jahre bedeckt, oder mit einer Medaille, die, obwol vom Rost angefressen, dennoch kostbar ist. Er war scharf und rauh, und entschieden im Tone, sowie absprechend im Urtheile. Wenn man etwas schüchtern zu ihm hinging an den Platz, wo er sich gewöhnlich befand, und ihn bat, eine Medaille zu entziffern, mit welcher man sich schon Stunden lang beschäftigt hatte, so pflegte er kaum einen Blick darauf

zu werfen, sondern sagte sogleich, was es war; er setzte vielleicht noch zum Troste hinzu, daß sie keinen Werth habe.

Ein Gegensatz zu ihm im Aeußern war ein anderer Priester, dessen Gelehrsamkeit ebenso mannigfaltig, obwol von einer ganz verschiedenen Art war; ich meine den Abbate Franzesko Cancellieri. Ich erinnere mich noch daran, wie er kam, um dem Rektor des Kollegs seinen jährlichen Weihnachtsbesuch abzustatten. Er war mindestens ein Achziger, hochgewachsen, mager aber noch aufrecht und elastisch, reinlich und nett gekleidet, so daß nichts an ihm auszustellen war, mit höflichen Manieren und dem lächelnden Gesichte, das man nur an einem Manne wahrnehmen kann, der mit Heiterkeit auf viele, gut zugebrachte Jahre zurückblickt. Er pflegte zu sagen, er habe mit 18 Jahren zu schreiben angefangen, und es fortgesetzt, bis zum 80., und gewiß gab es niemals einen Schriftsteller, der über verschiedenartigere Gegenstände schrieb. Die eigenthümlichen Gegenstände, von denen er handelt, und sogar die seltsame Zusammenstellung in ihren Titeln sind nichts im Vergleich mit dem Inhalte, der darin bunt durcheinander gemischt ist, und den man hier nicht suchen würde. Wenigen wäre es eingefallen, ein Buch zu schreiben „über die vornehmsten Aerzte der Päpste" oder „über den Brauch, dem Papste den Fuß zu küssen, ehe das Kreuz auf seine Schuhe gestickt war," oder „über die drei päpstlichen Funktionen in der vatikanischen Kirche," oder „über Männer, die ein großes Gedächtniß besaßen oder die ihr Gedächtniß verloren," oder endlich „über die Landhäuser der Päpste und den Biß der Tarantel." Aber Thatsache ist es, daß unter diesen Titeln wahre Perlen von Gelehrsamkeit zu finden sind, die hier zu suchen Niemanden einfallen würde. Daher müssen seine Worte durchgelesen werden, um darüber in's Reine zu kommen, was sie wirklich enthalten. Durch den Titel oder

irgend einen andern üblichen Führer hat man keinen Fingerzeig für den Inhalt seiner Bücher.

Ich entsinne mich eines vielversprechenden, jungen deutschen Gelehrten, der vom Tode hingerafft wurde, ehe er Zeit hatte, die Erwartungen seiner Freunde zu erfüllen. Es war dies Dr. Papencordt, dessen Geschichte der Vandalen schon frühzeitig in seiner Heimath einen literarischen Preis gewonnen hatte. Seine Bekanntschaft mit der mittelalterlichen Geschichte war zum Erstaunen; er erinnerte sich an das Datum der unbedeutendsten Ereignisse, und pflegte in die verödeten Gränzdistrikte der Gebirge zwischen Rom und Neapel Ausflüge zu machen, um den Schauplatz der unbedeutendsten Fehden zwischen kampflustigen Bewohnern im Innern Italiens zu besuchen. Ich verweile mit Vergnügen bei seinem Gedächtnisse, denn manche interessante Nachricht, die nicht ohne Nutzen war, sammelte ich von ihm über Gegenstände der italienischen Geschichte, welche gelehrte Männer des Landes nicht viel beachteten. Allein vor jener Zeit hatte er, wie er mir sagte, das ganze Werk der Annalen des Baronius durchgegangen und aus demselben eine Reihe von allen historischen Dokumenten ausgezogen, von denen in diesem unermeßlichen und fast unübertroffenen Sammelwerke die Rede ist; er hatte aber das Mißgeschick erfahren, welchem Jeder, der eine Masse von Manuskripten anhäuft, ausgesetzt ist. Er sah nämlich gerade die letzten Bogen am Ende des Winters zum Einheizen des Ofens verwendet, von jenem tödtlichsten Feinde herumliegender Papierstücke eines Literaten, von einer schnellfertigen Hausmagd. Dieser fleißige, junge Gelehrte nun sagte mir, er habe seit Jahren nach einer Urkunde gesucht, die, wie er wußte, irgendwo existiren müsse, die er aber nirgends habe finden können. Es verhielt sich damit so: Das Concil von Trient verlegte man nach der siebenten Sitzung nach Bologna, wo die achte und neunte Sitzung, die blos formal

waren, gehalten wurden. Der dafür angeführte Grund war eine herrschende, ansteckende, oder epidemische Krankheit, die es für das Leben des Prälaten gefährlich machte, sich hier zu versammeln. Dies ist in dem Dekrete der achten Sitzung vom 11. März 1547 ausdrücklich angeführt. Natürlich gaben die Gegner des Concils einen andern Grund an und läugneten die Wahrheit des angegebenen. Der deutsche Historiker war begierig, das medizinische Zeugniß oder die Erklärung zu finden, auf die in dem Dekrete angespielt wird, und die von den Historikern erwähnt, aber niemals angeführt ist. Endlich, während er sich durch ein verschlungenes Gestrüppe, das Produkt der unermüdlichen Fruchtbarkeit Cancellieris durcharbeitete (es war sein Werk über die Villeggiatura, den Sommeraufenthalt der Päpste auf dem Lande, und über die Tarantel) stieß er ganz erwünscht auf das Dokument, wie auf eine einsame Blume in der Wildniß. Es war hier textmäßig nach dem Originale gegeben.

Man kann sagen, daß er auf diese Art das Prädikat rechtfertigte, welches Niebuhr, einer der gelehrten Fremden in Rom, zur Zeit, in welche diese Erinnerungen fallen, den Schriften Cancellieri's gab; er sagte nämlich: „sie enthielten Manches von Wichtigkeit, manches Nützliche und lauter Ueberflüssiges." Einer der nützlichsten Charakterzüge seiner Schriften ist, daß er, welchen Gegenstand er auch behandeln mag, die vollkommenste Liste der Schriftsteller darüber gibt, bis auf seine Zeit herab. So enthält sein Werk über das Gedächtniß einen Katalog von Schriftstellern über das künstliche Gedächtniß und von Erfindern verschiedener Systeme desselben, welcher wahrscheinlich die meisten Leser in Erstaunen setzen würde.*)

---

*) Man darf wohl annehmen, daß ein solcher Autor im Laufe seines langen Lebens eine höchst mannigfaltige und umfassende Sammlung von Abhandlungen, Pamphleten und andern Schrift-

So traurig die Zeiten, die gerade unserer Epoche vorangingen, für Alle waren, welche die Kirche und ihre Studien gewählt hatten, so waren doch Viele damals mit der Pflege der kirchlichen Literatur beschäftigt, die sich seitdem darin ausgezeichnet haben. Aber die Männer jener Periode gehörten der Bildung einer früheren Zeit an. Es könnte die gewöhnlichen Leser dieser Blätter nicht interessiren, dieselben aufzuzählen, zumal, da Wenige damals den Muth oder die Gelegenheit hatten, in einer Wissenschaft als Schriftsteller aufzutreten, die man nur gering ermuthigte. Vollständiges Stillschweigen aber könnte man als ein Zugeständniß auslegen, daß es Rom an dem fehlte, was immer sein besonderes wissenschaftliches Streben bildete, und daher wollen wir uns damit begnügen, zu sagen, daß es viele Männer gab, welche das Feld der kirchlichen Wissenschaft anbauten, und der gründlichen, theologischen Gelehrsamkeit den Weg bahnten, die jetzt in Rom blüht.

Von einem Manne, der jetzt in ganz Europa berühmt ist, und dessen Forschungen jeden Zweig der kirchlichen und profanen Wissenschaft umfaßten, könnte man erwarten, hier eine kurze Erwähnung zu finden, wenn nicht der Gegenstand dieses Werkes ihm naturgemäß einen andern Platz anweisen würde. Obwol Angelo Mai im Jahre 1819 zum ersten

---

stücken zusammenbrachte. Diese kam in die Hände des Marquis Marini, des Herausgebers von „Vitruvius“ und „de Marchi,“ beide von hohem Werthe. Er wurde auch Besitzer der Sammlung von Miscellaneen, die der berühmte Alterthumsforscher Aeneas Quirinus Visconti veranstaltete, welcher Paris seiner Vaterstadt Rom vorzog. Die beiden Sammlungen mit vielen Zusätzen bilden eine Reihe von 300 Bänden oder Cartons, die viele Dinge enthalten, die man sonst nicht leicht findet. Sie wurden mit der herrlichen Marinibibliothek verkauft, die der verstorbene Bischof Walsh an sich brachte, und zum ewigen Andenken dem Kolleg von St. Mary's Oscott schenkte.

Male in Rom auftrat, und obgleich der Verfasser sich noch gut an den Artikel in der römischen Zeitung erinnert, welcher seine Ankunft aus Mailand meldete, und an den darauffolgenden, der seine unsterbliche Entdeckung von Cicero's Schrift de re publica stolz ankündigte, so konnte er doch erst später erlangen, was er unter seinen schätzbarsten Erinnerungen voll Liebe aufbewahrt, den freundschaftlichen und vertrauten Verkehr mit diesem guten und begabten Manne, nicht nur unter den schattigen Alleen des Monte Pincio, sondern unter andern Umständen, die sie näher zusammenbrachten, und die ein Beweis seines gütigen und herablassenden Wesens waren.

Ehe wir jedoch diesen Theil unserer flüchtigen Bemerkungen über die Literatur verlassen, mag es erlaubt sein, einige Worte über einen Gegenstand zu sagen, welcher damit zusammenhängt und namentlich mit dem heiligeren Gebiete derselben. Die Kanzel zeigt den Nationalgeschmack in der ausländischen Literatur am besten; ja, wir können in dieser Hinsicht unser eigenes Land nicht wohl ausnehmen. Eine abgerundete und nervige Sprache, die originale Gedanken und ein gediegenes Wissen fortpflanzt, ist ein Beweis, daß eine ächte Literatur an dem Nationalgeiste eine Stütze hat. So lange die Poesie in England oder die Inschriften in Italien ein Gewebe von Künsteleien, von erzwungenen Einfällen, von Wortspielen, von übertriebenen Hyperbeln und einer bombastischen Sprache waren, führten die bewundertsten Redner des Tages jede solche Verletzung des guten Geschmackes in das Heiligthum ein, und ohne Zweifel rührten sie ihre sympathetischen Zuhörer ebenso gut zu Thränen, als sie jetzt ihre zufälligen Leser lachen machen. Vom P. Abraham a Santa Klara hat Schiller in seinem Piccolomini für Deutschland kaum ein Zerrbild gezeichnet; Fray Gerundio erklärt, daß er nur für Spanien wirkliche Beispiele gebe, und ich glaube, Dr. Beattie gibt aus Dr. Pitcairn und

andern würdigen Theologen nördlich von der Tweed einige Edelsteine von absurden Gedanken. Der klassische Tiraboschi wird Beispiele genug liefern von der Verdorbenheit der Literatur, wie sie in Italien während der Herrschaft dessen gäng und gebe war, was daselbst unter dem chronologischen Ausdrucke „seicentesimo" bekannt ist. Von einer lateinischen Inschrift aus der Regierung Urban's VIII. könnte man das Datum eben so leicht bestimmen, wenn man drei Zeilen liest, als wenn man die Bienen auf seinem Schilde erkennt. Ebenso verhält es sich mit den Sonnetten jener Zeit. Sprache und Gedanken fielen zusammen; die letzteren zogen die erstere auf eine gleiche Stufe herab, und sie beide schleppten sich schwerfällig auf ihrem mit Unkraut bewachsenen Wege fort. Drei Schriftsteller aus dem Jesuitenorden entgingen allein dieser allgemeinen Verdorbenheit, Bartoli, Pallavicini und Segneri. Man kann allerdings in ihnen, namentlich in dem letzteren, Spuren von den damals so allgemeinen concetti finden, aber dennoch bilden alle drei eine Ausnahme zu einem charakteristischen Zeichen der Zeit, die für die Genossenschaft, der sie angehörten, in dieser Hinsicht eben so ehrenvoll ist, als hinsichtlich der Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Tüchtigkeit, wodurch sie in den verschiedenen Zweigen der Literatur Musterschriftsteller wurden.

Es wäre leicht, diese Analogieen in Bezug auf schlechten Geschmack noch weiter zu verfolgen in den Künsten. Das Barocke in der Architektur, der Geschmack des Bernini in der Skulptur, und der Manierismus in der Malerei haben nicht nur, was die Zeit, sondern auch was den Charakter betrifft, deutliche Beziehungen zu der Literatur, auf die wir anspielen. Es ist wohl möglich, daß eine Verbesserung in der einen oder andern Hinsicht oder in beiden zugleich, die Form einer im Anfange etwas heftigen und unduldsamen Reaktion annehmen kann. Bis auf einen ge-

wissen Grad war dies in Italien der Fall. Ein Fremder hat vielleicht kein Recht, zu urtheilen, aber es liegt keine Anmaßung darin, davon Zeugniß abzulegen, was man in jeder andern Sprache beobachtet hat. Der einzige Weg, eine Sprache von einem schlechten Geschmacke zu reinigen, der sich in sie eingefressen hat, oder von einem Schwarme nichtidiomatischer oder fremder Wörter, die sie beinahe in eine Zwittersprache umschufen, ist die Rückkehr zu einer Periode, die jener der Verdorbenheit voranging, und die Annahme des strengen Grundsatzes, beinahe jeden modernen Zuwachs auszuschließen. Die Deutschen waren glücklich in ihren Bemühungen, eine Menge neuer Wörter zu schaffen, welche die modernen französisch-deutschen Ausdrücke und andere Verfälschungen ihrer edeln Sprache überflüssig machten. Sie wendeten kühn das horazische Mittel einer „callida junclura" an, um ein frisches, aber vollkommen nationales Wörterbuch zu schaffen. Dies erforderte die Mitwirkung von Schriftstellern, populären sowohl als gelehrten, welche das Zutrauen des ganzen deutschen Volkes genoßen, und hierin seine anerkannten Leiter waren. Zu einer solchen literarischen Verbindung haben wir weder die Macht, noch den Willen. Allein unsere besten Schriftsteller sind, wir fühlen das, jene, die auf ganz naturgemäßem Wege zu dem Geschmacke zurückkehrten, welcher der schalen Weitschweifigkeit und krankhaften Zierlichkeit der antegeorgischen Periode voranging, so reichhaltig dieselbe auch sein mag, und die etwas von der nervigen Kraft jener Zeit zurückzugewinnen suchten, als die Wahl nur zwischen dem größeren oder dem geringeren Uebergewichte des klassischen oder des sächsischen Elementes sein konnte. In Frankreich ist es wesentlich dasselbe. Man kann die neueren Dichter und sogar die Essayisten nicht lesen, ohne das mächtige und erfolgreiche Streben zu beobachten, in die Sprache einzuführen, was ihr verweigert zu werden pflegte — eine eigene poetische Sprache,

die Worte anwendet, welche in der Conversation oder in der Schreibart des Salon ungebräuchlich sind.

Der Italiener hatte eine klassische Periode, zu welcher er zurückkehren, einen bestimmten, ächten Maßstab der Reinheit, auf den er seine Sprache zurückführen konnte. Nicht blos ein einziger Schriftsteller herrschte da über alle, sondern mehrere andere standen ihm nahe, die dem Inhalte und dem Style nach hinreichend von einander abwichen, um eine breite Grundlage zu bilden, auf welcher ein neuer Bau aufgeführt werden konnte. Manche trieben allerdings die Verehrung und die consequente Nachahmung Dante's in's Extreme; allein nicht blos Schriftsteller wie Petrarka und Boccacio, Dichter oder Romanenschreiber, oder der Haufe untergeordneter Novellisten, die ebenso unrein dem Inhalte, als dem Style nach rein sind, wurden in die Liste der Muster für die Wiederbelebung des guten Geschmackes aufgenommen, sondern sogar ganz religiöse und ascetische Schriften, wie z. B. die lieblichen „Fioretti" des heiligen Franziskus, das Leben und die Briefe der heiligen Katharina und der Spiegel der Buße von Passavanti.

Jede Rückkehr zu der Norm der literarischen Meisterwerke jener Zeit war daher vollkommen vereinbar mit einer entsprechenden Verbesserung auf dem Gebiete der religiösen und geistlichen Schriften. Die Gefahr einer Uebertreibung und sogar eines Irrthums konnte allerdings beunruhigen, und Beispiele von beiden werden häufig von Seiten des P. Cesari angeführt, von welchem die Bewegung zum sogenannten Purismus großentheils ausging. Einwendungen dieser Art sind kindisch; keine große Veränderung wird ohne Enthusiasmus bewirkt, und kein Enthusiasmus kann ohne Uebertreibung existiren, und das ist an sich selbst ein Mißgriff. Das Werk ist stätig vorangeschritten, und Niemand kann die italienische Literatur des heutigen Tages mit jener im Anfange des Jahrhunderts vergleichen, ohne den uner-

meßlichen Gewinn einzusehen. Nur eine einzige italienische Zeitschrift, die römische Civiltà cattolica, wird den Unterschied zeigen, wenn man sie mit irgend einem andern, früher erschienenen Blatte vergleicht.

Der Einfluß dieser Veränderung auf die italienische Kanzelberedsamkeit war gerade, was man erwarten konnte. Manchmal sind die wesentlichen Erfordernisse dem Style geopfert worden; „die gewichtigeren Dinge des Gesetzes" verschwinden unter der schmackhaften Würze „von Anis und Kümmel;" das Ohr wird durch ein Gewebe zierlicher Stellen gekitzelt, und der Beifall durch ausgesuchte Phrasen, in Verbindung mit wohlklingenden Perioden, gewonnen. Es wäre ungerecht, wenn man sagen wollte, daß nur dieses unlängst Schaaren von Menschen zu den Predigten des Advokaten Barberi zog, welcher im gereifteren Mannesalter das Kleid des öffentlichen Anwalts mit dem Talar vertauschte, und seine Beredsamkeit vom Gerichtshofe auf die Kanzel versetzte. Ohne Zweifel waren sowol Ideen als Phrasen in seinen Reden, und zwar Ideen, die aus einem kräftigen und feingebildeten Geiste hervorgingen. Aber die Leute gingen hin, ihn zu hören, wie sie hingingen, einen ausgezeichneten Musiker zu hören, welcher den Zuhörer entzückte, aber nicht änderte. Seine Predigten über das letzte Gericht weckten den Sünder nicht auf und trieben keinen Stachel in sein boshaftes Herz. Zierliche Eleganz vertrat die Stelle einer erschütternden Beredsamkeit.

Es ist eine gewöhnliche Meinung, daß in Italien das Predigen mehr einem leeren Geschrei ähnlich sei, als jenem nüchternen und behutsamen Vortrage, den ein Geistlicher einmal in der Woche in einer Landkirche an seine Pfarrkinder richtet. Wir werden nicht weit fehlen, wenn wir annehmen, daß es in mancherlei Punkten zwischen Beidem die Mitte halte. Es zeigt im allgemeinen weder die unwissende Heftigkeit des einen, noch die matten Gemeinplätze des an-

dern. Wer in Italien gewesen ist, und bei vollem Verständniß der Sprache die Predigten besucht hat, die jeden Sonntag in den Hauptkirchen großer Städte gehalten werden, wird anerkennen, was auch immer seine Religion daheim sein mag, daß er nirgends Reden hörte, die einen mehr kernigen und nützlicheren Inhalt hatten, die in einer mehr vollendeten und doch einfachen Sprache abgefaßt waren, oder mit mehr Nachdruck, aber ohne Uebertreibung vorgetragen wurden.

Sagen, daß man ähnliche Anreden in den ärmern Quartieren der Städte, oder in Dörfern auf dem Lande nicht hören würde, hieße blos behaupten, daß der italienische Priester zu vielen gesunden Menschenverstand hat, um nicht den Inhalt und die Art des Vortrags dem Charakter und der Fassungskraft seiner Zuhörer anzupassen. Demungeachtet wird man sehen, daß Tag für Tag Schaaren von armen Leuten hingehen werden, um einen ausgezeichneten Prediger zu hören; denn er würde bald seinen hohen Ruf verlieren, wenn er sich in Regionen erschwingen wollte, wohin der einfache Gläubige ihm nicht folgen könnte.

Fremde kümmern sich leider selten um Das, was nicht in den Kreis der gewöhnlichen Beschäftigung fällt, wie ihn die Mode vorgezeichnet hat. Ohne daher davon zu sprechen, was einen Engländer zu weit aus der Region entfernen würde, die von seiner Gegenwart beehrt ist, glauben wir, daß Jeder, der am Sonntag Nachmittag den Vortrag über die heilige Schrift in der Kirche al Gesù besucht, hier wahrscheinlich eben so viel klare, praktische Belehrung über die heilige Schrift in einem schlichten Vortrage zu hören bekommen wird, als er sie aus den geistlichen Reden populärer Prediger von ausschließlich ultrabiblischer Richtung schöpft. Solcher Art waren wenigstens die Vorträge, welche der verstorbene, heiligmäßige und gelehrte P. Zecchinelli, ein in den heiligen Schriften wohlbewanderter Mann, Jahre lang

mit jener Beredtsamkeit hielt, die sich in Blick und Rede offenbart, und von einem entsprechenden Lebenswandel unterstützt wird. Niemand hätte ihm jemals den Vorwurf machen können, daß er eine biblische Vorschrift des tugendhaften Lebens predige und sie nicht befolge.

Allein abgesehen von dem kernigen Inhalte, den man oft, ja in der Regel, in einer italienischen Predigt zu hören bekommen kann, begleitet dieselbe eine Musik, die ihr einen lieblichen Reiz verleiht, den man in den Ländern jenseits der Alpen nicht kennt. Die Anmuth des Vortrags scheint zu den schönen Künsten zu gehören, denn sie hält sich gerne in ihrer Gesellschaft auf, wo sie am liebsten verweilen.

Am ersten Sonntag nach unserer Ankunft in Rom wurden wir in die Kirche Araceli auf dem Kapitol geführt, um einen berühmten Prediger zu hören, der dort die Adventpredigten hielt. Stundenlang vor der bestimmten Zeit war der ganze Raum der Kirche von einer dichten Volksmenge besetzt, die von dem Altargitter bis zur Thüre reichte, und alle Gänge und jeden Platz erfüllte, wo man stehen konnte. Der Prediger bestieg die Kanzel in seiner schlichten Franziskanerkutte, welche den Hals blos ließ und durch die weiten Falten ihrer Aermel die majestätische Aktion seiner Arme erhöhte. Seine Gestalt war voll, aber seine Bewegungen waren leicht und anmuthsvoll. Sein Gesicht ruhig, milde, noch nicht von Alter durchfurcht, aber doch nicht jugendlich; er schien in der Blüthe des Lebens zu stehen, obwol er nur noch wenige Jahre lebte. Für Einen, welcher nur sehr unvollkommen die Sprache verstehen konnte, und niemals eine Predigt in ihr gehört hatte, war die Beobachtung äußerer Eigenschaften und Zeichen natürlich, und sie mußten einen unauslöschlichen Eindruck machen. Ich erinnere mich in der That an keine Predigt so, wie an diese, so weit die treuen Augen reichten. Doch hatte auch das Ohr seinen Schmaus. Die ersten und ganz un-

verständlichen Töne jener Stimme waren an sich selbst schon Musik. Es war ein wohlklingender Tenor, so klar und durchdringend, daß jeder Zuhörer in irgend einem Winkel der ungeheuern Kirche jedes Wort vernehmen konnte; aber dennoch biegsam und mannigfaltig ging er von dem schärfsten Tone des Vorwurfs zur zärtesten Klage des Pathos über. Die Bewegung und das Geberdenspiel, das die Töne begleitete, stimmten damit so überein, wie die anmuthige Aktion des Minstrel, während er der Harfe eine mannigfaltige und herzergreifende Musik entlockt. Jeder Blick, jede Bewegung des Kopfes oder Leibes, jede Wendung der Hand und jede Erhebung des Armes war ein Kommentar des begleitenden Wortes. Und Alles war fließend, voll Anmuth und Würde. Da zeigte sich keine Spur, sich damit Mühe zu geben, nicht der Schein des Versuches, interessant zu sein.

Damals zum ersten Male fühlte ich mich mit ehrfurchtsvollem Schauder erfüllt durch die Stille, die nur der zurückgehaltene Athem einer Volksmenge hervorbringen kann, während irgend eine Stelle von ungewöhnlicher Schönheit und überwältigender Kraft in dem Zuhörer, so weit es möglich ist, die gewöhnlichen Lebensfunktionen gleichsam aufhebt, so daß ihre Thätigkeit in einem einzigen Organe sich sammeln kann. Kaum minder erhaben ist die Erleichterung der Brust, die sich in einem allgemeinen Gemurmel, in einem einzigen lauten Athemzuge, der zu einem Tone anschwillt, Luft macht, und mehr Lob oder wenigstens Beifall in sich schließt, als das Klatschen von zweimal so vielen Händen.

Später war es leichter zu empfinden, was man am ersten Tage nur bewundern konnte. Ich erinnere mich, wie derselbe Prediger in dem Chore der St. Peterskirche eine jener erhabenen Stellen vortrug, und wie er im Geiste in Andacht niedergeworfen dalag, während die Vision über ihn hinzog, kaum wagend, sich zu regen oder auch nur die Augen auf die Seite zu wenden. Er rügte gerade die Nach-

läßigkeit beim Besuch des heiligen Meßopfers und stellte sich den Priester in den Himmel verzückt vor, wie er dort das himmlische Opfer auf dem Altare des Lammes darbringt. Er malte mit glühenden Farben die Haltung, den Gesichtsausdruck und die Gefühle der anbetenden Geister, während sie nur ein einziges Mal dem beiwohnten, was in der streitenden Kirche ein tägliches Vorrecht ist.

Wenn nun Jemand die gedruckten Predigten des P. Pacifico Deani in die Hand nehmen will, so kann er gerade die Predigten finden, auf die wir anspielten und er wird sich vielleicht wundern, daß man sie so schildern konnte. Wenn man auch weit davon entfernt ist, zwischen den unvergleichlichen Meisterstücken der antiken Beredtsamkeit und den frommen Predigten des demüthigen Franziskaners eine Vergleichung anstellen zu wollen, so darf man doch auf die Einwendung dieselben Worte entgegnen, womit Aeschines die Verdienste seines großen und glücklichen Nebenbuhlers erhöhte: „Was aber, wenn du ihn hättest sprechen hören?“ Darin lag ohne Zweifel ein großer Theil des Zaubers, der für denjenigen noch größer war, welcher bisher nur an die hochtrabende Einförmigkeit gewohnt war, womit zu Hause oft die einfachsten Lehren vorgetragen werden und an die leidenschaftslose Ruhe, womit man die rührendsten Scenen schildert oder vielmehr erzählt. *)

Zur Zeit, mit welcher wir uns beschäftigen, war die Wissenschaft in Rom tüchtig repräsentirt. Die Professoren

*) P. Pacifico war ein Bauernkind. Einst hörte ihn ein Ordensmann vor einer Gruppe von armen Kindern seines Alters predigen. Man fand, daß er, nachdem er einmal eine Predigt gehört hatte, sie fast Wort für Wort wiederholen konnte. Er wurde erzogen und einer der beredtesten Prediger seiner Zeit. Er pflegte einem Sekretär eine Predigt zu diktiren und sie dann zu halten, ohne sie überlesen zu haben; dies mußte er nur, wenn er nach Jahren die Rede zu wiederholen wünschte.

Conti und Calandrelli sind in den Annalen der Astronomie wohl bekannt durch die Regelmäßigkeit und Genauigkeit ihrer Beobachtungen in dem römischen Observatorium, die jährlich veröffentlicht werden, und durch andere schätzbare Beiträge zur mathematischen Wissenschaft in ihren höchsten Zweigen. Sie waren unzertrennliche Gefährten und die treuesten Freunde. Der erstere war noch der Professor, dessen Vorlesungen wir besuchten; der andere, ein gütiger Greis, hatte sich von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen. Eine noch bestehende Akademie oder Gesellschaft für praktische Wissenschaften, die der Professor Scarpellini errichtete und die ihren Sitz in dem Capitol hatte, ermuthigte Pius VII. zuerst, dann stattete er sie mit Privilegien und Einkünften aus. Dr. Morichini, welcher überdieß ein sehr tüchtiger Physiker war, war der Freund und oft der Mitarbeiter von Sir Humphry Davy, welcher viele Experimente an der Sapienza in Rom anstellte, mit der er innig verbunden war. Dr. Morichini war der erste, welcher die magnetische Kraft des violetten Strahls im Prisma entdeckte und anwandte.

Es wäre leicht noch mehrere große Gelehrte anzuführen, z. B. Settele, Richenbach, Bagnuzzi und die zahlreichen Professoren an der Universität; aber Namen, wie die des verstorbenen P. Vico und des noch lebenden P. Sacchi sind dem wissenschaftlichen Europa noch besser bekannt, um zu beweisen, daß Rom andern großen Städten an wissenschaftlichen Größen nicht nachsteht.

Die Regierung Pius VII. war ungeachtet ihrer Wechselfälle den Künsten höchst günstig. Was über die Sprache gesagt worden ist, läßt sich in gewissem Grade auch auf diese ausdehnen. Dem Zustande, in welchen sie hinabgesunken waren, konnte nur dadurch abgeholfen werden, daß man mit Herz und Sinn auf eine bessere, ja fehlerlose Periode zurückging. Und was konnte dieß für eine andere

sein als die klassische Kunst, die in der Sculptur allein den Ton angibt? Es gab in der That keine andere Schule. Die erste christliche, die der Pisaner, war selbst ein edles Streben, die Schönheiten der heidnischen Schule wieder zu beleben, aber sie vorher durch die Gefühle einer bessern Religion zu reinigen. Der starke Aufschwung, welchen die Kunst mit Michelangelo nahm, war das Werk eines in seiner Art einzigen Genius und ließ sich von Niemand, der unter ihm stand, ungestraft nachahmen. Die dazwischen liegende Periode bot weder hinreichende Muster dar, noch Grundsätze, die deutlich genug gewesen wären, um die Basis eines neuen Systems der Bildhauerkunst zu werden. Canova gebührt unstreitig der Ruhm, dieses einfachste Mittel der Kunst, um erhabene Ideen von Gottes edelstem irdischen Geschöpfe in dem Geiste des Wesens zu erwecken, auf das Er diese Würde übertrug, wieder belebt oder von dem niedrigen Zustande der Unnatürlichkeit, der Uebertreibung und der Gemeinheit in der Auffassung erhoben zu haben. Canova's Denkmal Clemens' XIV. setzte die Kunstwelt in Erstaunen, und seine Zurückkehr zu der einfachen Schönheit, zu der ruhigen Haltung, zu dem Faltenwurfe und der majestätischen Würde der antiken Kunstwerke machte ihn bald zum Haupte einer europäischen Schule. Wenn er in manchen Stücken von seinen Nachfolgern, z. B. von dem großen Dänen Thorwaldsen übertroffen worden ist, so darf man nie vergessen, daß kein Schritt auf der Bahn der Auszeichnung, nicht einmal der letzte zur Vollkommenheit, dem Schritte gleichkommt, den man macht, um von der gemeinen Versunkenheit zur gesunden Thätigkeit und zu einem wahren Prinzipe überzugehen, zumal wenn dieß denjenigen, welcher ihn macht, sogleich auf eine so hohe Stufe erhebt, daß er für vortreffliche Rivalen in der Kunst zum Ideale wird, und dieß war gewiß bei Canova der Fall.

Allein dieselben Prinzipien werden sich nicht wohl auf

die Malerei anwenden lassen. Abgesehen davon, daß uns weniges übergelassen ist, um uns zu zeigen, wie die Alten diesen Zweig der Kunst übten, haben wir noch eine andere eigene Periode, die uns alle praktische Belehrung mittheilt, die wir möglicher Weise verlangen können. Dafür aber stand in Europa eine kalte klassische Schule auf, deren Vorbild in Frankreich David und in Italien die Camuccini waren. Dieselbe suchte ihre Gegenstände in einer unreinen Mythologie oder im heidnischen Heroismus und ihre Formen in den bewegungslosen und streng genauen Marmorbildern der antiken Kunst. Eine rauhe, harte Färbung, grell und ohne Uebergänge, ohne Zartheit und Weichheit überzog die fehlerlosen Zeichnungen der Figuren, so daß der Karton oft mehr gefiel, als das vollendete Gemälde. Da sah man Reiter ihre schäumenden Rosse ohne Zügel lenken, und Soldaten mit unsichtbaren Schwertern, deren Griff ohne Klinge sie fest umfaßten, einander schwere Hiebe austheilen. Dies kam aber daher, weil die Alten die Reiter und die Kämpfer mit dem Meißel so darstellten, indem es schwierig war, sie in einem so zerbrechlichen Stoffe, wie der Marmor ist, mit einem schwanken Zügel oder einem gezogenen Schwerte zu versehen. Warum hätte nicht auch das Auge ohne eine Iris gelassen werden sollen? In der That befindet sich in dem Hospitale von St. Spirito zu Rom ein in Fresko gemalter Saal mit unzähligen Figuren, die alle ohne Augen dargestellt sind; allein dies war mehr die Laune oder die Bosheit des Künstlers, als die Folge seiner klassischen Richtung.

Diese letztere jedoch herrscht zu stark in Italien, wo zur selben Zeit jene herrliche deutsche Schule entsprungen ist, die zu München, Köln, Düsseldorf und Berlin so liebliche Werke geschaffen hat, und die dem Lande, das ihr den Ursprung gab, noch getreu, daselbst nicht nur mit köstlicher Anmuth Blüthen treibt, sondern allmählig ihren Saamen auf dem fruchtbaren Boden in ihrer Nähe ausstreut, und

die klassische Genauigkeit, die ihren eigenen Wurzeln Nahrung gab, mit christlicher Schönheit wieder vergilt.

Man muß anerkennen, daß solche Werke in der Malerei, wie sie unter dem Pontifikate Pius VII. in der Bibliothek oder dem Museum ausgeführt wurden, um die großen Ereignisse desselben zu verewigen, ihres Gegenstandes oder der italienischen Kunst wenig würdig sind.

Die Erwähnung dieser Sitze der Gelehrsamkeit und Kunst bringt mich auf eine kurze Bemerkung. Es ist beinahe etwas, was sich von selbst versteht, daß jeder Papst die Schätze des Vatikan sowol was die Wissenschaft, als was die Kunst betrifft, bereichert. In den früheren Jahren seines Pontifikats war Pius bereits in den Fußstapfen seiner erlauchten Vorfahren gewandelt. Das Museum Pio-Clementino, welches seine zwei unmittelbaren Vorgänger gestiftet hatten, schien ihm wenig Hoffnung zu lassen, es zu übertreffen. Die Pracht seiner Hallen, die Mannigfaltigkeit seiner Sammlungen und die Schönheit von vielen seiner Sculpturen, fügten zu dem Glanze eines Palastes noch den Reichthum einer Gallerie. Die früheren Beiträge unsers Papstes waren einfach, aber höchst werthvoll. Die langen Gänge, die zu der vatikanischen Bibliothek führen, wurden von ihm mit Denkmälern zweiten Ranges angefüllt, mit Urnen, steinernen Begräbnißsäulen (cippi), Sarkophagen, Altären, Büsten und Statuen, worunter einige von großem Werthe, und die Mauern wurden mit Inschriften überzogen, indem sich auf der einen Seite christliche und auf der andern heidnische befinden.

Nichts kann passender sein, als dieser bescheidene Eingang, der mit jedem Schritte an Interesse und Werth zunimmt, und zu den aneinander gereihten Tempeln jener Akropolis oder jenes Capitols der Kunst führt. Man geht einen Gang entlang, welcher auf der einen Seite mit den stattlichen und gereiften oder schon dem Verfalle entgegen

eilenden Denkmälern der heidnischen Herrschaft geschmückt ist, und auf der andern mit den jugendlich und kräftig heranwachsenden Monumenten der frühesten christlichen Kultur. Hier stehen sie einander gegenüber wie in feindlicher Schlachtordnung und im Begriffe, einen Kampf zu beginnen, der schon lange ausgefochten und gewonnen ist. Zur Rechten kann man lobpreisende Grabschriften von Männern sehen, deren Familien im republikanischen Rom hervorragten, lange Inschriften, die Nerva's oder Trajan's Siege schildern und ihre Titel verewigen; dann kommen Widmungen an die Gottheiten, Ankündigungen der Feste oder Jahrmärkte ihnen zu Ehren, und eine endlose Reihe von Edikten, von Beschreibungen des Eigenthums, mochte es den Göttern geweiht sein oder Privaten gehören, und Grabmonumente. Der große Geschäftskreis eines mächtigen, damals noch blühenden Reiches in militärischer, administrativer, religiöser und socialer Hinsicht steht auf jener Wand verzeichnet. Was kann jemals ihren Platz einnehmen? Zeigt ja die äußere Form selbst ihre Dauerhaftigkeit und hohe Civilisation. Diese verschiedenen Inschriften sind mit aller Eleganz ausgeführt, wie es nur der Meißel eines in seiner Kunst ausgezeichneten Steinmetzen vermochte, in schnurgeraden Linien und mit kühnen Unzialbuchstaben, hie und da mit Zierrathen oder Reliefs, die den Bildhauer verrathen, auf Blöcken oder Tafeln von kostbarem Marmor, mit einer Zierlichkeit des Ausdrucks, die den Neid des Gelehrten erregt.

Gegenüber diesen kaiserlichen Denkmälern ist eine Menge unregelmäßiger, zerbrochener Marmorfragmente aufgestellt, die augenscheinlich da und dort aufgelesen wurden, und auf welche in rohem Latein und mit ungenauer Orthographie kurze und einfache Bemerkungen, nicht über im Leben ausgeführte Thaten, sondern über Todesfälle und Begräbnisse eingekritzelt oder in krummen Linien eingemeißelt sind. Man findet da keine hochtönenden Titel, keine prahlerischen An-

sprüche. Diese Inschrift ist einer „lieben Gattin" gewidmet, jene „einem unschuldigen Kinde," eine dritte einem wohlverdienten Freunde." Wenn die andere Seite Siege verewigt, so spricht diese nur von Verlusten; wenn jene laut den Krieg verkündigt, so flüstert diese nur sanften Frieden; wenn jene mit Kriegstrophäen geschmückt ist, so zeigt diese Geißeln und Zangen; die eine mag vielleicht der Adler überragen, der sich in die Luft schwingt, die andere ist mit der Taube gekrönt, welche den Oelzweig trägt.

Hier stehen sich die beiden einander widerstreitenden Geschlechter, die sich in ihren Monumenten aussprechen, gegenüber wie die Frontlinien von zwei kampfgerüsteten Heeren, die im Begriffe sind, eine ernste und entscheidende Schlacht zu liefern: Die Starken, die auf und über der Erde lebten und ihre Nebenbuhler unter dieselbe hinabdrückten, dann ruhig und sicher schliefen, wie Jupiter über den begrabenen Titanen; und die Schwachen und Verachteten, die in Erdhöhlen lebten, die sich ihre langen und tiefen Minen gruben und ihre Todten darin aufbewahrten, beinahe unter den Palästen, von welchen die Dekrete zu ihrer Vernichtung ausgingen, und unter den Amphitheatern, zu welchen sie aus ihren Höhlen geschleppt wurden, um mit den wilden Thieren zu kämpfen. Endlich wurden die Minen gesprengt, das Heidenthum wankte und fiel wie Dagon krachend auf seinem eigenen Pflaster zusammen. Und durch die Risse und Klüfte stiegen aus ihrer unterirdischen Verborgenheit die Basiliken empor, welche in jenen Tiefen unsichtbar in Sandformen entworfen worden waren; Altar und Gitterchor, Dach und Pflaster, die Taufkapelle und der bischöfliche Stuhl erhoben sich nun in Ziegelstein oder in Marmor, in Holz oder in Bronze, während sie unten aus zerreiblichem Sandsteine bestanden hatten. Ein neues Reich, neue Gesetze, eine neue Civilisation, eine neue Kunst, eine neue Wissenschaft, eine neue Moral bedeckten den Raum,

welchen die Denkmäler eingenommen hatten, zu welchen die Inschriften gegenüber gehörten.

Es war eine Gnade für das Christenthum, daß die Vorsehung die Zerstörung des frühern Zustandes nicht zuließ und in ihrer eigenen Hand behielt. Die Denkmäler des Heidenthums zu erhalten, wäre unmöglich gewesen. Was hätten Christen mit Thronen, Amphitheatern und mit ihren schändlichen Darstellungen anfangen können? Aber ihre gänzliche Zerstörung hätte man eine Barbarei genannt. „So errichtete Gott ein Panier den Völkern in der Ferne, und lockte sie herbei von den Enden der Erde, und siehe, eilends und schnell kamen sie herbei." *) „Wasser kamen heran von Mitternacht, und wurden wie ein überströmender Fluß und bedeckten das Land und was darin war, die Städte und die darin wohnten." **)

Die Heuschreckenschwärme, die nacheinander über Italien hinrauschten, hatten keinen andern Instinkt, der sie leitete, als die barbarische Gesinnung, die plündert, wornach sie gelüstet und zerstört, was sie verachtet. Selbst nachher, als die Denkmäler des Heidenthums zerstört worden waren, „zischte der Herr der Fliege, die am Ausfluß der Ströme Aegyptens war, und der Biene im Lande Assur, und sie kamen und lagerten sich alle an den Bächen der Thäler und in den Klüften der Felsen." ***) Denn die Saracenischen Plünderungszüge im achten Jahrhunderte verwüsteten die auf der Oberfläche liegenden christlichen Denkmäler und führten endlich die Beraubung der Katakomben herbei.

Die Kirche hat die zerstreuten Fragmente und Ruinen in Folge beider Invasionen aus dem Norden und aus dem Osten in ihre mütterliche Obhut genommen, und hier sind sie gesondert aufgestellt, aber doch vereinigt und in Frieden. So wird man auf jene noch höhere Thatsache vorbereitet,

*) Is. 5, 26. **) Jer. 47, 2. ***) Is. 7, 18.

daß die Kirche weder gothisch noch vandalisch ist, was in jenen köstlichen Hallen und anmuthigen Kabinetten klar vor Augen liegt, in welchen die Päpste, deren Namen sie tragen, nacheinander die Schätze und Edelsteine der antiken Kunst auf würdige und herrliche Weise aufbewahrten.

Nach seiner Restauration setzte Pius VII. sein unterbrochenes Werk fort. Man erzählt von Fray Luis de Leon, dem ausgezeichneten spanischen Professor, daß sein Hörsaal gedrängt voll war, um, wie man hoffte, die mit Entrüstung erfüllte Rechtfertigung seiner selbst zu hören, nachdem er fünf Jahre lang durch feindliche Intriguen von seinem Lehrstuhle suspendirt gewesen und endlich im Triumphe wieder auf denselben eingesetzt worden war. Wenn seine Zuhörer sich in ihrer Erwartung täuschten, so wurden sie ohne Zweifel erbaut, als sie ihn ruhig anfangen hörten mit den Worten: „Heri dicebamus“ (in der gestrigen Vorlesung sagten wir) und als er mit dem Gegenstande seiner letzten Lektion fortfuhr. Gerade mit einer solchen Heiterkeit nahm der gütige Papst die Werke seiner glorreichen Regierung wieder auf, „ibi manum apposuit, ubi opus desierat.“ Die Gallerie, die insbesondere seinen Namen trägt und den großen Belvederehof des Vatikan durchschneidet, ist einer der schönsten Theile des Museums. Es scheint in der That wunderbar, wie ein solches Gebäude in so kurzer Zeit errichtet, reich verziert und mit Meisterstücken der Kunst angefüllt werden konnte. Ich weiß noch recht wohl, daß es noch in der Hand des Mauerers war; Backsteinmauern erhoben sich mitten unter einem Walde von Gerüststangen; dennoch erlebte es der Papst, dasselbe in aller seiner Schönheit vollendet zu sehen. Der Architekt, wenn ich mich recht erinnere, war nicht so glücklich. Es war ein junger, hoffnungsvoller Mann mit dem deutschen Namen Stern. Ich kann mich noch entsinnen, ihn zu Monte Compatri auf den tuskulanischen Hügeln besucht zu haben, als er durch eine

gewaltige Geschwulst an der Schulter entstellt war in Folge eines Falles, der ihn bald darauf frühzeitig in's Grab brachte.

Die Bibliothek bereicherte Pius bedeutend nicht bloß mit Manuskripten, sondern mit vielen tausend gedruckten Bänden. Unter diesen befand sich eine prächtige Sammlung von Büchern und biblischen Werken. Das Pantheon war lange zu Rom gewesen, was Santa Croce zu Florenz und die Westminsterabtei einst für uns zu sein pflegte, — das Mausoleum großer Männer. Die Büsten ausgezeichneter Italiener waren rings an den Wänden aufgestellt und gaben der Kirche ein profanes Aussehen. Auf Befehl des Papstes wurde im Capitol eine neue Gallerie eingerichtet unter dem Namen „Protomotheca“ und im Jahre 1820 wurden in einer Nacht alle Büsten aus dem Pantheon entfernt und dorthin gebracht.

Es ist jedoch sogar ein noch größerer Ruhm von Pius Regierung, daß er jene Reihe von Ausgrabungen in der Nähe alter Denkmäler anfing, die bis auf den heutigen Tag fortgesetzt wurden und für gediegene antiquarische Kenntnisse mehr thaten, als alles frühere Studium. Die früheren Ausgrabungen unternahm man hauptsächlich in der Absicht, um Kunstwerke zu erlangen, und sie wurden fast eben so schnell wieder aufgefüllt, als gemacht. Aber im Jahre 1807 wurde der Triumphbogen des Septimius Severus von allem Schutte gereinigt, und ein offener Raum rings um denselben gelassen. Derselbe war, wie man aus den Holzschnitten Piranesi's ersehen kann (derselbe ist hier nicht der lügende Piranesi, wie Försyth ihn nennt), mehr als zur Hälfte im Boden begraben gewesen. Ein ungeheurer Strebepfeiler wurde ferner dem Colosseum angebaut, um zu verhindern, daß nicht ein großer Theil seiner äußern Mauer einfiel. Die Ausgrabung und Restauration alter Monumente wurde von den französischen Behörden unter

dem Kaiserreiche fortgesetzt und zwar oft mit einer zu kecken Hand; denn man zerstörte oder entweihte Kirchen, um heidnische Gebäude zu entdecken oder wieder herzustellen.*) Nach der Restauration wurde das Werk mit größerem Nachdrucke wieder aufgenommen. Die Archäologen sahen sich wunderbar enttäuscht, als eine Säule, die in der Mitte des Forums stand, und der eigentliche Knotenpunkt von Systemen gewesen war, bei der Ausgrabung auf ihrem Piedestale eine Inschrift des Phocas zeigte, eines Monarchen, der ganz und gar nicht in die klassische Gesellschaft gehört. Abgesehen jedoch von andern interessanten Restaurationen macht die von dem Bogen des Titus, der für die Erhaltung alter Gebäude niedergesetzten Kommission die

---

*) Ich erinnere mich, in Dr. Heber's „Journal" gelesen zu haben, daß ein armenischer Priester bei ihm eingesprochen hatte. Es war ein starker, kräftiger Mann mit einer Stentorstimme, welcher um einen Beitrag bat zur Wiederherstellung der Kirche, die seiner Nation und seinem Orden in Rom gehört. Es ist dies Santa Maria Egiziaca, vor Alters der Tempel der Fortuna Virilis. Der anglikanische Prälat wies ihn ab; denn, sagte er, er habe nie gehört, daß die Franzosen alte Denkmäler beschädigten, und so glaube er auch nicht an seine Geschichte. Der Armenier und der Engländer sahen die Sache von entgegengesetzten Gesichtspunkten an. Der erstere betrachtete die Abtragung neuerer Anbauten und die Wiederherstellung seiner Kirche zu heidnischen Formen als eine Spoliation und als ein Unrecht; der letztere sah dies wahrscheinlich als etwas Gutes an. Er hatte Recht anzunehmen, daß die Franzosen einen heidnischen Tempel nicht zerstören würden, aber nicht zu glauben, daß sie eine Kirche schonen würden. Als ein seltsames Zusammentreffen möchte ich erwähnen, daß ich, gerade nachdem ich diese Stelle als sie im Drucke herauskam, gelesen hatte, eine sehr laute Stimme in meinem Vorzimmer hörte, wie Dr. Heber eine in dem seinigen gehört hatte. Ich dachte gleich, es könnte der Armenier sein und so war es. Er war erstaunt und erfreut, sich über seinen Besuch zu Calkutta befragt zu hören. Er bestätigte die Thatsachen, meinte aber, der Bischof habe ihn sehr schäbig behandelt.

größte Ehre. Dieses nicht bloß schöne, sondern kostbare Denkmal hatte die Familie Frangipani zum Kern einer häßlichen, mit Thürmen versehenen Burg gemacht. Ihr Mauerwerk jedoch umfaßte den marmornen Bogen und hielt ihn eben so gut zusammen, wie es auf ihn drückte, so daß, wenn man ihn von den rohen Strebemauern befreite, zu fürchten war, er möchte zusammenstürzen, und er mußte zuerst gut gestützt und mit Klammern tüchtig umbunden werden, ein Verfahren, in welchem die römischen Architekten unübertrefflich sind. In diesem Zustande erinnere ich mich, den Bogen des Titus zuerst gesehen zu haben. Der siebenarmige Leuchter, der Tisch, die Trompeten und andere Beute aus dem Tempel, welche Reland in einer kleinen gelehrten Abhandlung so gut beschrieben hat, um die Wahrheit der heiligen Schrift aus Denkmälern mittelbar zu beweisen, waren großentheils unsichtbar hinter dem hölzernen Fachwerke, welches auch das schöne Relief der Apotheose in dem Schlußsteine dem Anblicke vollkommen verbarg. Das einfache Mittel wurde von dem Architekten Stern gewählt, den Bogen in Stein vollends auszuführen; denn seine Seitenwände waren entfernt worden. So wurde der Bogen in einen festen Ueberbau gleichsam eingeschachtelt, welcher alle Linien seiner Architektur und seiner Proportionen zu dem verstümmelten Centrum beibehielt, und auf diese Art war er nicht nur vollständig gesichert, sondern er wurde auch beinahe in seiner ursprünglichen Schönheit wiederhergestellt.

10. Kapitel.

Das Räuberwesen.

Man könnte mir den Vorwurf machen, eine der lebendigsten, wiewol peinlichsten Erinnerungen aus meiner Jugend übergangen zu haben, wenn in diesen Blättern nichts über

einen Gegenstand erschiene, welcher zur Zeit, die uns beschäftigt, Eindrücke hervorbrachte, die sich nicht leicht aus dem Gedächtnisse verwischen lassen. Von Einigen, die sich noch an jene Zeiten erinnern, mag er allerdings als ein Schandfleck derselben angesehen werden, und als ein Beweis von Schwäche des Regenten und seines Ministers. Freilich waren zu keiner Zeit die Räuber kecker oder ihre Greuelthaten schrecklicher, als nach der Wiederherstellung der päpstlichen Regierung, und doch wäre es höchst ungerecht, den Fehler auf sie zu schieben.

Wir wollen mit der Bemerkung beginnen, daß Niemand die französische Regierung, die jenem Ereignisse voranging, jemals der Schwäche oder einer falschen Nachsicht beschuldigt hat. Im Gegentheile, das Gesetzbuch zur Unterdrückung dieses Unfugs war wahrhaft drakonisch, und wurde rücksichtslos ausgeführt. Die geringste Begünstigung oder Unterstützung der Räuber war nach summarischem Urtheile der Tod. Wenn man bei einem Hirten, welcher in den Einöden der Berge eine Heerde hütete, einen geringen Vorrath von Lebensmitteln fand, so wurde er mit dem Tode bestraft. Daher sah man mit Männern, die sie in die Fallstricke des Gesetzes verwickelten, Knaben hingerichtet, welche an dem Verbrechen des Straßenraubes so unschuldig waren, wie ein neugebornes Kind, wie dem Schreiber dieser Zeilen ihre Begleiter auf das Schaffot versicherten. Daher kamen die armen Schäfer oft in eine fürchterliche Verlegenheit; wenn sie die Banditen sahen und sie nicht angaben, so litten sie als Begünstiger und Mitschuldige derselben die Strafe; brachten sie die Streifpatrouille auf ihre Spur, so liefen sie Gefahr, ermordet zu werden. Manchmal wurde ein grausameres Auskunftsmittel gewählt. Viele aus jener Zeit werden sich noch an einen armen Bauernknaben erinnern, welcher in Rom Almosen zu betteln pflegte, und dessen Zunge auf barbarische Weise an der Wurzel ausgeschnitten

worden war, damit er der Polizei den Weg nicht verrathen könnte, den eine Räuberbande eingeschlagen hatte.

Wenn die ungemeine Schärfe der französischen Gesetze und die unaufhörlichen Streifzüge gutdisciplinirter Truppen die eigenthümliche Form des Räuberwesens, die in Italien unter dem Namen „crassazione“ und „assassinio“ bekannt ist, nicht unterdrücken konnten, und dennoch der Regierung, welche diese Mittel ohne Erfolg anwandte, niemals Schwäche vorgeworfen wurde, warum sollte diejenige, die unmittelbar auf sie folgte, jenes Fehlers angeklagt werden? Gewiß konnten die Ursachen, die das Räuberwesen vorher unausrottbar machten, nach der Wiederherstellung der päpstlichen Regierung nicht aufgehört und sich vermindert haben. Der Druck eines militärischen Regimentes, das sich nicht einmal den Anschein gab, etwas Väterliches an sich haben zu wollen, hörte auf, und die mit Erfolg wirkende Armee, welche im ganzen Lande in Garnisonen zerstreut lag, wurde zurückgezogen. Es ließ sich nichts Anderes erwarten, als daß der gesetzlose Geist, der sich in Wäldern und hinter Felsenklippen verbarg, wieder um so kühner und mächtiger hervortreten werde. In der That, nicht bälder, als bis die Polizei und das Heer gründlich reorganisirt worden waren, wurde das Uebel durch sie vollständig unterdrückt. Dies geschah aber erst unter dem folgenden Pontifikate.

Der Kampf zwischen der Gesellschaft und der Gesetzlosigkeit unter so verschiedenen Umständen, und die Rückkehr der letztern zu offenem Kriege, nachdem sie wiederholt und wirksam unterdrückt worden war, weisen auf Ursachen hin, die dem Lande eigenthümlich sind, und deren Abwesenheit anderswo die Sicherheit begründet. Diese Ursachen werden sowol physische als moralische sein. Ein Gebirgsland z. B. wird Verbrechen von anderer Art ermuthigen, als sie in einem Lande wie das unsrige in Blüthe stehen. Eine Kette hoher Berge, zum Theil beinahe unzugänglich, nur von

tiefen und engen Schluchten durchzogen, von hereinhängenden Klippen beherrscht, während ein Staat auf der einen Seite an ihrem Fuße ist, und ein anderer Staat auf der andern, bildet eine Art von „Niemandsland“, und ist der Lieblingsaufenthalt von Leuten, die mit dem Gesetze zerfallen sind. Hat sich einmal eine kleine Gesellschaft gebildet unter einem waghalsigen Hauptmann, welcher vielleicht ein Volontär sein mag, mit einem Funken falscher Romantik in seinem Charakter, und welcher ein schimpfliches Vagabundenleben einem Leben ehrbarer Arbeit vorzieht, so schwillt sie bald zu einer Bande an, indem sich allmählig entsprungene oder in Freiheit gesetzte Verbrecher, Leute, die sich der verfolgenden Gerechtigkeit entziehen, oder blos träge, liederliche Menschen anschließen, die sich nach und nach an Blutthaten gewöhnen und in etwas einen militärischen Geist bekommen, durch den Schrecken, den sie einflößen. Dann suchen sie, wie Dick Turpin und andere unserer berüchtigten Straßenräuber, ihren kühnen Thaten einige Züge von hochherziger Ritterlichkeit, oder von feiner Schonung, oder sogar von wohlthätiger Gesinnung einzumischen, die ihnen die Sympathien der Nachbarn gewinnen, und sie in den Augen der Touristen als irrende Ritter erscheinen lassen. All' dies ist schlimm genug, denn es gibt ihren Kämpfen mit den Repräsentanten der Ordnung die Farbe einer ritterlichen Fehde, während es eigentlich nur der Kampf eines Missethäters mit den Dienern der Gerechtigkeit ist.

Aber noch schlimmer sind die Hindernisse, mit Erfolg gegen sie zu Feld zu ziehen, die aus ihrer günstigen Stellung hervorgehen. Von geheimen Theilhabern an der Beute, oder von schlechten Bundesgenossen gewarnt, hören sie oder hörten sie zur rechten Zeit von dem Anmarsche einer bewaffneten Macht gegen sie. Ihre eigenen Schildwachen auf der Spitze einer Felsenmauer oder auf dem Gipfel eines Baumes vortheilhaft postirt, gaben Kunde von der unmit-

telbaren Nähe der Gefahr. Ueberrumpelung war fast unmöglich, und ein Angriff, wo man durch Schluchten und dichtverwachsenes Buschwerk auf steile Gebirgskämme hinaufklettern mußte, hatte für reguläre Truppen aus der Ebene alle Nachtheile und Gefahren eines Guerillakampfes ohne seine Würde. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Betragen der Soldaten unerschrocken und eines bessern Schlachtfeldes würdig war, aber oft, wenn sie die Stellung der Räuberbande erstürmt hatten, sprang diese über die Gränzlinie eines andern Staates hinüber und spottete dort ihrer getäuschten Verfolger. Es erinnert dies in etwas an die Sicherheit, welche vor noch nicht langer Zeit Verbrecher und Gamins in London erlangten, wenn sie durch Temple-Bar hindurchkommen konnten, von wo aus sie mit heiterem Gesichte den Verfolger mit seinem weißen Abzeichen betrachteten, welcher überlistet auf der andern Seite stand. Erst nachdem zwischen Rom und Neapel einerseits, und zwischen Westminster und der City andererseits die Uebereinkunft getroffen worden war, daß die Polizei des Einen die Gränze des Andern überschreiten könnte, um gesetzliches Wild zu verfolgen, begannen die Räuber die Nachtheile davon zu spüren. Das Uebereinkommen zwischen den beiden italienischen Mächten fand im Jahre 1818 statt, erwies sich aber als unzureichend. Was nöthiger war und wozu man später seine Zuflucht nehmen mußte, war das gleichzeitige Zusammenwirken von beiden Seiten, eine Art von Tigerjagd, wo das ganze Gebüsche mit Netzen rings umstellt, und das Wild eingeschlossen wird, so daß keine Verfolgung nothwenwendig ist, weil an Flucht nicht gedacht werden kann.

Wenn der Leser sein Gedächtniß an den Heldenthaten der Banditen jener Zeit erfrischen und ihr Thun und Treiben und ihre ganze Lebensweise sich zurückrufen will, so darf er nur Washington Irvings Erzählungen eines Reisenden in die Hand nehmen, wo er im dritten Theile unter

seinen Räubergeschichten „das Abenteuer eines Malers" gibt. In seiner Vorrede sagt er, daß das Abenteuer des jungen Malers unter den Banditen fast ganz dem Manuskripte einer wahren Erzählung entnommen sei. Es ist richtig, aber erstaunt und unangenehm berührt fühlte sich der arme französische Künstler, als er erfuhr, das Manuskript, welches er seinen Freunden ohne Anstand zu leihen pflegte, sei ohne seine Erlaubniß oder sein Wissen von einem gewissen Wassinton, wie er seinen literarischen Piraten nannte, übersetzt und der Oeffentlichkeit übergeben worden. Der Schreiber dieser Zeilen hatte die Erzählung als eine Dichtung des unterhaltenden amerikanischen Touristen gelesen; denn wer glaubt, was in Vorreden von Manuskripten berichtet wird, ob sie in dem ledernen Koffer eines Cura oder in Old-Mortality's Reisesack, oder in Meister Humphrey's Wanduhr, oder sonst wo gefunden wurden? Es lag allerdings ein Widerspruch darin, es das Abenteuer eines jungen Malers zu nennen, wenn der Verfasser seine Kaltblütigkeit und seinen heitern Sinn unter den Räubern dem Umstande zuschrieb, daß er während der letzten Revolution, d. h. zu Ende des verflossenen Jahrhunderts, in einer harten Schule erzogen worden sei." Darüber könnte man leicht hinweggehen, aber es war für den Künstler Chatillon nur zu wahr, daß er den Uebergang in den Bereich „der jämmerlichen und schlotternden Pantalons" gemacht hatte, als er, wie er schreibt, im Jahre 1818 aus der Villa Ruffinella von Räubern entführt wurde, die ihn für den Besitzer derselben, Prinz Lucian Bonaparte, hielten. Die Bande hatte den Kaplan ergriffen, als er vor Tische in den benachbarten Wäldern herumstrich, und ihn bei sich behalten, bis es dunkel wurde, dann zwangen sie ihn, ihren Führer nach dem Hause zu machen.

Chatillon lieh sein Manuskript unter andern Nachbarn auch uns aus dem englischen Kolleg, und ich glaube, wir

waren die ersten, die es entdeckten und ihn benachrichtigten, daß es bereits englisch herausgegeben worden sei, mit solchen Abänderungen, welche die Erzählung unglaubbar machten, aber mit einem solchen Zauber der Darstellung, der dem Originale, im Falle es gedruckt würde, keine Aussicht auf Erfolg ließe. Einige Jahre nach seinem Abenteuer wurde Chatillon ein Hausbewohner der Familie des Lord Shrewsbury, wo er viele Portraite von Freunden malte, Abriße, keine eigentlichen Gemälde, und wer jenes traurige Buch, das unlängst herauskam, den Katalog von Alton Towers liest, wird den Namen des jungen Malers Chatillon einigen sehr mittelmäßigen Kunstwerken angehängt finden.

Washington Irwing spielt auf die Entführung der von ihm sogenannten „Schule von Terracina" an. In der That wurde in das bischöfliche Seminar, das außerhalb der Stadt lag, einst in der Nacht eingebrochen, und man führte alle seine Inwohner hinweg, — die Superioren, Präfekten, Schüler und Diener. Auf dem Wege wurden sie von einem einzelnen Dragoner, Namens Ercoli oder Ercolani, unerschrocken angegriffen, welcher sein Leben in dem ungleichen Kampfe verlor. Allein dieser Umstand machte es einigen möglich, zu entwischen und Lärm zu schlagen, andere machten sich davon, die Schwachen wurden entlassen, bis man endlich nur einige Knaben aus den besten Familien in der Nachbarschaft in den Bergschluchten zurückbehielt. Briefe wurden an ihre Familien geschickt, worin man für ihre Auslösung große Summen Geldes verlangte, und man ging auf die Forderung ein. Die Schildwachen der Räuber sahen die Ueberbringer derselben, während sie den Felsenpfad hinaufstiegen, für Soldaten an, und setzten die Truppe in Allarm, indem sie sagten, sie seien verrathen. Als die Verwandten der Gefangenen den Gipfel des Berges erreichten, fanden sie 2 oder 3 unschuldige Kinder an Bäume gebun-

den mit durchschnittener Kehle und todt. Die Ueberlebenden wurden nach Rom gebracht, um dem gütigen und weichherzigen Pius ihre traurige Geschichte zu erzählen, und wohl erinnert sich noch der Verfasser an die armen Knaben, denen man ihre Schrecken noch ansah. Man behielt sie in Rom zurück.

Allein die Erinnerungen an jene Periode bringen mich noch auf ein anderes Ereigniß, das früher eintrat als dieses, und die Gefahren des Landlebens mehr persönlich fühlbar machte, selbst wenn man es in Gemeinschaft mit andern zubrachte. Es muß sich im Jahre 1820 zugetragen haben. Das englische Kolleg besitzt ein Landhaus mit köstlicher Lage in dem Dorfe Monte Porzio. Wie die meisten Dörfer in dem tuskulanischen Gebiete krönt dieses einen Hügel, der aussieht, wie wenn er von den untenliegenden Thälern von Menschenhand aufgeführt worden wäre, so rund, so ebenmäßig und schön gewölbt schwillt er empor, und so üppig ist er mit den drei Gaben bekleidet, „wodurch die Menschen reich werden," daß das Dorf mit seiner Kirche nicht auf einer Felsenspitze zu sitzen, sondern halb in den Schooß der Olivenbäume, der Reben und des wogenden Korns gesunken zu sein scheint, die bis an die Häuser hinanreichen. Während der Eingang und die Vorderseite dieser Villa nach den regelmäßigen Straßen des kleinen Fleckens gerichtet sind, steht die Gartenseite gerade auf dem Rande der Hügelspitze, und das Auge, nachdem es sich auf einmal in die Tiefen des Thales versenkt hat, in welchen ein schattiger Weg hinläuft, steigt eine sanfte Anhöhe hinan, mit Reben und Oliven bekleidet, über welche sich ein Gürtel von stattlichen Kastanien hinzieht, die der Brodbaum des italienischen Bauern sind. Von da aus erhebt sich ein runder Felsendamm, der so trutzig und grimmig darein sieht, wie wenn er die Citadelle von Tusculum wäre, was er

auch war. Vorn auf seiner Felsenwand haben die englischen Studenten ein gewaltiges Kreuz aufgepflanzt.

Dies ist die Aussicht, die sich unmittelbar gegenüber dem Auge darbietet, wenn man sich über die niedere Brüstung der Mauer des englischen Gartens lehnt. Die Schönheiten zur Rechten und Linken gehören jetzt nicht hierher. Gerade nun an der Stelle, wo die Weinberge an den Wald grenzen, hat sich, wie um beiden eine Zierath zu verleihen, ein Ort warm gebettet, den man für ein sehr nettes und regelmäßiges Dörflein halten könnte. Eine Reihe von Häusern, die in gleicher Entfernung von einander und symmetrisch gebaut und durch eine fortlaufende Rasenmauer mit einander verbunden sind, und eine Kirche mit ihren Thürmen in der Mitte — alles von blendend weißer Farbe, läßt keinen andern Gedanken aufkommen. Das Auge könnte Einen allerdings täuschen, aber nicht so das Ohr. Es ist eine Glocke da, die keinen Schlummer kennt. Der Bauer hört sie, wenn er bei Tagesanbruch aufsteht, um an seine frühe Arbeit zu gehen, der Winzer kann den Tag über jede Pause der Erholung nach ihren regelmäßigen Tönen einrichten, der Reiter, welcher Abends heimkehrt, entblößt sein Haupt, wenn sie die Töne des Ave in die Ferne trägt, und der Maulthiertreiber, der Wein nach Rom führt, und auf dem ersten seiner Koppel von Maulthieren sitzend seine Lieder singt, ist froh, um Mitternacht ihren feierlichen Schall zu vernehmen, der sich mit dem Geklingel ihrer eintönigen Glöckchen vermischt. Solch' einem unaufhörlichen Rufe zum Gebet und Lobe Gottes kann nicht von Mönchen noch von Ordensbrüdern, sondern nur von Einsiedlern entsprochen werden. Und solchen gehört auch dieser liebliche Aufenthalt. Kommt man näher, so sieht man, daß der Anblick aus der Ferne nicht täuschte. Der Ort ist so nett, so regelmäßig, so reinlich und ruhig wie er aussieht. Es ist wirklich ein Dorf in Straßen abgetheilt, und in jeder derselben sind Reihen

von Häusern symmetrisch angelegt. Ein kleines Wohnzimmer, eine Zelle zum Schlafen, eine vollständig ausgestattete Kapelle im Falle der Krankheit, und eine Holz- und Rumpelkammer machen die Wohnung aus.

An dieser liegt ein Garten, welchen der Bewohner derselben anbaut, aber nur für Blumen, wobei ihm ein reichlich fließender Brunnen zu Hilfe kommt. Während sie im Chore die Non singen, wird die einzige Mahlzeit des Tages in einen kleinen Schieber innerhalb der Zellenthüre gestellt, damit Jeder da für sich allein sein Mahl zu sich nehme. An einigen großen Festen speisen sie zusammen, aber nicht einmal dem Papste werden bei seinen häufigen Besuchen Fleischspeisen vorgesetzt. Alles ist, wie schon bemerkt, außerordentlich reinlich, die Häuser, innen und aussen, die gut versehene Bibliothek, die Gemächer für die Fremden (denn Gastfreundschaft wird gerne geübt) und noch mehr, die Kirche, sind in dieser Hinsicht ohne Tadel. Und so ist es auch mit den ehrwürdigen Männern, die im Chore stehen, und deren edle Stimmen den herrlichen Psalmengesang der Kirche in langsamen, feierlichen Tönen erschallen lassen. Sie sind von Kopf bis zu den Füßen weiß gekleidet; ihr dickwollener Anzug fällt in weiten Falten herab, und das geschorene Haupt mit dem herabwallenden Barte, die ruhigen Züge, die niedergeschlagenen Augen, das oft ehrwürdige Aussehen machen Jeden zu einem so feierlich-ernsten Gemälde, wie Zurbaran je eines malte, aber ohne die strengen Züge, die er zuweilen seinen Einsiedlern beilegte. Sie gehen aus der Kirche um heimzukehren, Alle schweigend und ohne sich umzuschauen; aber der Gastmeister wird uns sagen, wer sie sind. Ich erinnere mich nur an einige. Dieser ist aus Turin gebürtig; er war General in Napoleons Heer, focht manche Schlachten mit und hing sein Schwert neben dem Altare auf, um dafür das Schwert des Geistes herabzulangen und den guten Kampf im Innern

zu kämpfen. Der nächste ist ein ausgezeichneter Musiker, welcher die Leerheit menschlichen Beifalls einsah, seine irdische Harfe bei Seite legte, und dafür „die Leier des Leviten“ nahm, um seine Accorde mit jenen der Engel zu vereinigen. Ein anderer kommt daher, „gekrümmt wie einer Brücke Bogen,“ wie Dante sagt, und auf einen jüngern Arm gestützt, wankt er vorwärts. Es ist ein Mann, der seine neunzig Jahre zählt, von denen, ein paar Jahre der Zerstreuung ausgenommen, siebzig in der Abgeschiedenheit von der Welt, aber in Frieden zugebracht wurden, denn er schlägt jede Erleichterung von seinen Pflichten aus. Dann folgt ein vierter; er gehört einer der edelsten römischen Familien an, zieht aber dennoch seine niedrige Hütte und sein Linsenmus dem Palaste und dem üppigen Mahle vor.

So war Camaldoli und so seine Bewohner, als ein Räuberhauptmann sie in die Berge zu entführen beschloß. Gärten, Wälder und Felder des Eremitendorfes waren alle von einer hohen Mauer umschlossen, ausgenommen an der Stelle, wo die Gärten in's Thal hinabschauten, das es von Monte Porzio trennte. Ueber eine dieser Mauern, die zur Absperrung von der Welt, nicht zur Vertheidigung dienen sollten, stieg der Wolf in die friedliche Heerde ein. Nacheinander wurden die nichts Arges vermuthenden Inwohner aus ihrem Schlummer geweckt zu unheiliger Matutin und sahen sich bald der Kirche gegenüber versammelt und von einer großen Bande von Bösewichtern umringt, die bis an die Zähne bewaffnet waren, und Flüche und Gotteslästerungen ausstießen, um die Stimme ihres Gewissens zu ersticken. Es war die Politik dieser Elenden, nicht einen einzigen dahinten zu lassen, der ihre That verrathen könnte, und alle erhielten Befehl aus dem Thore zu marschiren und den steilen Pfad nach Tuskulum einzuschlagen.

Gegenvorstellungen schienen vergebens; aber ein kernfester junger Bursche war da, ein Knecht der Meierei, der

nicht den Habit trug und leicht hätte entwischen können, aber nicht wollte. Er war von Kindheit an dagewesen und liebte die guten Eremiten, wie seine Eltern. Keck ließ er sich mit dem Raubgesindel in Wortwechsel ein; er verwies ihnen ihre Unthat, machte ihnen Vorwürfe und bestand darauf, daß die hochbetagten und die preßhaften zurückgelassen werden sollten; er traf so schnell als es die Zeit erlaubte, Anstalten, um Nahrungsmittel herbeizuschaffen, er tröstete und ermuthigte die furchtsameren und ging mit ihnen fort. Auf der Reise war er eine Hand für den Schwachen und ein Fuß für den Müden, und fürchtete sich nicht, den Freibeutern Vorwürfe zu machen.

Am andern Morgen schwieg die Frühglocke still; sie war die Uhr für die Nachbarschaft; daher das Stillschweigen von übler Vorbedeutung und unbequem; Stunde um Stunde verstrich; gab es keinen Chorgesang, kein heiliges Opfer, keinen Gottesdienst mehr zu Camaldoli? Man kann sich leicht den Schrecken und die Bestürzung vorstellen, die sich auf allen Seiten verbreitete, als die Kunde umlief von der gottlosen Entführung dieser harmlosen, hochgeachteten und überaus wohlthätigen Männer, deren Thüre nie ein Armer ungetröstet verließ, wie Jedermann wußte. Die Geschichte wurde bekannt durch die zwei oder drei, die man nothgedrungen zurücklassen mußte und durch jene, die nach und nach auf dem mehrtägigen Marsche entkamen oder heimkehren durften, weil sie die rasche Bewegung, die bald nöthig war, hinderten.

Für die wenigen, die man als Geißeln behielt, verlangte man ein großes Lösegeld und erwartete von der Regierung, daß sie es bezahlen werde. Dafür wurde eine starke Abtheilung Soldaten abgeschickt, welche die Räuber unvorbereitet überfielen; Salven wurden auf beiden Seiten abgefeuert und in dem Getümmel entkamen alle Ordensmänner bis auf einen. Eine Kugel hatte seinen Schenkel

zerschmettert und er lag hilflos am Boden. Aber die Räuber wurden geschlagen und er kam mit dem Leben davon. Er gehörte der edlen Familie Altemps an, deren Palast, der Kirche von S. Apollinaris gegenüber, von Balthasar Peruzzi in der Zeichnung entworfen oder ausgeschmückt wurde und ein Gemach enthält, das seit der Zeit, als der heilige Karl Borromäus es einnahm, unberührt geblieben ist. Nach diesem Familiensitze wurde er gebracht und dort lange Zeit gepflegt, bis er endlich geheilt war. Man bot ihm die Erlaubniß an, sich von dem klösterlichen Leben zurückzuziehen und als Priester in der Welt zu bleiben, aber er lehnte es ab und kehrte zurück, wiewol nach einem andern Camaldoli.

Für das Auge und für das Ohr erfuhr unsere tuskulanische Einsiedelei eine Veränderung. Die Heerde erforderte eine bessere Bewachung. Die niedrigen Mauern zwischen dem Garten auf unserer Seite wurden zu einer furchtbaren Höhe hinaufgeführt und mit Reihen von Schießscharten versehen, so daß sie durch die Feuerwaffen von weltlichen Dienern vertheidigt werden konnten. Die schöne Aussicht auf das Thal und auf die jenseitige Campagna wurde den Bewohnern der äußersten Häuser verschlossen; das Bischen Himmel über ihrem Garten war nun alles, was ihnen übrig blieb. Während wir diese Veränderung sehen konnten, konnten wir eine andere hören. Das tiefe Gebell gewaltiger wilder Hunde hallte durch die Nacht, unermüdlicher als die Glocke. Den Tag über legte man sie an die Kette, bei Nacht aber wurden sie losgelassen und wehe demjenigen, der es gewagt hätte, sich ihnen zu nähern ohne die Kutte der Camaldolenser zu tragen. Es war das einzige, was sie respektirten. Der getreue Diener legte sie an, und oft habe ich ihn gesehen, und mit ihm von seinem Räuberabenteuer gesprochen, während er als ein erbaulicher Laienbruder das Amt eines Pförtners verwaltete.

Man kann sich leicht denken, wie dieser kecke Angriff

auf hochbejahrte und arme Ordensleute in einem kleineren Kreise von Klerikern einige Unbehaglichkeit erwecken mußte. Sie waren nur durch ein schmales Thal von ihnen geschieden, nahmen gegenüber eine entsprechende Oertlichkeit ein und standen überdieß in dem fatalen Rufe reich zu sein und einer Nation anzugehören von fabelhaften Reichthümern. Dieser Vorfall brachte allerdings den Gedanken an Gefahr nahe, aber ein anderer Vorfall hatte sie selbst näher gebracht. Am 16. Oktober 1819 als wir gerade zum erstenmale die Freuden des Landlebens auf unserm Landhause genossen, machten wir in beträchtlicher Anzahl den Ruinen von Tusculum unsern ersten Besuch. Unser würdiger Rektor war dabei und von der Gesellschaft war auch der Professor der Kirchengeschichte am römischen Kolleg, der spätere Kardinal Ostini. Wir befanden uns in der Vertiefung des kleinen römischen Theaters mitten in dem dichten Gesträuche und Buschwerke, das nun seine Sitze einnimmt, als plötzlich eine Partie höchst unerwarteter Akteure auf die Bühne trat. Ungefähr 18 oder 20 Mann erschienen, wie wenn sie aus einer geheimen Fallthüre oder aus einer Höhle im Walde, der uns umgab, plötzlich hervorgekommen wären. War es Absicht oder Zufall, sie schlossen uns ein und standen zugleich ober uns. Der Schrecken, der sich auf dem Gesichte des einen oder des andern aus unserer Gesellschaft malte, läßt sich nicht leicht vergessen, und wirklich war auch unsere Lage nicht die angenehmste. Die Männer hatten die meisten äußern Abzeichen, woran man die Banditen auf und außerhalb der Bühne erkennt: kegelförmige Hüte mit Falkenfedern geschmückt, kurze Jacken, Sandalen an den Füßen, buntfarbige Gürtel um den Leib und Karabiner, die sie nicht auf dem Rücken, sondern in der Hand trugen mit einem lustigen Behagen, das eine liebenswürdige Bereitwilligkeit zeigte, dieselben loszulassen. Jedermann suchte soweit als möglich wegzukommen; der Schreiber dieser Zeilen zog eine

zum Aerger stätige Cavalcatura*) durch die Büsche und blieb als der letzte zurück. „Seid ihr das englische Kolleg," fragte der Hauptmann mit trutzigem Gesichte? „Nein," schrie einer der Fremden in unserer Gesellschaft. Nun aber würde uns schon der Accent sogar Banditen verrathen haben, wenn man an Täuschung hätte denken können. „Ja," war die Antwort einer Stimme, die mehr aus der Nähe kam. Jede Erwiederung war im Munde des Sprechenden wahr. „Wie viele seid ihr?" „Zehn." Dies schien eine noch ominösere Frage. Aber die nächste Frage ließ kaum einen Raum für die Hoffnung übrig. „Habt ihr die bewaffnete Patrouille von Frascati irgendwo in der Nähe gesehen?" Ein gedämpftes „Nein" war die nothwendige Antwort. Darauf folgte eine Pause von einigen Augenblicken. „Sprecht höflich mit ihnen," sagte einer ziemlich in der Weise, die Morton anrieth, als er mit Claverhouse-Dragonern unterhandelte: „Sprecht höflich mit ihnen, meine Herren, sprecht höflich mit ihnen." Aber es war unnöthig. Die Pause wurde von dem Anführer unterbrochen, welcher ziemlich höflich seinen Buon giorno sagte und seine Truppe weiter führte. Der Schritt von dem Erhabenen des Schreckens zum Lächerlichen des Muthes erfolgte augenblicklich. Natürlich hatte sich keiner gefürchtet und Niemand sie für Räuber gehalten. Sie waren vermuthlich die Patrouille aus einem benachbarten Dorfe; denn jedes mußte seine jungen Leute bewaffnen und die benachbarten Wälder durchstreifen. Doch hatte man die Gelegenheit, die Gefühle kennen zu lernen, die in Einem aufsteigen, wenn man unter Räuber fällt mit wirklichen Feuerwaffen und eingebildeten trutzigen Blicken.

Wenn dieser Gegenstand unter den Erinnerungen einer denkwürdigen Zeit besonders hervorgehoben wurde, so geschah es, um den Wunsch zu zeigen, unpartheiisch zu sprechen

---

*) Ein Pferd oder Maulthier zum Reiten.

und keine Flecken zu verbergen. Daß von der Regierung eine ungemeine Energie entfaltet wurde, um dieselben auszulöschen, und daß man deßhalb große Opfer brachte, daran muß sich jeder erinnern, der an jene Zeit zurückdenkt. Das Kriegsgesetz herrschte in den unsichern Bezirken in dem Grade, daß die Hauptbanditen als Geächtete zum Tode verdammt wurden, und daß man ihr Urtheil mit ihrer Personalbeschreibung öffentlich bekannt machte, so daß nichts mehr nöthig war, wenn man sie gefangen nahm, als die Identität ihrer Person nachzuweisen und zum Vollzug des Urtheils zu schreiten. Dies geschah häufig, und der auf ihren Kopf gesetzte Preis brachte sie in die Hände der Gerechtigkeit, wenn sie aus ihren Schlupfwinkeln hervorkamen. Man machte sogar den Vorschlag, die Einwohner von Bezirken, die unheilbar schienen, in andere Gegenden zu versetzen. Solchen, die sich selbst überlieferten, wurde Straflosigkeit angeboten unter Bedingungen, die den Entlaßscheinen (tickets of leave) unserer Verbrecher etwas ähnlich sind,*) und man pflegte in Rom auf manche hinzudeuten, die nicht Banditen gewesen waren, damals aber ein friedliches Leben der Arbeit führten. Es war übrigens augenscheinlich ein moralisches Hinderniß im Wege, um dieses fürchterliche System eines gesetzlosen Lebens auszurotten. Es wird in Familien und ganzen Landstrichen zur Gewohnheit, wo man seine Schrecken, seine Gräuel und seine Ruchlosigkeit beinahe vergißt vor den auffallend kühnen Thaten, den sichern und ungeheuern Gewinnsten und den Fluchtunternehmungen, die es begleiten, wo sie oft um's Haar gefangen werden.

---

*) Die sogenannten tickets of leave-men sind abgeurtheilte Verbrecher, die gegen das Versprechen des Wohlverhaltens nach einiger Zeit aus dem Gefängnisse entlassen worden, und ein ticket of leave erhalten, um sich der Polizei gegenüber auszuweisen; sie sind aber häufig rückfällig. Anm. d. Uebers.

Heißes Blut führt leicht zu persönlicher Mißhandlung und ein einziges solches Verbrechen treibt den Thäter an, Straflosigkeit in einem Kriege gegen die Gesellschaft zu suchen, die ihn mit Recht strafen würde.

Lasset uns jedoch immer gerecht sein. Dieser große Fluch Italiens ist bei uns unmöglich; wir haben keine Apenninenkette, keine felsigen Wüsten, keine Gebirgswälder. Aber gewiß hat es hier bei uns unlängst noch genug schwarze und kaltblütig begangene Verbrechen gegeben, die sich bis zum Blutvergießen und zum rücksichtslosen Untergange von Tausenden steigerten, und die sich in Klassen eintheilen und auf sociale und örtliche Uebelstände zurückführen lassen, von welchen Italien ausgenommen ist.

Nur noch eine Bemerkung. Innerhalb der letzten paar Jahre ist wieder ein System, ähnlich jenem bereits geschilderten, in's Leben getreten, aber mehr in den nördlichen Provinzen. Wiederum ist es die Frucht einer Störung der öffentlichen Ordnung durch Revolution anstatt durch Krieg. Wieder ist sein Sitz ein Gränzbezirk, wo die gebirgige Gränzlinie zwischen Toskana und den päpstlichen Staaten hinführt, und wieder wird diese Folge eines abnormen Zustandes dem normalen zugeschrieben; den rechtmäßigen Souverän hält man für verantwortlich für die Uebel, die aus der Empörung gegen ihn entspringen, und jene, welche die Feder führen, um zur Revolution aufzureizen, berufen sich als ein Argument zu ihren Gunsten auf die Nothwendigkeit, einen Uebelstand zu unterdrücken, welchen die Revolution erzeugt hat.

11. Kapitel.

Schluß des Pontifikats Pius VII.

Der ehrwürdige Papst hatte beinahe das Alter des heiligen Petrus erreicht, das noch keiner seiner Nachfolger

erlangt hat, obwol in den Herzen mancher aus uns die Hoffnung aufrichtig ist, daß der Zauber mit dem achten Pius gebrochen sein möchte. Vierundzwanzig Jahre sind so der bestimmte Termin, gleichsam die Grenze, die keiner zu überschreiten hoffen darf, und Pius VII. hatte das Glück, weit in sein 23. Jahr vorangeschritten zu sein. Der 6. Juli war der 14. Jahrestag seiner Gefangennehmung in dem Palaste des Quirinal durch den General Radet. An jenem Tage im Jahre 1823 an demselben Platze war der bejahrte Papst ungefähr um 6 Uhr Abends allein. Er stand von seinem Stuhle auf, und während er sich mit der einen Hand auf den Schreibtisch vor ihm lehnte, suchte er mit der andern nach einer Schnur, die ringsum um sein Zimmer herumlief. Er verfehlte sie, sein Fuß glitschte aus und er fiel. Er schrie um Hilfe, seine Diener stürzten herein und legten ihn auf's Bett. Er klagte über heftige Schmerzen in der linken Seite und die alsbald herbeigerufenen Wundärzte fanden, daß der Hals des Hüftbeins gebrochen war, — gerade das Unglück, das unlängst den alten Radetzky befallen hat.

Acht Tage lang wurde der Papst in Unwissenheit über seinen bedenklichen Zustand gehalten. Als man ihn davon benachrichtigte, nahm er die Kunde mit der nämlichen Heiterkeit und Seelenstärke auf, die ihn in seinem vielbewegten Leben ausgezeichnet hatte. Er lebte noch 6 Wochen, für ganz Rom der Gegenstand der liebevollsten Theilnahme. Eine Person, die mit unserm Kolleg auf's innigste verbunden war, war im Haushalte des Papstes angestellt und brachte uns täglich Nachricht über jede Veränderung in seinem Befinden. Während man sich in diesem Zustande ängstlicher Erwartung befand, wurde eines Morgens ganz Rom durch eine Neuigkeit in Schrecken gesetzt, die so herzbetrübend war und zu dem erhabenen Patienten in so natürlicher Beziehung stand, daß man sie in alten Zeiten für

ein Vorzeichen angesehen haben würde, ebenso gut und noch mehr als eine Statue, die auf dem Forum Blut schwitzte oder ein Opferthier, das im Tempel sprach. Es ging das Gerücht, die große Basilika von St. Paul jenseits der Mauern sei niedergebrannt und bereits nur ein Haufen rauchender Trümmer.

Es war nur zu wahr, obwol die Möglichkeit kaum begreiflich schien. Die Mauern bestanden aus massiven Backsteinen, das Pflaster aus zusammengefügten Stücken von antiken, mit Inschriften versehenen Marmorplatten, die Pfeiler in der mittleren Halle aus herrlichem phrygischem Marmor und aus geringerem Marmor in den Seitengängen; denn es war eine Kirche mit fünf Schiffen. Nie waren zu irgend einer Zeit Kaminröhren oder Feuer da, wenn man die Hundstage nicht als solches rechnen will. Wie Achilles haben diese alten Kirchen ihren einzigen verwundbaren Punkt, obwol seine Lage die umgekehrte ist. Das offene Dachwerk aus Cedernholz, ausgedorrt und wie ausgeglühte Kohlen versengt, Jahrhunderte lang unter einem dürftigen Ziegeldach einer brennenden Sonne ausgesetzt, bietet für die zerstörende Lust eines einzigen Funken eine widerstandslose Beute. Es war die gewöhnliche Geschichte: Bleidecker hatten auf jenem Dache gearbeitet uud eine Kohlenpfanne auf einem der Balken stehen lassen. Alle möglichen Gerüchte wurden jedoch in Umlauf gebracht und geglaubt. Man theilte sich im Vertrauen mit, es sei das Werk von Brandstiftern und der Anfang der Ausführung eines abscheulichen Planes, die heiligen Denkmäler Roms zu zerstören.

Erst am Nachmittag erlaubten entweder die Hitze der Jahreszeit oder die Tagsgeschäfte weit über die Thore hinauszugehen, wiewol die traurige Nachricht schon bei Sonnenaufgang in jeden Winkel der Stadt gedrungen war. Es war in der That ein betrübendes Schauspiel. Die wankenden äußern Mauern waren alles, was man sogar aus

einer ziemlich großen Entfernung sehen durfte; denn man konnte unmöglich wissen, wie lange sie noch stehen würden. Es wurde daher ringsum ein Platz frei gehalten, auf welchem die gewandte und unerschrockene Feuerwehr — ein bewunderungswürdig organisirtes Corps — alle ihre Hilfsmittel anwandte, um zu verhindern, daß die Flammen nicht aus den rauchenden Trümmern hervorbrachen. Unter andern war der enthusiastische Advokat Fea anwesend, welcher vor Kummer beinahe den Verstand verlor. Er war nicht blos ein gelehrter Kenner aller Sculpturen und Inschriften, sondern auch in der Kirchengeschichte wohl bewandert und ihre Denkmäler lagen ihm sehr am Herzen. Die St. Paulskirche war eines der ehrwürdigsten und kostbarsten derselben. Schon die verlassene Lage des gewaltigen Baues, der sich in einsamer Größe an den Ufern der Tiber erhob, gab ihm einen besonderen Werth. Während die Kirche in vollkommen gutem Stande erhalten worden war, war wenig oder nichts geschehen, um ihr ein modernes Aussehen zu geben und ihre ursprüngliche Form und Ornamente zu ändern, wenn wir den spätern Anbau einiger modernen Kapellen oberhalb des Transeptes ausnehmen. Sie stand nackt und fast roh da, aber ohne mit dem schwerfälligen und geschmacklosen Gypsüberzuge beladen zu sein, der eine alte Basilika in eine moderne Kirche im Geschmacke Berninis verwandelt, wie er die lateranische Kathedrale entstellt hatte, statt sie, wie man vorgab, zu stützen. Sie blieb rein und unverfälscht, obwol nackt und kahl, wie St. Apollinaris in Classe zu Ravenna, der Stadt, die sich besonders durch unverdorbene Basiliken auszeichnet. Keine Kapellen, Altäre oder Denkmäler an den Mauern milderten die Strenge ihrer Umrisse, nur die Reihe von päpstlichen Porträten, die rings um die obere Linie der Mauern herumlief, löschte in etwas diesen ernsten Eindruck aus. Aber die ununterbrochenen Säulenreihen, jede Seite entlang, lenkten das Auge

vorwärts nach dem erhabenen Gegenstande in der Mitte, nach dem Altare und seiner Confessio, während die zweite Pfeilerreihe, die hinter der ersten hinlief, Tiefe und Schatten und eine solide Massenhaftigkeit hervorbrachte, welche den herrlichen Gang hervorhob, den man hinabschaute. Unter dem beständigen und fast wahnsinnigen Geschrei Fea's hörte man den Ausruf: „Rettet den Triumphbogen." Er bekümmerte sich jetzt dem Anscheine nach wenig um das übrige. Jener Ausdruck bezieht sich auf den großen Bogen, welcher auf zwei massiven Pfeilern ruhet und das Schiff abschließt, oder es vielmehr von dem Transepte und der Apsis trennt. Ueber diesem Bogen erhebt sich eine Mauer mit Mosaik überzogen, die in der theodosianischen Periode sehr glücklich wieder in's Leben gerufen und vervollkommnet wurde. Der Triumphbogen der St. Paulskirche erhob sich noch stolz unter den Ruinen, fast unverdorben, wie auch das gothische Ciborium oder der marmorne Baldachin über dem Altare. Auf der Oberfläche des Bogens blieb die majestätische Gestalt unsers Herrn in seiner Glorie unverletzt, und rings um denselben eine Inschrift in Versen, in welcher die Kaiserin Galla Placidia erzählte, wie sie unter dem Beistande des großen Papstes Leo die Ausschmückung der Kirche vollendet hatte, die frühere Kaiser erbauten.

Diese Mosaik war gewissermassen das eigentliche Dokument der neuern Kirche, der Beweis ihrer Identität mit der kaiserlichen Basilika. Sie gerade an dem Orte zu erhalten, wo sie seit 1400 Jahren gestanden war, hieß die Wirkungen des Brandes beinahe aufheben und das neue Gebäude zu einer Fortsetzung des alten machen. Dies wurde beabsichtigt. Einer der ersten Schritte, die man that, war, alles, was von der alten Mosaik übrig blieb, durch die geschickten Hände der Leute, die im Vatican in dieser köstlichen Kunst arbeiteten, sorgfältig zu entfernen, und einer

der letzten bestand darin, sie wieder an ihren Platz über den neuaufgebauten Bogen zu setzen.

Um wieder auf unsern Gegenstand zurückzukommen, nicht ein Wort wurde mit dem kranken Papste über dieses furchtbare Unglück gesprochen. Zu St. Paul hatte er als ruhiger Mönch gelebt, mit Studien und mit Unterricht beschäftigt, und er liebte den Ort mit der Innigkeit, die eine Folge früher Anhänglichkeit ist. Es wäre zu seinen körperlichen Leiden noch ein geistiger Schmerz hinzugekommen, wenn er die gänzliche Vernichtung jenes ehrwürdigen Heiligthums erfahren hätte, in welchem er durch sein Gebet den Segen des Himmels auf seine jugendlichen Arbeiten herabgefleht hatte.

In dieser glücklichen Unwissenheit lebte der verehrte Kranke noch einige Zeit. Das gebrochene Bein in seinem hohen Alter wieder zu vereinigen, stand nicht in der Macht der Wundarzneikunst; seine Schwäche nahm zu und seine Kräfte schienen langsam zu sinken, als am 16. August auffallendere Symptome dazu kamen, namentlich Delirium. Am folgenden Tage drückte der heilige Vater seinen Wunsch aus, die heilige Wegzehrung zu empfangen, und sie wurde ihm vom Kardinal Bertazzolli gereicht. So mit dem Brode der Engel gestärkt, erwartete er ruhig sein Ende. Am 19. empfing er die letzte Oelung, und es wurden nach allen Kirchen Befehle geschickt, in jeder Messe das Gebet „für den Papst in seinem Todeskampfe" zu verrichten. Während dasselbe in ganz Rom verrichtet wurde, beschloß am folgenden Morgen der ehrwürdige Mann sein glorreiches Pontificat und entschlief im Herrn.

Die Vorsehung hatte ihm in den letztern Jahren seines Pontificates viel Tröstliches und Erfreuliches als Ersatz für seine früheren Leiden erleben lassen. Im Jahre 1819 besuchten der Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich mit ihrer Tochter Rom und waren von einem zahlreichen und

glänzenden Gefolge begleitet. Es war kein Incognito, sie kamen in ihrem kaiserlichen Charakter, und wahrhaft kaiserlich wurden sie empfangen und behandelt. Ohne den Papst oder seinen Hof zu beunruhigen, wurde eine glänzende Reihe von Gemächern in dem quirinalischen Palaste für die kaiserlichen Gäste hergerichtet und in einem Style möblirt, welcher zu der strengen Einfachheit der päpstlichen Wohnung einen starken Gegensatz bildete. Unter den Erinnerungen jener Zeit erheben sich deutlich und lebendig die öffentlichen Feste, die man zu Ehren dieser erlauchten Gäste veranstaltete. Der König von Preußen besuchte Rom im Jahre 1822 mehr als Privatmann und bot uns Gelegenheit, den Nestor der Wissenschaft, Humboldt zu sehen. Aber in Rom waren damals königliche Besuche an der Tagesordnung. Der König von Neapel besuchte es im Jahre 1821. Der König Karl IV. von Spanien und seine Königin hatten Rom zu ihrem Aufenthalte gewählt; im Jahre 1819 ging er nach Neapel, um seine Gesundheit wieder herzustellen und starb daselbst, während sie daheim blieb, auch krank wurde und starb. Keines vernahm je dießseits des Grabes die Kunde von der Krankheit oder dem Tode des andern. Karl Emanuel IV. hatte sich auch nach Rom zurückgezogen, alt und erblindet. Ich kann mich noch wohl erinnern, ihn gesehen zu haben, wie er am Weihnachtstage vor dem Altare von Santa Maria Maggiore kniete, alterschwach und von zwei Dienern gehalten. Dies war an meinem ersten Christtage in Rom; er starb im folgenden Jahre. Unsere eigene verbannte Königin suchte daselbst eine Zeit lang eine Zuflucht,*) und es muß

*) Während ihres Aufenthaltes daselbst wird ihr eine Rede zugeschrieben, die sogar jene für nicht würdevoll halten werden, die sie nicht für unehrerbietig ansehen wollen. Sie hörte daselbst, daß ihr Name aus den Gebeten in der Nationalliturgie ausgestrichen worden sei und bemerkte darüber: „Sie haben lange Zeit für mich

für den sanftmüthigen Pius, der keine Beleidigung nachtragen konnte, ein Trost gewesen sein, daß seine Hauptstadt der geächteten Familie des Kaisers, von dem er so viel gelitten hatte, eine Zufluchtsstätte darbot. Sie durften ihre Paläste, ihre Güter, ihre Titel und ihren Rang behalten und wurden nicht nur nicht belästigt, sondern vollkommen anerkannt. Und gewiß lebte Niemand mehr geachtet oder starb mehr bedauert, als die Prinzessin Lätitia, des Kaisers verehrte Mutter. Es ist wahrlich ein edles Vorrecht Rom's, der neutrale Boden zu sein, auf welchem die Repräsentanten rivalisirender und sogar feindlicher königlichen Häuser sich in Frieden und mit Würde begegnen können, — ein Ort, wo der Feindschaften nicht mehr gedacht wird, und Beleidigungen in Vergessenheit begraben sind.

Ebenso kann, wer in Rom seinen Aufenthalt nimmt, hoffen, viele Männer zu sehen, die in jedem Gebiete der Literatur und Wissenschaft, sowie der Kunst durch ihr Talent oder ihren Fleiß berühmt sind. Mehrere derselben wurden schon erwähnt, welchen noch andere hinzugefügt werden könnten, die entweder in Rom beständig wohnten oder vorübergehend seine Schätze besuchten.

Allein weit mehr werth, als alle diese äußerliche Herrlichkeit, die einen rühmlichen Glanz auf das hohe Alter und auf das Ende der Regierung Pius VII. warf, war die beständige und unveränderliche Liebe seiner Unterthanen. Kein Murren des Unwillens drang an sein Ohr unter dem Segen, den sie ihm täglich wünschten und den er allen mit väterlicher Zärtlichkeit erwiederte. Man möchte zweifeln, ob es ein Beispiel in der Geschichte gibt, wo das Urtheil der Nachwelt mehr mit dem Ausspruche der Zeitgenossen übereinstimmt.

als Prinzessin von Wales gebetet, und ich bin darum nicht besser; vielleicht mag ich mich nun, da sie das Gebet für mich aufgegeben haben, bessern." — Ms. Journal.

Leo, der Zwölfte.

1. Kapitel.

Seine Wahl.

Die Zwischenzeit zwischen dem Schluße eines Pontificats und dem Beginne eines andern ist eine Periode der Aufregung und muß nothwendig eine bange Erwartung hervorbringen. Ich erinnere mich zu Paris gewesen zu sein, als Ludwig XVIII. starb und Karl X. ihm nachfolgte. Chateaubriand gab eine Flugschrift heraus mit dem Titel: „Le Roi est mort, vive le Roi.“ In erblichen Monarchien gibt es kein Interregnum, und jener Titel eines Buchs besteht aus Worten, die von einem Marschall oder Herolde am Schluße der königlichen Leichenfeier gesprochen werden, wenn er zuerst mit seinem Stabe in das Grabgewölbe hinabdeutet, und ihn dann in die Luft erhebt.

Allein in Wahlmonarchien und in der einzigen, die in Europa noch am Leben ist, ist natürlich ein Zeitraum für provisorische Anordnungen vorgesehen und vorherbestimmt. Es braucht Zeit für die Wähler, um sich aus entlegenen Provinzen oder sogar aus fremden Ländern zu versammeln, und diese wird damit ausgefüllt, um dem abgeschiedenen Papste den letzten Zoll der Hochachtung und Liebe darzubringen. Sein Leib wird einbalsamirt, in die Gewänder seiner hohen Würde gekleidet, welche die Farbe der Buße tragen, und in einer der Kapellen der St. Peterskirche auf ein Paradebett gelegt, so daß die Gläubigen ihn nicht nur sehen, sondern auch seine Füße küssen können. Der Verfasser erinnert sich noch wohl, diesen letzten Akt der Ehrerbietigkeit den sterblichen Ueberresten des unsterblichen Pius erwiesen zu haben.

Diese Vorbereitungen nehmen drei Tage weg; während derselben erhebt sich wie durch Zaubergewalt oder aus den untern Grüften ein ungeheurer Katafalk, ein kolossaler Bau der Architektur, welcher das Schiff jener Basilika erfüllt, mit Inschriften versehen und mit Bildsäulen geschmückt ist. Vor diesem gewaltigen Monumente wird neun Tage lang der Trauergottesdienst gehalten und mit einem Todtengebete geschlossen. Der Leichnam des letzten Papstes findet immer dieselbe Ruhestätte bei St. Peter. Einen einfachen Sarkophag, mit marmorirtem Gypse überzogen, kann da der Reisende über einer Thüre neben dem Chore sehen, obwol er kaum bemerkt wird. Auf demselben ist einfach der Titel des letzten Papstes gemalt. Beim Tode seines Nachfolgers wird er an dem obern Ende aufgebrochen, der Sarg wird in die Untergruft entfernt und jener des Neuverstorbenen an seine Stelle gesetzt. Diese Aenderung findet spät Abends statt und geht in der Stille vor sich. Ich kann mich nicht erinnern, ob ich bei dieser oder bei einer spätern Gelegenheit mit meinen Kameraden aus dem College davon Zeuge war.

Am Nachmittage des letzten Tages der sogenannten Novendiali versammeln sich die Kardinäle in einer Kirche in der Nähe des quirinalischen Palastes und ziehen von da in Procession, begleitet von ihren Conklavisten, einem Sekretär, einem Kaplan und einem oder zwei Dienern nach dem großen Thor jener fürstlichen Residenz, in welcher einer als Regent und oberster Herr zurückbleiben wird. Natürlich ist der Hügel mit Leuten dicht besetzt, welche ein Spalier bilden dem Gange entlang, der für die Prozession offen gelassen ist. Kardinäle, die sie nie vorher sahen oder seit vielen Jahren nicht, ziehen an ihnen vorüber, gierige Blicke prüfen und messen sie, und suchen aus eingebildeten Vorbedeutungen im Auge oder in der Gestalt oder im Gesichtsausdrucke zu bestimmen, wer in kurzem der Herr ihrer schönen Stadt und was noch mehr ist, wer das Haupt der

katholischen Kirche sein werde vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange. Sie alle gehen gleichen Ranges über die Schwelle jenes Thores, sie theilen sich in die höchste geistliche und weltliche Regierungsgewalt; noch schweigt in ihrem Busen die Stimme still, die bald von einer Zunge über alle Welt hin erschallen wird, und der schlafende Keim jener Autorität ruht noch in ihnen, die bald wieder in einem Menschen allein vereinigt sein wird. Heute sind sie alle gleich, morgen vielleicht wird einer auf dem Throne sitzen, und alle übrigen werden seine Füße küßen; einer wird der Fürst sein, die übrigen seine Unterthanen, einer der Hirt, die andern seine Heerde.

Dies ist ein in seiner Art einziger und höchst bedeutsamer Moment, eine Scene, die sich nicht leicht vergißt. Männer von interessanter Gestalt und königlichem Aussehen ziehen an uns vorüber. Da ist der große Staatsmann, von dem wir schon gesprochen haben; Gram und Körperschwäche beugt ihn nieder, doch hat sein Auge noch seinen glänzenden Blick. Da ist der höfische aber unerschrockene Pacca, schlank und aufrecht, mit einem sanften Gesichte, das ein ächtes hochgesinntes Männerherz verbirgt; da der wahrhaft verehrungswürdige und heiligmäßige de Gregorio, unlängst noch um seiner Treue willen ein Gefangener, mit schneeweißem Haupte und minder festem Tritte, als sein Begleiter: Galeffi, mit weniger geistvollen Zügen, aber mit einem ruhigen, heitern Aussehen, das ihn zum allgemeinen Liebling macht; Opizzoni, bereits und bis noch vor Kurzem Erzbischof von Bologna, der die Ansprüche der päpstlichen Autorität über die des Kaisers seinen Räthen gegenüber kühn behauptete, in einer Weise, die ihm Gefangenschaft zuzog; geliebt und verehrt von seiner Heerde und zu Rom bewundert, ist er würdevoll und liebenswürdig in seinem Aeußeren. Noch viele andere waren da, deren Namen den Annalen der Zeit nicht so tief eingeschrieben, oder den

Ueberlebenden im Gedächtnisse blieben. Aber einer war da, der ohne Zweifel so hineinging, wie er herauskam, ohne einen Anflug von ängstlicher Unruhe, als er dem Thore auf der einen oder andern Seite gegenüberstand. Dies war Odescalchi, noch jung, hochadelig dem Range und dem Herzen nach; sein heiliger Wandel prägte sich in seinem Gesichte ab und wahrscheinlich dachte er jetzt schon daran, sich von Amt und Würde zurückzuziehen, und das Purpurgewand mit dem schwarzen Kleide des Novizen zu vertauschen. Viele, die die Heiligkeit jeder andern Eigenschaft vorzogen, betrachteten seine bescheidenen Züge, vielleicht mit der Hoffnung, daß sie bald unter der gewichtigen Tiara hervorstrahlen möchten. Aber Gott sprach: „Sieh nicht auf sein Angesicht und auf die Höhe seiner Gestalt. Ich urtheile nicht nach dem Ansehen des Menschen; denn der Mensch siehet das, was erscheint, der Herr aber siehet das Herz.“ *)

Vielleicht nicht einer der Anwesenden bemerkte in jener Prozession einen Mann, hochgewachsen und abgemagert, schwach im Gange und blaß von Angesicht, wie wenn er eben erst vom Krankenbette aufgestanden wäre, um dem Tode entgegenzugehen. Dennoch nahm er nicht nur einen hohen Rang ein, sondern bekleidete auch ein wichtiges Amt, das nothwendig große Thätigkeit unter der Bevölkerung Roms erforderte. Denn er war sein Kardinalvikar und übte die Funktionen eines Ordinarius aus. Demungeachtet war er den meisten fremd; der beständige Auswurf in Folge einer erschöpfenden Krankheit machte nicht nur, daß er wie eine Leiche aussah, sondern bannte ihn einen großen Theil des Jahres in sein Zimmer und an sein Bett. Nur einmal früher hatte der Verfasser ihn gesehen, an einem Tage und an einem Orte, der für ihn merkwürdig bleibt, am St. Stephansfeste in der päpstlichen Kapelle im Jahre 1819.

---

*) Reg. XVI, 7.

Dies war Kardinal Hannibal della Genga, den eine höhere Wahl als des Menschen Wille dazu bestimmt hatte, den päpstlichen Thron einzunehmen.

Seine frühere Geschichte mag kurz erzählt werden. Er war das sechste von zehn Kindern des Grafen Hilar della Genga und der Maria Luisa Periberti, und wurde am 20. August 1760 auf dem Familiensitze della Genga geboren. Seine erste Erziehung empfing er in einem Colleg zu Osimo; von da ging er in eine Anstalt in Rom über, die für Eingeborne der Provinz gestiftet ist, deren Namen sie trug, — das Collegio Piceno. Dann trat er, nachdem er den geistlichen Stand gewählt hatte, in die Academia Ecclesiastica ein, ein Institut, das bereits im 3. Kapitel unsers ersten Buches Erwähnung fand. Der berühmte Kardinal Gerdil weihte ihn am 4. Juni 1783 zum Priester.

Als Papst Pius VI. das Haus besuchte, fiel ihm sein Aeußeres, sein Betragen und die Lebhaftigkeit des Geistes auf, die er in der Unterhaltung mit ihm wahrnahm und bald darauf stellte er ihn in seinem Haushalte an. Im Jahre 1793 wurde er ungeachtet seiner Jugend und obwol er sich stark dagegen sträubte, von dem Kardinal York in der Kathedrale von Frascati zum Erzbischof von Tyrus konsekrirt und als Nuntius nach Luzern gesandt, von wo er im folgenden Jahre abging, um den erlauchten Pacca in der wichtigeren Nuntiatur zu Köln zu ersetzen.

Im Jahre 1805 wurde er der Gegenstand eines heftigen Streites zwischen dem heiligen Stuhle und Napoleon. Denn der Papst ernannte ihn zum außerordentlichen Gesandten beim deutschen Reichstage, und der Kaiser wollte den Bischof von Orleans dazu bestimmt haben. Der erstere setzte seinen Willen durch und befahl die Rückkehr des Msgr. della Genga nach Deutschland. Er nahm seinen Wohnsitz zu München und war daselbst allgemein geachtet. Im Jahre 1808 befand er sich zu Paris in diplomatischen

Angelegenheiten, die seinen Souverän betrafen, und als er bei seiner Rückkehr nach Rom die Behandlung sah, die ihm von seinen Feinden zu Theil wurde, zog er sich nach der Abtei Monticelli zurück, die er in commendam (in provisorischer Eigenschaft) besaß und widmete sich daselbst, wie er dachte, für sein Leben lang dem Unterrichte eines Singchors von Kindern und der Pflege der Musik.

Zur Zeit der Restauration wurde er aus seiner Dunkelheit gezogen und abgeordnet, um Ludwig XVIII. zu Paris das Glückwunschschreiben des Papstes zu überreichen. Dieser Umstand führte zu Mißhelligkeiten zwischen ihm und Kardinal Consalvi, welche auf beiden Seiten edelmüthig ausgeglichen wurden, als der eine den Thron bestiegen hatte. Allein della Genga kehrte von seiner Mission an den französischen Hof mit einer so erschütterten Gesundheit und einem so veränderten Aussehen zurück, daß die Leute fast vor ihm flohen, und er ernstlich darandachte, sich noch einmal nach seiner Abtei zurückzuziehen, wo er sich vorher sein Grab hatte bereiten lassen und dafür gesorgt hatte, daß es für seine Person paßte, indem er sich ausgestreckt in der engen Zelle desselben niederlegte.

Allein im Jahre 1816 wurde er zum Purpur erhoben und zum Bischofe von Sinigaglia ernannt. Im Jahre 1820 wurde er zum Vikar von Rom bestimmt und erfüllte die Pflichten seines Amtes mit musterhafter Genauigkeit, Eifer und Klugheit, bis er jene höchste Würde erstieg, deren Stellvertreter er gewesen war.*)

Während wir so in Eile und unvollständig eine Skizze von einem Manne entworfen haben, der unter den Vielen fast unbemerkt in der feierlichen Prozession am 2. Sep-

*) Diese Einzelheiten aus dem früheren Leben Leo's XII. sind zusammengefaßt aus der Histoire du Pape Leon XII. von Artaud de Montor, 2 Bde.

tember 1823 nach dem Conclave*) zog, dürfen wir annehmen, daß die Thüre hinter jenen, welche den Zug bildeten, unerbittlich geschlossen ist. Das Conclave, welches früher in dem Vatikan stattzufinden pflegte, wurde bei dieser Gelegenheit und bei spätern in dem Palaste des Quirinal gehalten. Dieser herrliche Bau, ebenfalls unter dem Namen Monte Cavallo bekannt, besteht aus einem großen Viereck, um welches rings die päpstlichen Gemächer laufen. Von diesem aus erstreckt sich in der Länge einer ganzen Straße ein ungeheurer Flügel, der sich in seinen zwei oberen Stockwerken in eine große Anzahl kleiner, aber vollständig eingerichteter Zimmerreihen theilt, die beständig oder gelegentlich von Personen eingenommen werden, welche am Hofe angestellt sind.

Während des Conclave werden diese buchstäblich an die Kardinäle verloost und jeder derselben lebt abgesondert für sich mit seinen Dienern. Seine Nahrung wird ihm täglich aus seinem eigenen Hause gebracht, wird untersucht und ihm in der Gestalt von zerlegten Speisen durch die wachsamen Hüter der Driller und hölzernen Gitter überliefert, durch welche allein etwas in jene abgeschlossene geheiligte Einsamkeit bringen kann, und durch die sogar allein eine Unterredung möglich ist. Auf einige Stunden werden am ersten Abend die Thüren offen gelassen und der Adel, das diplomatische Korps, kurz alle Personen, die vorgestellt werden können, dürfen von Zelle zu Zelle gehen. Sie statten da dem Inhaber derselben einen kurzen Höflich-

---

*) Englische Schriftsteller begehen einen gewöhnlichen Irrthum, wenn sie von dem „Conclave“ sprechen und darunter die bei irgend einer Gelegenheit versammelte Körperschaft der Kardinäle verstehen. Das Wort wird nur angewendet, wenn sie miteinander eingeschlossen sind zur Wahl des Papstes. Wenn sie von ihm versammelt werden, so bilden sie „ein Konsistorium.“

keitsbesuch ab und sprechen vielleicht gegen fünfzig die nämlichen guten Wünsche aus, die, wie sie wissen, nur an einem einzigen in Erfüllung gehen können. Nachher wird alles geschlossen; nur ein Pförtchen wird zugänglich gelassen, damit ein Kardinal, der noch nicht angekommen ist, eintreten kann, aber jede Oeffnung wird von getreuen Thürhütern, die Richter und Prälaten der verschiedenen Tribunale sind und einander ablösen, eifersüchtig bewacht. Sogar jeder Brief wird geöffnet und gelesen, damit keine Verbindung mit der Außenwelt unterhalten werden kann. Selbst die Straße, gegen welche der Flügel des Conclave hinausgeht, wird verbarrikadirt und an jedem Ende von einem Posten bewacht, und da zum Glücke sich gegenüber keine Privatwohnungen befinden und alle Gebäude von hinten einen Zugang haben, so wird dadurch keine Unbequemlichkeit herbeigeführt.

So lange das Conclave dauert, ruht die Administrativgewalt in den Händen des Kardinalkämmerlings, der während seiner Dauer seine eigenen Münzen schlägt und von drei Kardinälen assistirt wird, welche „die Häupter der Ordnungen" heißen, weil sie in dem heiligen Kollegium die drei Rangordnungen der Bischöfe, der Priester und Diakonen repräsentiren. Die Gesandten der großen Mächte empfangen neue Beglaubigungsschreiben an das Conclave und fahren in Galla auf, um sie diesen Delegirten an dem Gitter zu überreichen. Eine sorgfältig abgefaßte Anrede wird von dem Gesandten gehalten und empfängt eine wohlüberlegte Antwort von dem präsidirenden Kardinal.

Unterdessen fervet opus (geht das Werk emsig vor sich) im Innern und ungesehen von außen. Daß menschliche Gefühle und sogar menschliche Leidenschaften ihren Weg in die bewachtesten Heiligthümer finden können, wissen wir alle nur zu gut; aber die Geschichte der Conclaven ist weit davon entfernt, das Urtheil zu rechtfertigen, welches

von vielen befangenen Schriftstellern darüber gefällt worden ist. Es wird allerdings zu allen Zeiten Meinungsverschiedenheiten über Gegenstände der kirchlichen und staatlichen Politik geben. Dies läßt sich in beiden Hinsichten wohl begreifen. Denn was die erstere betrifft, so wird es einige geben, die aufrichtig wünschen, daß die Zügel der Regierung von starker Hand gehalten werden und daß der Zustand der Dinge durch strenge Maßregeln verbessert wird, während andere mehr für einen gelinden Druck und eine allmählige Reform sein werden. Einige werden geneigt sein, mehr den Forderungen der weltlichen Macht nachzugeben und so gewaltsame Kollisionen zu verhüten, andere werden es für sicherer halten, jedem kleinern Eingriffe zu widerstehen, der zu größeren Anmaßungen führen könnte. Es mag sogar der Fall sein, daß ein politisch-kirchlicher Grund der getheilten Ansichten vorhanden ist. Diese sehen vielleicht Oesterreich als den wahrsten Freund der Religion und als den besten Vertheidiger der Kirche an, während jene auf Frankreich blicken als den mächtigsten Staat, dem es mit der Anhänglichkeit an den Glauben am meisten ernst ist.

Es muß ferner bemerkt werden, daß es sich sowol um die Wahl eines Fürsten als eines Papstes handelt und daß ernste Meinungsverschiedenheiten stattfinden können in Bezug auf die staatliche Politik, die am meisten der Wohlfahrt der Unterthanen und sogar dem Frieden der Welt zuträglich ist.

Die päpstliche Regierung ist eine rein kirchliche, eine rein staatliche und eine gemischte; daher können Männer von durchaus redlichen Gesinnungen und Wünschen in dieser dreifachen Hinsicht Meinungen haben, die weit von einander abweichen, und wenn es sich um die Wahl eines Mannes handelt, der seine eigenen Grundsätze auszuführen hat, so ist es ganz natürlich, daß jeder Wähler wünschen wird, sie möchten mit seinen eigenen im Einklange stehen.

Allein es stimmt gleichfalls mit den gewöhnlichen socialen Gesetzen überein, daß trotz eigenthümlichen persönlichen Ansichten die Menschen in gewissen allgemeinen Grundsätzen einig sind, und daß einzelne, mehr energisch oder eifrig als andere, die Repräsentanten und Leiter aller ihrer Meinungsgenossen und so erklärte Häupter von Parteien oder sogar ihre Urheber werden.

Solche Verschiedenheiten in der Meinung werden sich stärker ausprägen und unvermeidlicher angenommen werden nach heftigen Erschütterungen und großen Veränderungen, wie sie unter dem Pontificate Pius VII. vorgekommen waren. Die Kirche und der Staat mußten nach einer solchen Verwüstung, welche die alten Gränzsteine vollkommen weggerissen hatte, beinahe wieder neu organisirt werden. Neue Königreiche waren aufgestanden, welche die Gränzlinien der alten kirchlichen Gerichtsbarkeit buchstäblich auslöschten und selbst, was früher ein katholischer Staat gewesen, war unter protestantische Herrschaft gekommen. Das klösterliche Leben und Eigenthum war in dem größten Theile Europas aufgehoben, das kanonische Recht abgeschafft, kirchliche Stiftungen konfiscirt, bürgerliche Gesetzbücher waren eingeführt worden, die mit der kirchlichen Rechtslehre im Widerspruch standen, die Autorität der Bischöfe war aller Mittel beraubt, ihren Dekreten Kraft zu geben, kurz ein Zustand der Dinge war hervorgebracht, der von allem, was die katholische Welt jemals früher gesehen hatte, durchaus abwich.

Es lebten noch manche, die sich gut an die Zeit erinnerten, die diesen Veränderungen voranging, und die lebendige Glieder bildeten, die damit zusammenhingen, was früher gewesen war und was man mit Recht als den gesunden Zustand der Kirche ansah. Dies reichte hin, um eine ernstliche und durchaus gewissenhafte Partei zu bilden im höchsten und besten Sinne des Wortes. Andere mochten gerade

ebenso aufrichtig glauben, daß Klugheit und Menschenliebe in allen Theilen der jüngsten Politik geherrscht habe, und mochten wünschten, sie unter der nämlichen Leitung fortgesetzt zu sehen. Ohne Uebertreibung dürfen wir annehmen, daß solche einander widerstreitende Grundsätze den Geist von manchen beherrschten, die im Jahre 1823 in das Conclave eintraten, während es andere gab, welche keine entschiedenen Ansichten angenommen hatten, sondern denen einfach das größtmögliche Gute im allgemeinen am Herzen lag, und die ihr Endurtheil auf die Zeit aufsparten, wenn sie es von Amtswegen aussprechen mußten. Von einem solchen Zustande der Dinge mag es kommen, daß eine Papstwahl einem Compromisse ähnlich erscheint. Die extremen Ansichten auf beiden Seiten müssen sich mildern; die Mittelpartei wird dies bewerkstelligen. Zwei Drittel der Stimmen sind für eine giltige Wahl erforderlich. Wenn dies Verhältniß von einer einzigen Abtheilung beherrscht werden könnte, so würde sie aufhören, eine Partei zu sein, und daher wird da, wo verschiedene Meinungen den Wahlkörper theilen, eine gemäßigte mehr oder weniger versöhnliche Ansicht nach einiger Zeit die Oberhand gewinnen, und die Wahl wird wahrscheinlich auf einen fallen, welcher das Vertrauen von Keinem verloren, welcher aber auch in öffentlichen Angelegenheiten keine hervorragende Rolle gespielt hat.

Dieß war vielleicht der Fall bei der Wahl Leo's. Die des regierenden Papstes ist ein Beweis von Einstimmigkeit und Schnelligkeit, die fast nicht ihres Gleichen haben.

Es ist nicht in der Absicht dieses Buches, die Art zu beschreiben, wie der Geschäftsgang des Conclave beschaffen ist. Daher mag die Bemerkung genügen, daß die Kardinäle zweimal des Tags in der Kapelle zusammenkommen, welche zum Palaste gehört und im Umfange desselben eingeschlossen ist, und dort schreiben sie auf Billete, die so ein-

gerichtet sind, daß der Name des Abstimmenden nicht gesehen werden kann, den Namen dessen, für den sie ihre Stimme geben. Diese Papiere werden in ihrer Gegenwart geprüft, und wenn die Zahl der Stimmen, die einem gegeben werden, nicht die Majorität ausmacht, so werden sie dergestalt verbrannt, daß der Rauch, welcher durch eine Kaminröhre aufsteigt, der Volksmenge sichtbar ist, die sich gewöhnlich auf dem Platze vor dem Palaste versammelt. Eines Tags wird anstatt dieses gewöhnlichen Zeichens, sich zu zerstreuen, der Schall der Picke und des Hammers gehört; man sieht eine schmale Oeffnung in der Mauer, die vorübergehend das große Fenster über dem Thore des Palastes versperrt hatte. Endlich haben die Maurer des Conclave eine Thür roh ausgehauen, durch welche der erste Kardinal-Diakon auf den Balkon heraustritt und den vielen oder den wenigen, die gerade warten, verkündigt, daß sie wieder einen Fürsten und einen Papst besitzen. Bei der Gelegenheit, von welcher wir handeln, lautete die Ankündigung, wie folgt:

„Ich gebe euch frohe Kunde; wir haben als Papst den erhabensten und ehrwürdigsten Herrn Hannibal della Genga, Kardinal der heiligen römischen Kirche, Priester des Titels von St. Maria jenseits der Tiber, welcher den Namen Leo **XII.** angenommen hat." *)

Die Neuigkeit flog wie ein elektrischer Funke durch die Stadt, fast ebenso schnell als der Donner der Kanonen sie

---

*) Obschon es eine wohlbekannte Thatsache ist, daß ein Papst bei seiner Thronbesteigung einen neuen Namen annimmt, nach dem Herkommen einen bereits in dem Verzeichnisse seiner Vorgänger befindlichen, so ist doch nicht so allgemein bekannt, daß er, wenn er das Original von Bullen unterzeichnet, seinen ursprünglichen christlichen Namen beibehält. So pflegte Leo XII. sich als „Hannibal" zu unterzeichnen und der gegenwärtige Papst unterzeichnet sich „Johannes" unter den wichtigsten kirchlichen Urkunden. Die Form ist: „Placet Joannes."

verkündigte. Dieß war am 28. Sept. nach einem kurzen Conclave von 25 Tagen. Am 5. Oktober fand die imposante Ceremonie der Krönung Leo's statt. Zum ersten Male wohnte ich einem päpstlichen Hochamte in der St. Peterskirche an. Alles war mir neu, die Ceremonie, die Umstände, die Person. Wie ich schon früher bemerkte, hatte die Kränklichkeit Pius VII. ihn verhindert, feierlichen Gottesdienst zu halten, so daß viele von uns, die bereits mehrere Jahre in Rom zugebracht hatten, die erhabenste der päpstlichen Funktionen noch nicht mit angesehen hatten. Aber sonderbar, obwol einige aus uns kurz vorher die heilige Weihe aus seiner Hand in seiner Privatkapelle empfangen hatten, so war doch, da ich dieses Glück nicht hatte, das Gesicht, von welchem ich später so viele gütige Blicke empfangen sollte, mir ganz neu, und der eigenthümliche Moment, in welchem er klar und deutlich, wie ein altes Gemälde in meinem Gedächtnisse vor mir steht, war ein solcher, der nur einmal in jedem Pontificate vorkommen kann. Als die Procession sich langsam nach dem Hochaltar der vaticanischen Basilika hin bewegte, hielt sie plötzlich still, und ich war nur einige Schritte von dem Thronsessel entfernt, auf welchem der Papst zum erstenmale getragen wurde. Kein anderer Hof könnte ein so großartiges und so überwältigendes Schauspiel bieten. Gerade in der Mitte des erhabensten Gebäudes auf Erden stand ringsum ein Kreis von Offizieren, Adeligen, Fürsten und Gesandten in ihrem glänzenden Costüme, und in dem Kreise befanden sich die höchsten Würdeträger der Religion auf Erden, Bischöfe und Patriarchen der abendländischen und der morgenländischen Kirche, mit dem heiligen Kollegium, in ihren gestickten Gewändern. Es wäre für einen Künstler eine Freude gewesen, diese Köpfe zu studiren, die jeden Beschauer mit Ehrfurcht erfüllten. Aber auf seinem Throne über ihnen erhob sich derjenige, den sie ungeachtet seiner Thränen und Gegenvorstellungen

auf denselben erhoben hatten. Wahrlich, wenn ein Leben strenger Zucht, beständiger Leiden und langer Abgeschiedenheit nicht hingereicht hätte, um den Ehrgeiz in seiner Brust zu ersticken, seine gegenwärtige Stellung hätte naturgemäß ihn erwecken müssen. Wenn es je in seinem Leben einen Augenblick heftiger Versuchung geben konnte, sich selbst Beifall zu klatschen, so konnte man diesen dafür ansehen.

Weßhalb aber diese Pause in dem Triumphzuge zum Altare über dem Grabe der Apostel, und zu dem Throne daneben? Deshalb, um, wenn je ein solches Gefühl aufsteigen sollte, es zu unterdrücken, und um sich mit einem Gegenmittel zu waffnen gegen jede süße Lockung zum Hochmuthe, welche die Menschheit bieten konnte, damit so dem Altare in Demuth genaht und der Thron in Bescheidenheit eingenommen würde. Ein Geistlicher der päpstlichen Kapelle hält gerade vor ihn hin ein Rohr, um das eine Handvoll Flachs gewickelt ist. Dieß wird angezündet; es flammt einen Augenblick auf, erstirbt sogleich und seine dünne Asche fällt zu des Papstes Füßen, während der Kaplan mit starker, wohlklingender Stimme den Gesang erhebt: Pater sancte, sic transit gloria mundi.“ „Heiliger Vater, so vergeht die Herrlichkeit der Welt.“ Dreimal wird dieser rührende Ritus bei dieser Prozession vollzogen, wie um den irdischen Einflüssen einer dreifachen Krone entgegenzuwirken.

Der Papst, blaß und ermattet, schien sein Haupt zu neigen, nicht bloß zum Zeichen der Zustimmung, sondern wie um jener feierlichen Erklärung Zeugniß zu geben, wie einer, der es bereits aus Erfahrung konnte. Sein Auge war sanft und milde, ja von Thränen befeuchtet, und glühte vor andächtiger Rührung. Er blickte auf jene schnell vorübergehende Flamme als auf ein Sinnbild, das er tief fühlte, als auf die Geschichte eines ganzen Pontificats, — seines eigenen — die nicht lange zu lesen war. Aber die ruhige Heiterkeit, womit er sie zu durchlesen schien, die aufrichtige

Hinnahme der Lehre, die sich auf seinen Gesichtszügen abspiegelte, erlaubte nicht ein inneres Gefühl zu argwöhnen, das die Warnung bedurfte. Sie schien mit seinen innersten Gedanken in vollkommenstem Einklange zu sein.

2. Kapitel.

Charakter und Politik Leos XII.

Jahrelange Leiden in Folge einer Kränklichkeit, die ihn immer tiefer herabbrachte, hatten den Papst, der bereits in seinem 64. Jahre stund, mancher natürlicher Reize beraubt, die sein früheres Leben schmückten. Er erschien schwach und abgemattet, seine Züge, die nie stark markirt waren, trugen eine blaßgelbe Farbe, obwol die Spuren des Alters ihnen nicht tief eingegraben waren. Aber sein Auge und seine Stimme ersetzten alles. Das erstere besaß eine Sanftheit und dennoch einen durchdringenden Blick, die, wenn man ihn ansah, Liebe erweckten und Ehrfurcht einflößten; die Einen einluden, vertraut zu sprechen, aber doch jede Neigung zurückhielten, in der Rede unvorsichtig zu sein. Seine Stimme war höfisch schmeichelhaft und einnehmend; er sprach ohne Aufregung, sanft, wohl überlegt und doch fließend. Man konnte ihn wohl hören, wie er darüber, was Unrecht war, strenge Bemerkungen machte, aber nie in einer heftigen Weise oder in gereiztem Tone.

Bei der Gelegenheit, auf welche am Schluße des letzten Kapitels angespielt ist, flog jener Blick, der mit mildem Ernste auf den rauchenden Flachs gerichtet gewesen war, über die dichte Volksmenge hin, als die Prozession sich weiter bewegte, und ich möchte zweifeln, ob ein einziges Auge, dem er begegnete, sich nicht in Ehrfurcht senkte, oder sich verdunkelt fühlte vor dem helleren Feuer, von dem es angestrahlt wurde. Dieß war wenigstens der Eindruck, welchen die wirkliche Erfahrung in jenem Momente hervorrief.

Aber abgesehen von diesen einnehmenden Eigenschaften, besaß er noch eine andere, die sich für seine erhabene Stellung bewunderungswürdig schickte. Das war eine eigenthümliche Würde, eine natürliche und einfache Anmuth in seinen Bewegungen, namentlich bei kirchlichen Funktionen. Da er groß von Statur war, so verliehen die weiten Falten und die Länge der hohenpriesterlichen Gewänder, die er sogar etwas nachschleppte, seiner Gestalt eine gewisse Hoheit, obwol sein Kopf etwas klein erscheinen mochte. Er stach unter seiner ganzen Umgebung hervor und bewegte sich mit Leichtigkeit, aber doch mit einer stattlichen Würde von einem Platz zum andern. Damals glühte sein Angesicht von tiefer inbrünstiger Andacht, wie wenn sein ganzes Wesen in den feierlichen Ritus versenkt wäre, womit er beschäftigt war, und sonst nichts sähe, hörte und fühlte.

Es waren zwei Theile der kirchlichen Funktion, auf die ich angespielt habe, welche diese zwei Gaben vor Augen stellten, die, so unermeßlich sie der Art nach von einander abstehen mögen, dennoch bewunderungswürdig harmoniren, wenn sie verbunden werden. Der erste dieser Akte war die Communion bei dieser seiner ersten Pontificalmesse, welcher so manche überhaupt zum ersten Male beiwohnten. Man kann nicht wohl dieses rührende und überwältigende Ceremoniell einem beschreiben, der noch nie Zeuge davon war. Wer es einmal mit Aufmerksamkeit und Verständniß gesehen, bedarf keiner Beschreibung, er kann es nie vergessen.

In der St. Peterskirche wie in allen alten Kirchen steht der Hochaltar in der Mitte, so daß er den Punkt bildet, von welchem aus das Schiff, die Seitengänge und das Gitter-Chor gleichsam ausstrahlen oder auslaufen. Ueberdieß ist der Altar dem Gitterchore zugewendet und seine Hinterseite sieht nach der Vorderthüre der Kirche. Demgemäß ist der Chor vor dem Altar, obwol er nach neuern Nachordnungen hinter ihn schauen würde. Der päpstliche Thron ist dem Al-

tare gegenüber errichtet, d. h. er bildet den entferntesten Punkt im Heiligthum oder im Chore. Er ist umfangreich und hoch, und man steigt zu ihm auf verschiedenen Stufen hinan, auf welchen das Gefolge des Papstes gruppirt ist oder sich niedergelassen hat. Auf beiden Seiten, weit von einander, beinahe in der Breite des Schiffes befinden sich Bänke, auf welchen die Reihen der Kardinäle, Bischöfe und Priester auf der einen Seite anwesend sind und die Diakonen auf der andern, mit Bischöfen und Prälaten hinter ihnen, und dann zwischen ihnen und dem Altare stehen zwei Reihen der glänzenden Nobelgarde, die eine Hecke bilden, um das Volk abzusperren, das nach Geschlecht und Klassen so bunt untereinander gemischt ist, als einst jene, die Jerusalem am ersten christlichen Pfingstfeste besuchten. Etwas weiter davon erhebt sich sodann wahrhaft großartig der Altar, überragt von seinem kostbaren Baldachine, welcher zu jeder andern Zeit das Auge hinauf nach dem Innern der unvergleichlichen Krone von St. Peter lenken würde, nach der Kuppel, die wie vom Himmel über sein Grab hereinhängt. Aber jetzt nicht; in dem Momente, den wir meinen, ist es der Altar, welcher alle Aufmerksamkeit auf sich zieht. Auf seiner höchsten Stufe, dem Volke zugewandt, ist so eben noch der Papst gestanden, umringt von seinen Dienern. Ihre Reihen, die sich immer mehr erweiterten, gingen bis zu der untersten Stufe hinab und bildeten so eine Pyramide von kostbaren und bunten Stoffen, die aber Leben und Bewegung und eine ungekünstelte Rührigkeit zeigte. Nun in einem Momente ist er verlassen. Der hohe Priester mit allen seinen Dienern hat sich auf seinen Thron zurückgezogen und der Altar steht in seiner edlen Einfachheit da, anscheinend verlassen von seinen würdevollen Dienern. Und doch ist er noch der Gegenstand aller Ehrerbietung. Es ist etwas größeres da als alles, was ihn so eben verlassen hat. Dahin wenden sich alle Blicke, da beugen sich alle

Kniee und beten an. Auf demselben stehen allein die consekrirten Elemente auf der Patena und in dem Kelche. Der Fürst und hohe Priester selbst ist nichts in ihrer Gegenwart; er ist ein Mensch, Staub und Asche in der Gegenwart seines Herrn und Schöpfers.

Der Kardinal-Diakon tritt an die Vorderseite des Altars heran, nimmt von da die Patena, hebt sie in die Höhe und stellt sie dann auf einen kostbaren Schleier, der um den Nacken des knienden Subdiakon hängt, welcher sie zu dem Throne trägt. Dann erhebt er selbst, indem er sich von einer Seite zur andern wendet, den mit Juwelen besetzten Kelch und mit demselben, den er hoch erhebt, steigt er die Stufen des Altars herab und trägt ihn langsam und feierlich den Weg entlang zwischen dem Altar und Throne. Man hört die Säbel klirren, die sich auf den Boden senken und ihre Scheiden rasseln auf dem Marmorpflaster, wenn die Garden auf ein Knie niederfallen und die Volksschaaren sich in demüthiger Anbetung Dessen verneigen, an den sie glauben, und der jetzt an ihnen vorübergeht.

Allein bei diesem ersten feierlichen Hochamte und der Krönung des neuen Papstes war ein Umstand mit diesem Theile der Funktion verbunden, der ihr in den Augen vieler ein besonderes Interesse verlieh. Der erste Kardinal-Diakon, welchem es mit Recht gehörte, dem Papste in seiner Funktion zu assistiren, war der Exminister Consalvi. Leute, die nicht im Stande waren, die Stärke eines Charakters zu würdigen, der sich nach bessern als nach weltlichen Grundsätzen gebildet hatte, waren auf dieses sonderbare Zusammentreffen lebhaft gespannt. Es war wohlbekannt, daß die beiden in wichtigen Angelegenheiten nicht gleicher Gesinnung gewesen waren; man erzählte sich im Vertrauen, daß Consalvi der Wahl Leo's sich widersetzt habe, und man hatte gesagt, daß schon früher zur Zeit der Restauration in Frankreich der gewaltige Minister scharfe Worte

an den Prälaten della Genga gerichtet habe. Das Publikum oder die Welt oder wie man es sonst nennen mag, nahm es für ausgemacht an, daß Groll und sogar rachgierige Leidenschaften in den Herzen beider wohnen müßten und sich nicht verbergen könnten, nicht einmal in der Nähe des Altars, welcher den Calvarienberg der Versöhnung darstellte. Der eine, von dem man allgemein glaubte, daß er mit Füßen getreten worden sei, wurde wie im Triumphe auf dem Throne getragen, während derjenige, der ihn gedemüthigt hatte, neben ihm herging als sein Diakon, wie einst Laurentius neben Xystus. Gewiß war dieß eine Lage, welche die menschliche Schwäche in beiden auf eine harte Probe setzte. Ohne Zweifel würde es leicht gewesen sein, einer solchen gegenseitigen Pein zu entgehen, wenn diese Gefühle auf beiden Seiten vorhanden gewesen wären.

Wie dem sein mochte, der Biograph Leo's, welcher sich in einer ganz andern Sphäre bewegte als ich, in diplomatischen Kreisen, erzählt uns, daß scharfe Augen mit Aufmerksamkeit auf den Papst und seinen Diakon gerichtet waren, um irgend einen, wenn auch zufälligen Blick des Frohlockens oder der Demüthigung in ihrem Gesichte zu erspähen, aber vergebens. Selbst wenn ihnen zu einer andern Zeit etwas Menschliches begegnet wäre, jetzt fühlte sich jeder im Dienste eines höhern Herrn und hatte seine ganze Seele in Huldigung auf ihn gerichtet. Ohne die geringste Erinnerung, auch nur einen Augenblick die erhabene Handlung jenes Momentes mit so profanen Gedanken beobachtet zu haben, stellt mir das Gedächtniß das Bild davon noch getreu dar. Ruhig, würdevoll und andächtig, ledig aller Sorgen des öffentlichen Lebens, die Welt vergessend, in der er sich bewegt hatte, und ohne an die Tausende von Augen zu denken, die ringsum auf ihn blickten, schritt der hochbetagte Minister, jetzt der einfache Diakon, mit festem Schritte voll Anmuth einher. Der Mann, den

Könige und Kaiser mit ihrer Freundschaft beehrt hatten, dem zu lieb der stolze und selbstsüchtige Georg von England die Strafgesetze unbeachtet ließ, die gegen die päpstliche Autorität gerichtet waren, und die armselige seit 300 Jahren beobachtete Etikette verletzte, indem er an ihn schrieb; der Mann, welcher sich mitten im Gedränge der Höfe leicht bewegt hatte, ohne eine Verlegenheit zu empfinden, und von allen bewundert, ist nun, da er der Macht und des höchsten Amtes beraubt ist, in seiner Dalmatik am Altare gerade so daheim und bewegt sich in seinem Dienste als Kleriker mit einem Gesichte und Gange, die sich für seinen Platz schicken, wie wenn er nie einen andern eingenommen hätte. Mancher, der gedacht hatte, Consalvis natürlicher Posten sei die Kongreßhalle zu Wien oder der Bankettsaal zu Carlton-House, konnte in jener Stunde sehen, daß er in dem Heiligthum von St. Peter ebenso gut daheim war. Er sah aus, bewegte sich und lebte an jenem Tage, wie diejenigen, die ihn liebten, es nur wünschen konnten, gerade wie man es für sich selbst wünschen möchte an dem Tage, wo man zum letztenmale im Hause Gottes öffentlich auftritt.

Allein der Papst selbst, als er zuerst aufstand, dann bei dem Herankommen des Diakon niederkniete, muß das schärfste Auge getäuscht haben, das in dem seinigen die Spur einer menschlichen Stimmung suchte. Eine tiefe Andacht, die alles übrige ausschloß, theilte seinen blaßen Zügen eine Gluth mit, und wenn auch seine Person von weltlichem Pompe und religiöser Pracht umgeben sein mochte, so war es doch klar, daß sein Geist sich nur einer einzigen Gegenwart bewußt war, und ebenso allein da stund, nur einem Einzigen andern gegenüber, wie einst Moses auf Sinai. Aus der Hand seines demüthigen Dieners empfing er den Becher der heiligsten Liebe, ihre Wangen begegneten sich in der Umarmung des Friedens; der Diener nahm auch, wie es in der Pontificalmesse vorgeschrieben ist, an demsel-

den Kelche Theil, wie der Herr. Wer kann glauben, daß sie in jenen Stunden nicht in seligster Vereinigung miteinander verbunden waren?

Hierauf wurde der neue Papst nach der „Loggia“ oder dem Balkone getragen über dem Thore von St. Peter, und die dreifache Krone wurde von dem Kardinaldiakon, dem ehrwürdigen Pacca auf sein Haupt gesetzt. Er stand dann auf, um seinen ersten Segen dem unten versammelten Volke zu geben. Als er sich von seinem Stuhle erhob und in voller Manneshöhe dastund, die Augen zum Himmel erhoben, und seine Arme ausbreitend, dann seine Hände faltete, die Rechte ausstreckte und segnete, — da konnte nichts über die Schönheit und den Adel einer jeden Bewegung und eines jeden Aktes gehen. Ernst und vom Herzen kommend, väterlich und königlich zugleich schien jene Handlung, die in der That weit mehr war; denn jeder Katholik — und es waren sonst wenige da — empfing den Segen als den ersten Akt der zu seinen Gunsten ausgeübten stellvertretenden Gewalt, die von Ihm herkommt, dessen Hände allein „allen Segen und alle Herrlichkeit, alle Ehre und alle Macht enthalten.“

An die neue Regierung knüpften sich freudige Hoffnungen, wie man im Frühling einer schönen Aernte entgegensieht. Wenn der Papst in früheren Jahren keinen Theil an den öffentlichen Angelegenheiten genommen, wenn seine Gesundheit ihn sogar unsichtbar gemacht hatte, so entfaltete er jetzt eine Intelligenz und eine Thätigkeit, die seinem Pontificate große Berühmtheit versprach. Er hatte aber kaum sein Berufsgeschäft angetreten, als alle die Leiden seiner erschütterten Gesundheit ihn mit vermehrter Wuth anfielen, und all' sein hoffnungsvolles Beginnen plötzlich zu unterbrechen drohten. Früh im Dezember war er so krank, daß er die Audienzen aufgeben mußte, vor dem Ende des Monats sah man ihn als unrettbar an. Im Verlaufe

des Januar 1824 fing er wider alle Hoffnung an, wieder neu aufzuleben. Am 26. dieses Monats finde ich in dem vor mir liegenden Tagebuche folgenden Eintrag: „Ich hatte meine erste Audienz bei Leo XII. Er lag krank im Bette, sah blaß aus, wie der Tod, und war viel magerer, als das letzte Jahr, aber heiter und gesprächig. . . Ich sagte: „Ich bin ein Fremdling, der vor sechs Jahren auf den Ruf Pius VII. hieherkam; . . . meine ersten Gönner, Pius VII. die Kardinäle Litta, de Pietro, Fontana und jetzt Consalvi sind todt." (Hier ließ der Papst den Kopf sinken, schloß die Augen und legte die Hand mit einem Seufzer auf die Brust.) Ich empfehle mich daher dem Schutze Ew. Heiligkeit, und hoffe, Sie werden mir ein Vater sein, in dieser weiten Entfernung von meiner Heimath." Er sagte, er wolle es." 2c. 2c.

Ganz Rom schrieb die unerwartete Wiedergenesung dem Gebete eines heiligmäßigen Bischofes zu, den man auf Verlangen des Papstes von seinem weitentlegenen Sitze zu Macerata berufen hatte. Dies war Msgr. Strambi aus der Kongregation der Passionisten. Er kam sogleich, besuchte den Papst, und versicherte ihn seiner Wiederherstellung, da er dem Himmel sein eigenes werthloses Leben aufgeopfert habe, um ein so kostbares zu erhalten. Es schien in der That, als ob er seine eigene Lebenskraft dem abgezehrten Leibe des Papstes eingegossen hätte. Er selbst starb den andern Tag am 31. Dezember, und der Papst stand wieder wie vom Grabe auf.

Da er sich wieder erholte, entfaltete sich sein Charakter und seine Politik allmählig. In dem ersten offenbarte sich eine große Einfachheit, in der andern ein thätiger reformatorischer Geist. Von der erstern Eigenschaft wird es, da sie sich in seinen persönlichen Gewohnheiten abspiegelte, eine bessere Gelegenheit geben, einige Worte zu sagen. Aber sie zeigte sich auch auf andere Weise. Seine Regierung,

selbst wenn man ihre kurze Dauer in Rechnung bringt, wird weniger hervorragend erscheinen, als die seiner Vorgänger oder Nachfolger, weil es an großen öffentlichen Arbeiten fehlte. Dies jedoch kommt wenigstens theilweise von der eben erwähnten Eigenschaft seines Charakters her.

Ein eigenthümlicher Charakterzug Roms in seinen Monumenten ist die Chronik seiner eigenen Geschichte, die es an sich trägt. Zuweilen ist der Fremde geneigt, je nachdem ihn sein Humor dazu treibt, darüber zu lächeln oder zu murren, was er für eine pomphafte Inschrift auf einem werthlosen Dinge hält, z. B. über eine Marmortafel in einer gewichtigen Rahme, um das Andenken daran zu verewigen, daß ein Strebepfeiler oder eine Strebemauer aus Backsteinen an einem alten Denkmale aufgeführt worden ist. Doch hat dies in mancherlei Hinsicht seinen Nutzen. Es ist dies ein Brauch von Alters her, welcher viele Vortheile bietet. Wie könnten wir die Geschichte eines alten Gebäudes so gut verfolgen, als durch die Inschriften, die man an oder in der Nähe seiner Ruinen findet, die den Namen ihrer Wiederhersteller oder derjenigen aufbewahren, die einen Portikus oder neue Verzierungen hinzufügten? Wie können wir seine Form und Architektur so genau entdecken, als durch eine Medaille, auf welcher es von dem Kaiser oder der Familie, die es baute oder wiederherstellte oder verschönerte, dargestellt worden ist? Wie könnten wir ferner die dunkle Geschichte mittelalterlicher Monumente, ihre Zerstörung durch die Zeit oder Feuersbrunst erforschen, ohne die rohen Verse, die an ihnen angebracht sind, und ohne die eingeklammerten Tafeln, die an ihnen hangen? Wahrlich, wenig würden wir von dem Leben in den Katakomben und von ihrer Geschichte wissen, wenn die ersten Christen in Marmor nicht so geschwätzig gewesen wären und es verschmäht hätten, die Namen der Todten und die Gefühle der Lebendigen auf Mörtel oder Stein zu kritzeln.

Es ist daher in Rom hergebracht, „Reden in Stein" der Nachwelt zu überliefern. Und wie wir jetzt für die Annalen dankbar sind, die so aus alten Zeiten in unsere Hände kommen, so wollen wir uns gleichfalls freuen, daß neuere Zeiten der fernen Nachwelt ähnliche Vortheile bereitet haben. Auch der Styl solcher Inschriften folgt dem verschiedenen Geschmacke eben so entschieden als die Denkmäler, in die sie eingegraben sind. Sie sind in der That selbst künstlerische Denkmäler. Es erspart überdies dem Besucher einer großen Stadt viel Mühe, wenn er sogleich in großen Buchstaben auf der Vorderseite eines jeden hohen Gebäudes Namen, Alter, Stifter und Gebrauch geschrieben sieht. Er kann kein Spital für das Kriegsministerium, keine Börse für einen Gerichtshof halten, er erfährt, welchen Heiligen eine Kirche geweiht ist, und wenn sie einen historischen Namen besitzt, so faßt er ihn sogleich.

Sollte London je wieder ein Trümmerhaufen werden, so würden einige Gypsbruchstücke die Lage entdecken, wo etwa eine Dissenterkapelle stand, und eine wunderliche alte Tafel könnte von einigen niedern Armenhäusern erzählen, die ein ausgezeichneter Kaufmann stiftete. Die übrigen Inschriften wären die Trümmer der Vorderseite von Läden und Facias*) (was immer dies bedeuten mag) mit einigen ehernen Platten, die den Namen eines Zahnarztes oder eines Zeichnungslehrers tragen, oder was der Neuseeländer nach Lord Macaulay's Skizze für die Erlaubniß des Zutritts zu einem seiner Natur verwandten Lieblingsvergnügen mit dem Knittel oder der Faust halten könnte, — die Inschrift „Knock and Ring."**)

Mag nun aber der Gebrauch ein guter oder böser

---

*) Das italienische Wort „facia" bedeutet die Vorderseite, Façade.

**) Platz zum Boxen und Ringen.

sein, Leo XII. nahm ihn gewiß nicht an. Man wußte allgemein, daß er seinen Namen auf keines seiner Werke setzen lassen wollte; man sagte sogar, daß er einst eine hydraulische Maschine auf dem Dache der St. Peterskirche einsah, welche Wasser dorthin führen sollte, und als ihm der Kardinalerzpriester der Kirche, Galessi, eine Inschrift zeigte, die erwähnte, daß es unter seinem Pontificat geschehen sei, so habe er sie entfernen lassen.

Einige große Werke wurden allerdings unter seiner Regierung unternommen, aber nicht vollendet, so daß der Ruhm, welchen die Menschheit gewöhnlich dem Erfolge zuerkennt, sich an andere Namen knüpft. Sollte man aber ihm das Verdienst, sie begonnen zu haben, absprechen? Am Ende enthält doch der kühne Muth, der erforderlich ist, um einen Plan nach großartigem Maßstabe zu entwerfen und das Werk zu beginnen, den Keim in sich, oder ist vielmehr der Keim der unermüdlichen Geduld, die zur Ausführung erfordert wird. Eines dieser ungeheuren Unternehmen war der Wiederaufbau der großen ostianischen Basilika, die in den letzten Tagen seines Vorgängers durch Feuer verzehrt worden war. Man entdeckte bald, daß nicht ein einziger Theil des Gebäudes sicher war, daß man kein Mauerstück stehen lassen durfte. Manche waren dafür, den mittleren Altar und das Grab blos mit einer Kirche mäßigen Umfangs zu überbauen und das weite Schiff wie ein Palmyra in der Wüste zu lassen. Aber der heilige Vater faßte einen großartigeren Plan. Ungeachtet der Schatz erschöpft war und trotz der schlechten Zeiten beschloß er, das Werk des Wiederaufbaues nach dem ursprünglichen Maßstabe des ungeheuren Gebäudes zu beginnen, welches den Namen seines Schutzheiligen Leos des Großen in goldener Mosaik an sich trug. Er wandte sich an den Wohlthätigkeitssinn der Gläubigen in der ganzen Welt, und seinem Aufrufe wurde edelmüthig entsprochen. Aber die auf diese Art gesammelten

Summen reichten kaum für die ersten Ausgaben hin.*) Jene, die gleich mir, sich an das endlose Stützen eines jeden Theiles der von Feuer angefressenen Wände und an das prachtvolle Gerüste erinnern können, so stark, daß es eine Armee getragen haben würde, und so bequem und sicher zugänglich, daß ein Kind es wagen konnte, hinaufzugehen, können sich leicht einbilden, was für Geldsummen ausgegeben wurden, ehe ein Grundstein gelegt wurde. Aber unterdessen sprengten die Brechstange und die Pulvermine gewaltige Massen aus den Steinbrüchen der Alpen, — die Granitblöcke, welche die aus Einem Stücke bestehenden Schäfte der riesigen Säulen für das Schiff und die Säulengänge bilden sollten, in allem vier Reihen, außer den zwei noch kolossaleren, welche der Kaiser von Oesterreich hergab, um den Triumphbogen zu tragen, der zu dem Heiligthume führte. Jede Säule, wenn sie neben dem Berge zugehauen war, mußte nach der See hinabgeführt, in ein Schiff von besonderer Bauart geladen, um Sicilien herum in die Tiber gebracht und der Kirche gegenüber abgeladen werden. Was aber die Subskriptionen, so reichlich sie sein mochten, nicht zu Wege bringen konnten, ersetzte vollständig die Munificenz der nachfolgenden Päpste. Das Werk ist nun vollendet oder beinahe, und die gemachten Sammlungen bilden nur einen sehr untergeordneten Posten in dem Budget der Ausgaben, die für Ausführung desselben erforderlich waren.

Ein anderes großes und nützliches Werk wurde erst unter der Regierung seines zweiten Nachfolgers vollendet und bestand darin, die Verheerungen zu verhüten, welche der Anio zu Tivoli anrichtete. Dieser schöne Fluß, den jeder Reisende neugierig besucht, um ihn, nicht in seinem ruhigen Laufe zu bewundern, sondern wenn er in einer

*) 1,600,000 Francs.

Reihe von Wasserfällen herabstürzt, pflegte seine Berühmtheit auf Kosten der Wohnlichkeit und des Wohlstandes der Stadt zu erlangen, durch die er rauschend dahin floß. Der „praeceps“ Anio vergaß oft, was seine eigene Gränze war, und weigerte sich zu thun, was der Themse geboten wurde, „sich immer zwischen ihren Ufern zu halten.“ Während er Hals über Kopf schäumend und sich krümmend unter betäubendem Gebrüll dem Orte zueilte, wo der Reisende ihn in der Grotte der Sybille erwartete, pflegte er zuweilen anzuschwellen und seine Gränzen zu durchbrechen, indem er dabei die Häuser, die an seinem Ufer standen, mit Wegen, Mauern und Brücken wegschwemmte, und sie nicht nur hinunterschleuderte, sondern sie in einen gewaltigen Schlund hinabführte, in dem er sich selbst unter dem Boden begrub. Indessen erhebt sich über der tiefen kalten Höhle, in die das Auge sich hinabsenkt, um diese Geheimnisse der Urne Anio's zu sehen, hoch auf dem Piedestal einer steilen Felsenwand und wie auf einem Throne von sammtenem Grün, ähnlich einer Zinne, die in den tiefblauen Himmel emporragt, der anmuthige Tempel der Sybille, jenes köstliche Kunstwerk, das den Schönheiten der Natur gleichsam die Krone aufsetzt und im vollkommenen Einklange damit steht. Einer jener verrätherischen Ausbrüche dieses klassischen Stromes kam im November 1826 vor. Er war zerstörender als gewöhnlich und den Verheerungen, die er anrichtete und dem Schaden, den er den Anwohnern zufügte, konnte durch locale Hilfsmittel nicht abgeholfen werden. Der Papst gab sogleich Befehle zu gründlichen Ausbesserungen, die man nach einem solchen Maßstabe betrieb, daß sie gegen künftige Wiederholung des Unglücks Sicherheit boten. Ein großes Stück der Arbeit war gethan, und im Oktober des folgenden Jahres ging der Papst nach seinem Brauche, ohne vorher Nachricht zu geben, hin, um selbst den Fortschritt des Werkes einzusehen. Man kann sich wohl vor-

stellen, welche Freude dieser unerwartete Besuch den Bewohnern dieser armen, obwol gewerbfleißigen und schönen Stadt machte. Sie drängten sich um ihn und begleiteten ihn nach der Kathedrale, wo er, nachdem er, wie gewöhnlich, den Segen gegeben, in der Sakristei den Klerus und die Gemeinde des Ortes empfing.

Später fand man es nothwendig, eine kühnere und wirksamere Maßregel zu ergreifen, nämlich einen doppelten und hohen Tunnel durch den harten Travertinfelsen zu hauen und den Hauptstrom abzuleiten, ehe er die Stadt erreicht. Diese Cunicoli, wie sie heißen, bilden eines der großartigsten Werke unter dem Pontifikate Gregor's XVI. Sie sind des kaiserlichen Rom würdig, kühn, hoch, luftig und vollkommen ausgearbeitet. Anstatt die Naturschönheiten Tivolis zu vermindern, haben sie es noch mit einem neuen Wasserfalle von großer Höhe bereichert; denn sie ergießen ihren Strom in einer einzigen Wassermasse in das jenseitige Thal, und wenn die Zeit ihre Ufer mit Gesträuchen und ihre Steine mit Moos bekleidet haben wird, so wird man an dem Werke nicht leicht die Hand des Menschen unterscheiden können, wenn nicht eine zu rechter Zeit angebrachte und wohlgeformte Inschrift den Urheber davon erwähnt. Eine der jährlichen Medaillen aus Gregor's Pontificat erzählt nicht nur das Ereigniß, sondern stellt es auch dar.

Hier haben wir Beispiele von wichtigen Unternehmen, auf welche der Name Leo's hätte gesetzt werden können, wenn es sein Wunsch gewesen wäre. Auch blieb er hinter seinen Vorgängern in der Aufmerksamkeit auf den gewöhnlichen und charakteristischen Fortschritt alles dessen nicht zurück, was sich auf die Kunst bezieht. Auf die Bibliothek, das Museum, die Ausgrabungen, die öffentlichen Denkmäler, wurde ebenso fleißig gesehen, und sie wurden ebenso beständig verbessert oder fortgesetzt, wie zu jeder andern Zeit, so

daß sein Pontificat keineswegs ein stillstehendes war, obwol man nach Inschriften, die an seine Werke erinnern, vergebens sucht. An Beweisen wird es im Laufe unserer Erzählung nicht fehlen.

3. Kapitel.

Fortsetzung.

Die Politik des Papstes offenbarte einen thätigen Geist der Reformen. Dieser durchdrang jeden Theil seiner Regierung von der Verwaltung im Allgemeinen bis in's kleinste Detail. Er stellte die Finanzen des Staates unter eine strenge Administration und brachte sie in einen solchen Zustand, daß er bald die Abgaben nicht unbedeutend vermindern konnte. Sogleich nach seiner Krönung hob er mehrere Steuern auf; im März 1824 und im Januar 1825 wurden die Abgaben, welche auf einzelnen Klassen der Bevölkerung ungleich lasteten, noch weiter vermindert. Wenn ich mich recht erinnere, so schwächten einige dieser Abschaffungen das Privateinkommen des Papstes beträchtlich. Was die Herabsetzung der Steuern noch auffallender machte, war der Umstand, daß sie im Angesichte bedeutender Ausgaben eintrat, die bei Gelegenheit des Jubiläums unmittelbar bevorstanden. Aber weit entfernt, daß diese das Gleichgewicht des Finanzsystems störten, sah sich der Papst am Schluße desselben, d. h. am 1. Januar 1826 im Stande, die Eigenthumstaxe in seinem ganzen Gebiete um 25 Prozent herabzusetzen.

Da es die schwerste und erste unter allen Abgaben war, die das Land betrafen und was darauf existirt, so war diese Maßregel die Entfernung einer allgemeinen Last und eine Erleichterung für jede Art von Industrie und Kapital.

Man wußte allgemein, daß der Papst eine andere höchst wohlthätige Maßregel beabsichtigte und daß er durch die

strenge Sparsamkeit, deren Seele sein Schatzmeister Cristalvi war, beinahe die ganze Summe bei Seite gelegt hatte, die zu ihrer Durchführung erforderlich war. Dies war der Wiedererkauf des ungeheuren Grundbesitzes in den päpstlichen Staaten, welchen der Wiener-Kongreß mit dem Rechte der Wiedereinlösung der Familie Beauharnais zugewiesen hatte. Alles Land, welches religiösen Körperschaften gehört hatte, mit Einschluß vieler großen und herrlichen Klostergebäude in mehreren fruchtbaren nördlichen Provinzen war als eine Dotation dem Prinzen Eugen gegeben worden und sollte auch auf seine Familie übergehen. Die Nachtheile und Uebel, welche aus dieser höchst willkührlichen Anordnung entsprangen, waren zahlreich und offenbar. Nicht nur wurde ein riesenmäßiges System des Absenteismus dauernd in dem Herzen des Landes errichtet und ein sehr großes Einkommen außer Landes geführt, das sonst an Ort und Stelle ausgegeben worden wäre, sondern es wurde auch da ein ungebührlicher Einfluß auf eine sehr empfängliche Bevölkerung erzeugt durch das weitverbreitete Patronat, welches die Verwalter des Besitzthums hatten. In jeder größeren Stadt enthielt irgend ein geräumiges Gebäude die Bureaux des Appanagio, wie es hieß, mit einem Personal von Steuereinnehmern, Schreibern, Aufsehern, Feldmessern und höheren Beamten, und fast in jedem Dorfe war ein Zweig dieses kleinen Reiches, um die Maierhöfe und sogar kleinere Grundstücke früherer Gemeinden zu bewirthschaften. Viele der Angestellten waren überdies Ausländer, deren Religion eine offene Abneigung gegen die der Eingebornen zeigte, und deren Sittlichkeit die Bevölkerung weder erbaute noch besserte.

Eines so unnatürlichen und anomalen Zustandes der Dinge los zu werden, konnte für alle Parteien nur erwünscht sein. Für die päpstliche Regierung und die Einwohner jener Provinzen war es ein beständiger Dorn im Auge oder viel-

mehr in der Seite. Eine ungeheure Masse Grundbesitz, der nur im Ganzen veräußert werden konnte, vermischt mit den Besitzungen der Eingeborenen, hemmte den freien Lauf der Speculation in Ländereien durch Tausch oder Kauf, und hielt die Konkurrenz mit ungeheuren Geldmitteln aufrecht, die auf die Kultur und die Bewirthschaftung der Güter keineswegs gut angewandt wurden. Für den Inhaber des Eigenthums mußte diese Besitzart sehr unbefriedigend gewesen sein. So weit von der Residenz und seinen andern Gütern entlegen, mußte es durch eine lästige und verwickelte Administration verwaltet werden, die sich über ein weites Gebiet verbreitete und ohne Zweifel einen bedeutenden Theil des Ertrages verschlang.

Es war daher ein Gegenstand der Finanzverwaltung Leo's, diesen werthvollen Theil seines Landes aus der Hand des Fremden wieder loszukaufen. Hätte seine Regierung ein paar Jahre länger gedauert, so wäre es ihm wahrscheinlich gelungen. Aber sein Nachfolger nahm den Thron eine zu kurze Zeit ein, um viel ausführen zu können, und die Revolution, welche gerade in dem Augenblick der Thronbesteigung Gregor's ausbrach, verschlang bald den Inhalt des Schatzes und stürzte die Finanzen des Landes auf viele Jahre in Verwirrung.

Dennoch war er in einer späteren Zeit (1845) im Stande, dieses Werk auszuführen. Unter der päpstlichen Genehmigung bildete sich zu Rom eine Gesellschaft, an welcher der höchste Adel Theil nahm und an der Spitze stand, um die ganze Apanage des Prinzen wieder zu kaufen. Hinreichende Mittel waren bald vorhanden, die vorher ausgemachte Summe wurde bezahlt und das Eigenthum unter billigen Bedingungen an benachbarte oder andere Grundbesitzer leicht verkauft. Allmählige Abzahlung für das Land und das darauf haftende Kapital wurde erlaubt, und so haben viele Familien ihre früheren Besitzungen bedeutend vermehrt.

Außerdem daß der Papst die Finanzlage seines Landes wesentlich verbesserte, wandte er seine Aufmerksamkeit auf manche andere Seiten der Regierung. Bald nach seinem Regierungsantritte gab er ein neues Gesetzbuch oder eine neue Gesetzessammlung heraus. Dies geschah durch das Motu proprio vom 5. Oktober 1824, dem ersten Jahrestag seiner Krönung. Es hat den Titel „Reformatio Tribunalium" und beginnt damit zu erwähnen, daß Pius VII. eine Commission bestellt habe, bestehend aus tüchtigen Advokaten, um das Gerichtsverfahren im Jahre 1816 zu reformiren, und daß er bei seiner eigenen Thronbesteigung eine gründliche Durchsicht ihrer Arbeiten angeordnet habe. Nach vieler Mühe den Entwurf zu verbessern und zu vervollkommnen, sei derselbe einer Kongregation von Kardinälen unterbreitet und von denselben gut geheißen worden. Aber, fügt der Papst hinzu, er sei für die Herabsetzung der gesetzlichen Gebühren und Kosten besonders besorgt gewesen, und sei bereit, jedes Opfer der öffentlichen Einkünfte zu bringen, das nothwendig sei, um seinen Unterthanen eine wohlfeile Justiz zu sichern.

Die Erziehung in ihren höchsten Zweigen war ein anderer Gegenstand seiner Sorgfalt. Die päpstlichen Staaten enthielten mehrere Universitäten außer mehreren Erziehungsanstalten, welche an der Natur solcher Institute Theil nahmen und die Privilegien derselben besaßen. Durch die Bulle „Quod Divina Sapientia", die am 28. August 1824 herauskam, gestaltete Leo das ganze Universitätssystem von neuem. Die Universitäten Rom und Bologna bildeten die erste Klasse. Ferrara, Perugia, Camerino, Mazerrata und Fermo hatten Universitäten geringeren Grades. Die der ersten Klasse hatten jede 38, die der zweiten 17 Lehrstühle.

Nehmen wir Rom als das Beispiel der ersten Klasse, so bestand die Universität daselbst aus einer theologischen, medicinischen, juristischen und philosophischen Fakultät oder

Kolleg, wie es in Italien heißt; dazu kam noch eine andere unter dem Namen der philosophischen, und diese wurden sämmtlich vollständig neu eingerichtet. Das philosophische Kolleg umfaßte nicht nur jeden Zweig der Mathematik, sondern auch Chemie und Ingenieurkunst. Ein Jüngling konnte sich zur Prüfung melden und in dieser Fakultät die Grade empfangen. Ebenso konnten in der philologischen Abtheilung die Grade in allen den Sprachen erlangt werden, die daselbst öffentlich gelehrt werden, d. h. im Griechischen, Hebräischen, Syrochaldäischen und Arabischen. Die Mitglieder der Fakultäten waren nicht bloß Professoren der Universität, sondern auch in den Lehrgegenständen, die sie vortrugen, ausgezeichnete Männer an andern Anstalten der Stadt oder sogar im Privatleben.

Eine besondere Kongregation wurde für die Studienaufsicht in den päpstlichen Staaten geschaffen unter dem Titel Kongregation der Studien. Derselben obliegt die Pflicht, Aenderungen, welche von den verschiedenen Fakultäten beantragt werden, entweder gut zu heißen oder zu verbessern, oder zu verwerfen; die erledigten Lehrstühle zu besetzen und über die Zucht, Moral und Grundsätze aller Universitäten und anderer Schulen zu wachen.

Es ist ausgemacht, daß durch diese kräftige Organisation dem Studium ein neuer Impuls gegeben wurde. Schüler aus allen Theilen Italiens und aus andern Ländern, nicht damit zufrieden, die jährlichen Preise zu gewinnen, studirten, um die Grade zu erlangen, die abgesehen davon, daß sie für eine Ehre galten, einen schätzbaren Titel verliehen, in fernen Ländern Lehrstühle zu erlangen oder sonst vorgezogen zu werden. Unter seine früheren Zuhörer innerhalb der Frist von zwei Jahren kann der Verfasser nun einen Patriarchen von Jerusalem rechnen, einen Bischof, den Generalvikar eines angesehenen bischöflichen Sitzes, vier Professoren an Universitäten und einen wenigstens an einer

großen öffentlichen Anstalt. Diesen Männern ist er seitdem begegnet oder hat von ihnen gehört, von andern zweifelt er nach ihren ausgezeichneten Eigenschaften nicht, daß sie ebenfalls in hohe Posten vorgerückt sind.

Aber eine wichtigere Verbesserung wurde durch diese Einrichtung getroffen. Mit der Ausnahme einiger theologischen Professuren, die seit langer Zeit von religiösen Orden besessen werden, wurden nun alle Lehrstühle der öffentlichen Bewerbung freigegeben.*) Bei einer durch Todesfall oder hohes Alter erledigten Stelle mußte Anzeige gemacht werden, und ein Tag wurde bestimmt zur schriftlichen Prüfung solcher Bewerber, die genügende Zeugnisse über ihren Charakter eingeschickt hatten. Der einzige Grund der Ausnahme und Bevorzugung war die Herausgabe eines solchen Werkes über einen Gegenstand des betreffenden Faches, das wohl für eine bloß schriftliche Prüfung gelten konnte und die Tauglichkeit des Verfassers für die Professur, um die er sich bewarb, bewies.**) Nebstdem machte der Papst das Einkommen der Lehrstühle zu einem anlockenderen Gegenstande der Bewerbung, indem er es beträchtlich vermehrte. Er war in der That überaus freigebig, um für die höhere Erziehung seiner Unterthanen, Laien sowol als Geistliche die Mittel zu schaffen. Während er der Gesellschaft Jesu die Schulen des großen römischen Kollegs wieder übergab, die seit der Zeit Clemens XIV. von der Weltgeistlichkeit versehen worden waren, stiftete und begabte er mehrere Klassen unter der Leitung der letztern an dem alten deutschen Kolleg, wo die Erziehung beinahe mit ihren Anfangsgründen beginnt und die höchste Stufe der geistlichen Gelehrsamkeit erreicht.

---

*) „Professores in posterum deligantur per concursum.“ Tit. V. Nr. 53.

**) Tit. V. Nr. 70.

Die Bemerkung wird nicht uninteressant sein, daß Leo XII. die Werke Galilei's und andere von ähnlichem Charakter aus dem Index streichen ließ in der Ausgabe, die während seines Pontifikats herauskam.

Indem wir von kirchlichen Gegenständen sprechen, wäre es eine Ungerechtigkeit gegen das Andenken dieses Papstes, andere Verbesserungen nicht zu erwähnen, welche die Früchte seines reformatorischen Geistes waren. Er machte eine neue Eintheilung der Pfarreien Roms. Hier wie anderwärts herrschte in der Arbeit und in der Belohnung der Pfarrgeistlichen eine große Ungleichheit. Die reicheren Quartiere der Stadt waren natürlich verhältnißmäßig einträglicher, als wo lauter Elend herrschte, und doch waren die Ansprüche an die Wohlthätigkeit in den letzteren am dringendsten. Leo theilte die Pfarreien neu ein; von 71 bestehenden Pfarrkirchen hob er 37 auf, von denen einige sehr klein waren oder zu nahe bei einander lagen, und behielt 34 bei. Zu diesen fügte er noch 9, so daß die Zahl im Ganzen 43 betrug.*) Er machte überdieß ihr Einkommen gleicher, so daß da, wo das Einkommen des Pfarrgeistlichen eine bestimmte Summe nicht erreichte, die für nöthig erachtet wurde, um anständig damit zu leben, dies aus andern Quellen von Seiten der Regierung ergänzt wurde. Jedermann mußte diese gerechte Reform gutheißen. Aber es ist nur billig, wenn wir hinzufügen, daß auf diese Weise keineswegs, auch nicht annähernd für den Reichthum der Geistlichen gesorgt wurde. Großes Vermögen der Geistlichen ist in Rom unbekannt und das Einkommen, welches der Rektor einer römischen Pfarrei genießt, würde für einen Pfarrer in London als eine armselige Belohnung angesehen werden.

Es lief eine Anekdote in Rom um, als diese Ein-

*) Bulle „Super Universum;“ 1. Nov. 1824.

theilung vor sich ging. Der Papst beabsichtigte nach seinem Plane, die Chiesa Nuova zu einer Pfarrkirche zu machen. Diese gehört den Vätern des Oratoriums, welches, wie alle Welt nun weiß, von dem heiligen Philipp Neri gestiftet wurde. Man erzählte sich, daß der Obere des Hauses eine von dem Heiligen selbst geschriebene Bittschrift an den zu seiner Zeit regierenden Papst nahm und sie dem heiligen Vater vorwies, worin jener bat, daß seine Kirche niemals eine Pfarrkirche werden möchte. Unten war ebenfalls eigenhändig das Versprechen jenes Papstes geschrieben, daß es nie der Fall sein sollte. Dieser Papst war der heilige Pius V. Leo beugte sich vor der Meinung solcher Männer indem er sagte, daß er nicht gegen zwei Heilige ankämpfen könne, und änderte seinen Plan.

Eine andere kirchliche Aenderung, die er einführte, betraf die religiösen Körperschaften. Außer den größern Häusern verschiedener Orden gab es mehrere kleine Genossenschaften von Zweigen derselben, die auszusterben schienen und in welchen es schwierig war, die klösterliche Observanz vollständig aufrecht zu erhalten. Er ergriff Maßregeln, dieselben allmählig eingehen zu lassen, indem er den wirklichen Mitgliedern erlaubte, in ähnliche oder verwandte Anstalten einzutreten, oder sie sollten nach und nach sich auflösen, indem sie keine Novizen mehr aufnahmen. Eine solche Maßregel hatte natürlich ihre Tadler; aber gewiß wurde sie in der reinen Absicht ergriffen, die Ordensobservanz so sehr als möglich einzuschärfen.

Es mag vielleicht manche Leser nur wenig interessiren, ausführlich kennen zu lernen, was der reformatorische Geist dieses Papstes beabsichtigte. Aber sogar solche, die gegen alles, was Rom und seine Päpste betrifft, Gleichgiltigkeit affektiren, werden die Zeugnisse nicht zurückweisen, welche an einem derselben den aufrichtigen und thatkräftigen Wunsch

zeigen, Mißbräuche abzustellen, selbst in scheinbar unbedeutenden Dingen.

Einige dieser Reformen wurden gewiß nicht von einem Verlangen eingegeben, sich bei dem Volke beliebt zu machen. Sie waren entschieden unpopulär, sowohl bei Fremden, als bei Einheimischen. So z. B. schaffte er für immer eines der herrlichsten und schönsten Schauspiele ab, die mit den Funktionen der heiligen Woche verbunden sind. Am Donnerstag und Freitag Abends wurde die St. Peterskirche gewöhnlich durch ein wunderbares Lichtkreuz beleuchtet, das von der Wölbung herabhing. Dieses künstliche Meteor warf einen Strahlenschimmer auf den Altar, wo alle übrigen Lichter ausgelöscht waren, und sogar um das Grab der Apostel, wo man an einem Abende gewisse kirchliche Ceremonien verrichtete; es beleuchtete den Balkon unter der Kuppel glänzend, wo ehrwürdige Reliquien ausgestellt werden, und ergoß einen Lichtstrom in jeden offenen Raum, der jeden hervorspringenden Punkt und Winkel mit Glanz erfüllte, während alles übrige in dunklem Schatten lag. Es war ein solcher Effekt des Helldunkels, des glänzendsten Helles und des dichtesten Dunkels, wie es jeder Künstler mit Vergnügen betrachtete. Aber es war überschön; es zog eine Masse Leute herbei, die nur hingingen, um die großartigen Wirkungen des Lichtes zu sehen. Während Pilger aus dem Süden sich in der Mitte der Kirche drängten und auf ihren Knieen lagen, spazierten Reisende aus dem Norden in dem wunderbaren Lichte umher und studierten die unübertroffenen Effekte desselben, das in die düsteren Winkel drang und sich dann in dieselben versenkte, um auf einmal wieder in einem Sonnenglanze hervorzubrechen, dem keine Dämmerung voranging. Und bei all' dem plauderten und lachten sie und bildeten schwatzende Gruppen, die sich sodann in herumschlendernde Partien auflösten, welche alles, was die feierlichste Wirkung hervorbringen sollte, leichtfertig

behandelten. Es that Einem das Herz weh und man wurde ärgerlich, ein solches Betragen ansehen zu müssen, ja man schämte sich der Sitten seiner Heimath, wenn man anständig gekleidete Leute sah, welche die heiligen Gefühle anderer nicht achten konnten, und was ihr Benehmen in der alten Paulskirche zu sein pflegte, in den erhabenen Dom von St. Peter mitbrachten.

Zum Unglücke für künftige Generationen hielt man es für unmöglich, dieser Unordnung anders zu steuern, als durch die Entfernung ihrer Ursache. Das beleuchtete Kreuz, welches aus glänzend polirten Kupferplatten bestand und mit Lampen besetzt war, verschwand beim Beginne der Regierung Leo's auf seinen Befehl und nur einmal wurde seine Beleuchtung als ein profanes Schauspiel von den Häuptern der Republik erneuert, und es durfte seitdem ruhig in den alten Rumpelkammern des Vatikan liegen bleiben.

In den zwei päpstlichen Kapellen waren seit lange erhöhte Sitze eingeführt worden für die besondere Bequemlichkeit fremder Damen, welche von da aus den Ceremonien folgen konnten, die am Altare vollzogen wurden. Das so eingeräumte Vorrecht war schändlich mißbraucht worden. Nicht nur ein leichtfertiges und unehrerbietiges Benehmen, nicht bloß Kichern und lautes Geplauder, sondern auch Essen und Trinken erlaubte man sich innerhalb der heiligen Stätte. Gegenvorstellungen waren vergeblich gewesen und so auch andere Vorsichtsmaßregeln mit Billeten und Ueberwachung. Eines schönen Tages fanden die Damen die erhöhte Plattform nicht mehr; die Sitze waren niedrig auf dem Boden, hoch genug für jene, die kamen, um zu beten und an dem Gottesdienste Theil zu nehmen, ganz nutzlos für solche, die nur hereinkamen, um in vorsetzlicher Unwissenheit herumzustieren oder in tückischer Bosheit zu spötteln.

Diese Hochachtung vor Gottes Haus dehnte der Papst über alle übrigen Kirchen aus. In jeder hatte ein Schweizer seinen Platz, um sie in Ordnung zu halten, um das Herumgehen zu ungeeigneten Zeiten aus Neugier oder in künstlerischer Absicht zu verhüten und jedem ungeziemenden Betragen Einhalt zu thun. Anständige Kleidung in der Kirche wurde auch nachdrücklich eingeschärft.

Dies waren keine populären Maßregeln und sie machten den Papst Leo XII. bei den Reisenden nicht beliebt, die ein Recht ansprachen damit, was nicht ihr „eigen war, zu thun, was sie wollten." Aber noch viel weiter als die Unterdrückung dessen, was beim Volke allgemein beliebt war, ging eine andere Maßregel, welche viel Widerwillen unter den Leuten erweckte. Obwol man die Italiener im Vergleiche mit andern Nationen nicht als trunkliebend ansehen kann und ihre gewöhnlichen leichten Weine den Kopf nicht so schnell benebeln als schwerere Getränke, so lieben sie doch die Osteria und die Bettola,*) in der sie Stunden lang sitzen und schlürfen, ermuthigt gerade durch die Nüchternheit ihres Trankes. Da geht die Zeit verloren und es werden böse Gespräche ausgetauscht; es erheben sich einfältige Streitigkeiten, woraus lärmende Händel entspringen, die feurige Leidenschaften entzünden und zuweilen tödtlichen Haß. Manchmal erfolgt sogar Schlimmeres; von der Zunge scharf wie ein Schwert, fliegt die innerliche Wuth zu dem schärferen Stahl, der in dem Wamse oder in den Gamaschen verborgen lauert, und der Leib von einer gefährlichen Wunde durchbohrt, ausgestreckt auf der Schwelle des Wirthshauses, beweist die tödtliche Gewaltthätigkeit, zu welcher ein Streit beim Becher führen kann.

Um diesem Unheile vorzubeugen und die socialen und häuslichen Uebel zu heilen, zu welchen der Trinkladen, was

*) Wirthshaus und Kneipe.

er immer verkaufen mag, überall führt, ersann der Papst den Plan, denselben darauf zu beschränken, was dieses Wort buchstäblich bedeutet. Wein durfte in der Osteria verkauft werden, aber es war nicht erlaubt, ihn im Wirthschaftsgebäude zu trinken. Unmittelbar innerhalb der Thüre befand sich ein mit einem Gitter versehener Verschlag, durch welchen der Wein ausgehändigt und das Geld eingenommen werden konnte, aber es gab da keine Bequemlichkeit zum Sitzen und nur wenig zum Stehen. Dies, so hoffte man, sollte die Leute bewegen, ihre Erfrischung nach Hause zu nehmen und sie mit ihren Familien zu theilen. Und so machten es ohne Zweifel manche, während den Saufgelagen und dem Reizmittel der Unterhaltung, dieselben fortzusetzen, ein Ende gemacht wurde, sowie vielen Streitigkeiten und Ausbrüchen der Leidenschaft. Diese Maßregel trieb einen Theil der Leute außerhalb des Hauses hinaus anstatt ihnen innerhalb ein Obdach zu geben, und veranlaßte Versammlungen an der Thüre des Ladens; aber eine glühende Sonne oder ein scharfer Regenschauer oder eine kalte Winternacht lichtete ihre Reihen ohne Mühe, und die Zeit würde bald den ersten Unwillen gelegt haben, der sich hier Luft machte. Nichts jedoch konnte bei dem Volke unbeliebter sein als diese Maßregel, die sogenannten „cancellitti" einzuführen, so daß sie sogleich nach dem Tode des Papstes abgeschafft wurden.

Diese Beispiele werden zeigen, wie gering er den lieblichen Wind der Volksgunst anschlug, um seine Pflicht zu thun. Einige andere Handlungen seines Willens werden darthun, wie diese Strenge, um die Laster der Armen zu heilen oder zu verhüten, von Herzensgüte und Nächstenliebe begleitet war. Bald nach seiner Thronbesteigung hatte er eines Abends seine Audienzen beendigt, als er einen seiner Hausprälaten, der außerhalb des Palastes lebte und jetzt Kardinal ist, fragte, ob sein Wagen unten sei. Als er

es bejahte, sagte der Papst, er wolle in demselben ausfahren, hing einen Mantel um, ging auf einer geheimen Treppe hinab und fuhr von seinem hohen Diener begleitet nach der Schule der Taubstummen, wo eben eine Prüfung gehalten wurde. Von einem solchen Vorfalle hatte man früher niemals gehört und wir können uns die Freude und Dankbarkeit der Zöglinge und Lehrer über diese höchst unerwartete Ueberraschung vorstellen. Er wohnte der Prüfung an und theilte dann mit eigener Hand die Preise aus, die er mit sich gebracht hatte.

Dieses erste Beispiel wurde oft wiederholt, aber es wurde noch weiter getrieben, sogar bis zu den niedrigsten Tiefen des Elends. Er besuchte die Gefängnisse, nicht nur um große Verbesserungen zu besichtigen, die er daselbst einführte, sondern um sich mit ihren unglücklichen Bewohnern zu unterhalten und ihre Leiden zu erleichtern. Auf diese Weise erschien er plötzlich in dem Schuldnergefängnisse im Kapitol, erkundigte sich persönlich über einzelne Fälle der Bedrückung und entließ mehrere Gefangene, deren Schulden er auf sich nahm. Auch die Spitäler wurden unerwartet besucht und ihre Bewohner durch die gütige Gegenwart und die freundlichen Worte ihres heiligen Vaters getröstet.

Eifrig bemüht, für die gerechte und wirksame Verwaltung der Wohlthätigkeitsfonds zu sorgen, von denen manche auf werthlose Gegenstände verwendet oder durch Austheilung von kleinen Geldsummen an Einzelne verschleudert wurden, ernannte er eine Kommission von hohen Geistlichen und unbescholtenen Laien, um alle Almosenfonds Roms zu einer Masse zu vereinigen und auf ihre gleichmäßige Austheilung zu sehen. Dieses edle Institut bekannt als die „Congregazione dei Sussidj" wurde durch ein Dekret vom 17. Februar 1826 eingeführt. Demselben ist eine schöne Instruktion an die Pfarrkomités angehängt, die unter die-

sem Kollegium thätig sind, und an deren Spitze ein Herr und eine Dame der Wohlthätigkeit stehen, die aus den Pfarrkindern genommen sind. Nichts kann gefühlvoller oder von zarter Liebe zu den Armen mehr durchdrungen sein, als diese wahrhaft bischöfliche und väterliche Anrede.

Eine Genossenschaft von Franziskanernonnen, die durch die strenge Beobachtung ihrer Regel ein höchst erbauliches Leben führten, hatte eine armselige Wohnung in einer steilen engen Straße hinter dem Quirinal, wo sie die Klausur nicht halten konnten, da sie im Innern des Hauses keine Kirche hatten. Der Klerus des englischen und schottischen Kollegs sorgte oft für ihre geistlichen Bedürfnisse, und dies war auch ein Lieblingsdienst des Verfassers. Einst in der Hitze eines Sommernachmittags, als Jedermann auch die Klosterfrauen die kurze Ruhe der Tageszeit genossen, zitterte und rasselte das rauhe Pflaster des Gäßchens unter dem ungewöhnlichen Lärm und Getöse der Pferde und Wagen. Ein ungeduldiger Zug an der Klocke benachrichtigte die Gemeinde, welche nicht auf die Straße sehen konnte, daß all' dieser Lärm um ihretwillen war. Was gibts? Wer will etwas zu dieser Stunde? fragte die aus der Ruhe aufgeweckte Pförtnerin. Der heilige Vater ist da, um euch zu besuchen, war die Antwort. Ohne Zweifel freute sich der Papst in der Stille über den Schrecken und die Freude, über das Erstaunen und die Verwirrung der armen Schwestern über diesen höchst unerwarteten Beweis von väterlicher Sorgfalt. Er untersuchte das Haus selbst und sah, daß es unangemessen war, und nachdem er sich vertraulich und gütig mit ihnen unterhalten hatte, schied er und ließ sie voll Trostes zurück.

Ein herrliches und geräumiges Kloster, damals unbesetzt, befand sich in der Nähe der schönen Fontäne, die den Reisenden unter dem Namen der Tartarughe, d. h. Schildkröten, bekannt ist. Es hatte alles, was eine Klostergemeinde

brauchte und stieß an eine geschmackvolle Kirche, welche dem heiligen Ambrosius geweiht war, und den Ort einnehmen soll, wo er einst wohnte. Dieses Kloster hatte Leo durchaus wiederherstellen und in Ordnung bringen lassen, und als alles bereit und der Tag, um davon Besitz zu nehmen, bestimmt war, wurden die guten Nonnen von einigen Damen des römischen Adels besucht, die stets zu solchen guten Handlungen bereit sind, und in ihren Karossen nach dem Vatikan geführt, wo ihnen ein kostbares Mahl, wie es ihnen schien, vorgesetzt wurde und sie den Segen des Papstes empfingen und geraume Zeit seine liebenswürdige Unterhaltung genossen. Sie wurden dann nach ihrer neuen Heimath gefahren, wohin man ihr Hausgeräthe gebracht hatte. Es war ergötzlich, die Klosterfrauen jenen Tag beschreiben zu hören, ihre Verwirrung, als sie nach jahrelanger Abgeschiedenheit von der Welt durch die Straßen fuhren, ihr Erstaunen und ihre ehrfürchtige Scheu im Vatikan und seiner Kirche, die sie besuchten, ihre Erleichterung nach einem für sie anstrengenden und mühsamen Tage, als ihre gütigen Besucher sie alle verlassen hatten und sie ihre Thore für immer der Außenwelt verschlossen; dann endlich ihren Schrecken, sich ohne einen Bissen Speise zu finden, krank und schwach, wie sie waren, da sie aus lauter Verwirrung und Ehrfurcht von den päpstlichen Erfrischungen nichts hatten genießen können. Dies allein war übersehen worden, und nur eine einzige Klosterfrau, die gewiß einen Platz unter den fünf weisen Jungfrauen der Parabel verdiente, hatte ein kleines Körbchen mit Lebensmitteln von Hause mitgebracht, die sie jedoch bereitwillig mit ihren hungernden Schwestern theilte.

Auf diese Weise liebte es Papst Leo, Gutes zu thun. Er überraschte gern die Leute, und liebte es, mit eigenen Augen zu sehen; zuweilen war, wie die Sage ging, das

Resultat ein ganz anderes, als das in dem angeführten Falle.*)

Ehe wir dieses Kapitel schließen, mag es nicht unpassend sein, einige weitere Handlungen zu erzählen, die mit dem Gegenstande desselben wenigstens entfernt zusammenhängen und die vielleicht anderswo nicht so gut angeführt werden könnten.

Nachdem wir seine Aufmerksamkeit auf den Fortschritt der Kunst, als mit dem Betragen aller seiner großen Vorgänger übereinstimmend erwähnt haben, mag es nicht am unrechten Orte sein, ein paar Beispiele davon anzuführen. Die vatikanische Bibliothek verdankt ihm sehr werthvolle Bereicherungen. Die vorzüglichste vielleicht ist die Cicognara-Sammlung von Werken, die sich auf die Kunst beziehen. Der Edelmann, dessen Besitzthum sie war, ist durch eine herrliche Geschichte über die Skulptur wohl bekannt, ein Werk, das seinen Namen an die Winkelmanns und Agincourts knüpft. Um dieses Buch zu verfassen, hatte er natürlich höchst schätzbare und kostspielige Werke über jedes Gebiet der Kunst gesammelt. Bei seinem Tode wurde diese Sammlung dem Verkauf ausgesetzt, der Papst kaufte sie und schenkte sie der vatikanischen Bibliothek. Außerdem fügte er ihren reichen Schätzen viele tausende von Bänden hinzu, so daß neue Zimmer zu der unendlichen Reihe derselben geschlagen werden mußten.

*) Eine Geschichte pflegte im Umlaufe zu sein, deren Wahrheit hier nicht verbürgt werden kann, daß er einst zu derselben ungewöhnlichen Stunde zu der Kirche einer Ordensgemeinde von Männern fuhr, die nicht ganz in der Ordnung sein sollte. Er befand sich darin, ehe die Mitglieder des Hauses aufgeweckt wurden, und knieete an dem einfachen Banke oder genuflessorio vor dem Altare nieder. Er ging dann in's Haus und unterhielt sich so leutselig wie gewöhnlich. Als er Abschied nahm, wurde auf eine feine Weise die Bitte an ihn gestellt um irgend ein Andenken an seinen Besuch,

Unter diesem Pontifikate wurde auch der Grund zu dem neuen herrlichen etruscischen Museum gelegt. Denn die Ausgrabungen und das Studium der Städte von Gräbern, die sich noch an der Grenze von Toskana befinden und zu den alten etruskischen Städten gehörten, wurden unter diesem Papste besonders betrieben.

Er zeigte sich in der That als einen ebenso großen Gönner der Kunst als jeder andere seiner Vorgänger; er war aber ängstlich dafür besorgt, daß die Sittlichkeit dadurch nicht gefährdet würde. Eine Gruppe von Statuen, die sein Vorgänger in der neuen Gallerie aufrichten ließ, verschwand nach seinem ersten Besuche, wie auch nach und nach andere Werke der antiken Skulptur, welche die christliche Sittsamkeit beleidigten. Als eine prachtvolle Sammlung von Kupferstichen, welche Canova's Werke vorstellten, schon vorbereitet war, kaufte er die Platten mit ungeheuren Kosten, ich glaube zu Florenz, um solche, die mit dem sittlichen Zartgefühle nicht verträglich waren, zu unterdrücken und zu vernichten.

Unter seinen Werken darf eines nicht vergessen werden, das auf einer seiner jährlichen Medaillen verewigt ist, — die schöne Taufkapelle, die er zur Kirche von Santa Maria Maggiore hinzufügte, und die mit dem kostbarsten Marmor geschmückt, und mit feinem Geschmacke erbaut ist. Zum Schluße aber will ich als einen Beweis seiner Gutmüthigkeit und Freundlichkeit einen sonderbaren Besuch erwähnen, den er einst unerwartet empfing. Es ist bekannt, daß Damen nicht in dem Theile des Palastes Zutritt haben, welchen der Papst bewohnt. Er verläßt sein Gemach und geht nach dem Museum oder der Bibliothek, wenn er sie empfängt. In den Stunden der allgemeinen Audienzen zeigen die Vor-

---

worauf er erwiederte, er habe da eines gelassen, wo er gekniet sei. Als man hinging, fand man „Leo XII." auf den Staub geschrieben, welcher den Betschemel bedeckte.

zimmer ein bedeutendes Gepränge. Jedes derselben hat eine Abtheilung Garden, mehr zum Staate als um wirklich Dienste zu thun, und Kammerherrn, Geistliche und Laien sind auf ihren Posten in den innern Gemächern, wie andere Arten von Beamten in den äußern. Aber bald nach 12 Uhr verschwindet alle diese Hofetikette; Stille und Einsamkeit herrschen in den päpstlichen Gemächern. Doch ist die Person des Souveräns nicht ganz so schlecht oder schwach bewacht, als Isboseth der Sohn Sauls, dessen einzige Thürsteherin über dem Troge mit Waizen, den sie reinigte, vor Schlaf zu nicken pflegte. Unten allerdings ist eine Schweizerwache, an welcher man vielleicht vorbeikommen könnte, aber am Fuße der Palasttreppe steht eine Schildwache, und in der großen königlichen Halle ist eine kleine Abtheilung von Wachen im Dienste. Diese zu passiren, würde schwierig sein; denn das nächste Zimmer ist zugleich das erste der päpstlichen Gemächer und wird von einigen Dienern eingenommen, die in den warmen Tagesstunden leicht schlummern könnten.

Sei dem, wie ihm wolle, gewiß ist, daß eines Nachmittags dem Papste gemeldet wurde, eine Dame sei an der Wache vorbeigegangen und ehe man sie entdeckte, weit in das Innere des Palastes eingedrungen. Man hatte sie natürlich in ihrem weitern Laufe aufgehalten, sonst hätte sie sich plötzlich in dem Audienzzimmer oder vielmehr in dem Studierzimmer befunden, worin sich der Papst um jene Stunde gewöhnlich befand. Was mit ihr anzufangen sei? fragte man sich voll Schrecken. Von einem solchen Akte der Anmassung hatte man bisher nicht gehört; es war ein Geheimniß, wie sie hereinkam, und dasselbe zu lösen war um so schwieriger, weil die eingedrungene Person nicht italienisch sprechen, und weil man aus ihr nur so viel herausbringen konnte, daß sie den Papst zu sehen wünsche. Man vergesse nicht, daß damals geheime Gesellschaften sich auf

eine beunruhigende Weise regten, daß Meuchelmord gegen Personen von hoher Stellung in ihrem Hause versucht worden war und manchmal mit Erfolg. Der Papst fürchtete keine solche Gefahr und befahl, die verwegene Dame sogleich vorzulassen. Sie war eine Amerikanerin, die von einem heftigen, menschenfreundlichen Verlangen ergriffen worden war, den Papst von seinen vermeintlichen Irrthümern zu bekehren, und die es auf diese Art mit Kühnheit und Erfolg versucht hatte, eine Unterredung mit ihm zu erlangen. Daß sie den Papst nicht änderte, ist gewiß; aber daß ihre Meinung von ihm sich änderte, darüber kann kein Zweifel sein. Denn sie mußte über die Sanftmuth und Milde, sowie über den Adel und die Würde entzückt worden sein, die sich in seinen Mienen und Reden kund gaben. *)

---

*) Von Kardinal Pacca in der Villa Clementina hörten wir diese Anekdote. Er erzählte, daß der Papst sie fragte, ob sie nicht geglaubt habe, daß er einen gespaltenen Huf habe wie ein Ochse. Sie aber schwankte zwischen der Höflichkeit und der Wahrhaftigkeit und zögerte zu antworten, besonders, da sie verstohlene Blicke nach dem Saume des päpstlichen Talars geworfen hatte. Darauf überzeugte sie der Papst, daß er gerade so beschuht sei, wie ein gewöhnlicher Christenmensch. Der Kardinal setzte noch bei, daß auf seinen Reisen ein Protestant im Gespräche mit ihm seinen Glauben an jene fromme und orthodoxe Ueberlieferung nicht leugnete, worauf Pacca witzig bemerkte: „Wenn Sie glauben, daß der Papst mit einem Geißfuß geziert ist, so müssen Sie natürlich erwarten, daß wir Kardinäle mit Bocksfüßchen versehen sind. Dies ist, wie Sie sehen, bei mir nicht der Fall.“

Leo hatte in seinen Gemächern einen treuen Gesellschafter in der Gestalt eines höchst verständigen Hündleins. Nach seinem Tode kam es in den Besitz der Lady Shrewsbury, und viele werden sich noch erinnern, es bei ihr gesehen zu haben.

4. Kapitel.

Das Jubiläum.

Das große Ereigniß dieses Pontifikates war unstreitig das Jubiläum von 1825. Die erste historische Feier dieses Festes fiel in das Jahr 1300, obwol man sich damals erzählte, daß eine unbestimmte Sage eine ähnliche kirchliche Feier des ersten Jahres im vorhergehenden Jahrhundert erwähnte. Es scheint, als ob eine Masse Pilger im Anfange des Jahres 1300 von freien Stücken nach Rom strömte; denn die Bulle, wodurch das Jubiläum angeordnet wurde, wurde erst am 21. Februar erlassen. Bonifazius VIII. beschloß, daß dies ein hundertjähriges Fest sein sollte. Clemens VI. setzte die Zwischenzeit im Jahre 1342 auf fünfzig Jahre herab, dann wurde sie wieder um 25 Jahre verringert. Nach diesem Plane wurde das Jubiläum 300 Jahre lang gehalten bis zum Jahre 1775, als Pius VI. das Jubiläum feierte, welches sein Vorgänger das Jahr vorher verkündigt hatte. Die regelmäßige Wiederkehr des Festes veranlaßte natürlich bestimmte Vorkehrungen, um es in guter Ordnung zu feiern. Daher schreibt sich das Herkommen, daß am Himmelfahrtstage des vorhergehenden Jahres der Papst das heilige Jahr oder Jubiläum verkündigt. Am Vorabende vor Weihnachten zieht er in vollem Staate nach dem großen Portikus der vaticanischen Basilika, welcher, obwol nur eine Vorhalle, von großem Umfange sein muß, um für solche Ceremonien und die Tausende von Menschen Raum zu bieten, die hierher strömen, um Zeuge davon zu sein.

Wer Rom besuchte, wird leicht bemerkt haben, daß von den fünf großen Thüren, die aus der Vorhalle in die Kirche führen, die nächste am Palaste vermauert ist und ein vergoldetes Kreuz aus Metall trägt, das von den Lippen der Pilger stark abgenützt ist. Wenn er fragt, wird man ihm sagen, daß dies die Porta santa ist, oder das heilige Thor,

ähnlich dem Königsthore zu Jerusalem, welches nur bei einem ganz besondern Anlasse geöffnet wurde. Nur im Jubeljahre ist dieses Thor unverschlossen und um es zu öffnen als Sinnbild für den Beginn des Jubiläums, ist der Papst in die Vorhalle herabgekommen. Die ungeheure Kirche ist leer, denn die Thüren sind den ganzen Tag über geschlossen gewesen; eine unzählbare Volksmenge vom königlichen Prinzen an bis herab zum ärmsten Pilger aus Süditalien wartet begierig in dem Portikus und auf den Stufen draußen. Nach einem ganz passenden Eingangsgebete aus der heiligen Schrift, steigt der Papst von seinem Throne und schlägt mit einem silbernen Hammer an die Wand, welche die Thüre ausfüllt, und mit ihren Steinschichten ringsum losgemacht worden ist. Sogleich fällt sie einwärts und wird im Augenblicke von den rüstigen Sanpietrini auf die Seite geschafft. *)

Der Papst tritt dann entblösten Hauptes und mit einer Fackel in der Hand durch die Thüre hinein und hinter ihm die Kardinäle und sein übriges Gefolge. So ziehen sie nach dem Hochaltar, wo die erste Vesper des Christfestes wie gewöhnlich gesungen wird. Die andern Thüren der Kirche werden sodann geöffnet und die große Königin der Kirchen füllt sich. Das Ceremoniell jenes Tages ist meinem Gedächtnisse wohl eingeprägt und ein kleiner Nebenumstand knüpft sich daran. Unter den vordersten, die mit allen Zeichen der Ehrfurcht und Andacht durch das heilige Thor einzogen, erinnere ich mich mit Rührung, den ersten englischen Geistlichen gesehen zu haben, welcher in unsern Zeiten Amt und häusliche Bequemlichkeit aufgegeben hatte als Preis

*) Dies ist ein Corps von Handwerkern jeder Art, die St. Peter regelmäßig im Solde hat, und die eine besondere Kleidung tragen. Sie halten die Kirche in einem vollkommen guten und schönen Zustande fast ohne äußere Hilfe und zeichnen sich durch ihre Thätigkeit und Verständigkeit merkwürdig aus.

für seine Bekehrung. Er war bei diesem Pilgerakte von seiner Familie umgeben oder begleitet, wie sie ihm auch in „seiner Pilgerfahrt der Gnade" nachgefolgt war. Ein solcher Mann war selten in jenen Tagen und stand in der That einzig da; wir hatten kaum eine Ahnung davon, daß unsere Augen dereinst an den Anblick vieler gewöhnt werden würden, die ihm glichen.

Mancher Leser fragt vielleicht, worin denn das Jubiläum bestehe, was seine Obliegenheiten und was seine Geschäfte seien? Ein Katholik weiß das wohl. Es ist ein Jahr, in welchem der heilige Stuhl thut, was er kann, um Rom zu einem geistlichen Anziehungspunkte zu machen und nur zu einem geistlichen. Die Theater sind geschlossen, öffentliche Unterhaltungen aufgehoben, sogar das Privatvergnügen ist in die Gränzen der Fastengesetze eingeschränkt. Aber alles, was beitragen kann, um den Sünder zu bessern oder was dem Andächtigen hilft, seinen Glauben und seine Frömmigkeit zu nähren, wird freigebig und verschwenderisch dargereicht. Die Kanzel ist von den beredtesten geistlichen Rednern besetzt, welche das Gewissen aufwecken oder die Unwissenden belehren; die Beichtstühle sind beständig von Priestern eingenommen, welche jede Sprache sprechen; fromme Vereine oder Bruderschaften empfangen nacheinander die Züge der Pilger, bewirthen sie und führen sie von Heiligthum zu Heiligthum; um die Altäre drängen sich von Andacht glühende Communikanten, während vor allem der geistliche Nachlaß der zeitlichen Strafe für die Sünde, welcher jedem Katholiken unter dem Namen Ablaß bekannt ist, unter Bedingungen, die keineswegs leicht sind, reichlicher mitgetheilt wird. Rom wird in jenem Jahre der Anziehungspunkt der katholischen Andacht, der Magnet, der sie von allen Seiten anzieht. Aber es erschöpft sie nicht oder verschlingt sie; denn Schaaren von Menschen kehren zurück voll Dankbarkeit gegen den Himmel und den heiligen Stuhl für

den Segen, den sie, wie sie fühlen, empfangen haben, und für die erbaulichen Scenen, woran sie Theil nehmen durften. Ehe wir jedoch versuchen, einige dieser Scenen in's Gedächtniß zurückzurufen, wird es nicht unangemessen sein, einige Vorbereitungen auf dieselben zu beschreiben. Dem entschlossenen und scharfsichtigen Geiste des Papstes war vielleicht allein das Jubiläum von 1825 zu verdanken. Der Regel nach sollte in dem ersten Jahre des Jahrhunderts eines gewesen sein, aber die Drangsale der Zeiten und der Tod Pius VI. hatten die Feier desselben verhindert. Leo gab seine Absicht zu erkennen, es ordnungsgemäß auf das Jahr, in welches es fiel, zu verkünden, und fand auf allen Seiten nur Widerstand.

Daheim fürchtete sein Staatssekretär die Einführung politischer Verschwörer und Mitglieder von geheimen Gesellschaften in die Provinzen und nach Rom, die unter dem Gewande des Pilgers mit dem Muschelhute ungestört zusammenkommen könnten, um zum Umsturze der Regierung Verschwörungen anzuzetteln. Der Schatzmeister gerieth in Schrecken über die außerordentlichen Ausgaben, die dadurch seinem Budget verursacht würden, und verwahrte sich gegen finanzielle Verlegenheiten, die, wie er voraussah, erfolgen würden. Ja, mein lieber Leser, wundere dich nicht; du, der du vielleicht gelehrt worden bist, daß ein Jubiläum eine der glücklichsten Erfindungen römischer Schlauheit ist, um einen erschöpften Schatz zu füllen, eine Art Handelschaft im Großen mit geistlichen Gütern, die durch zeitliche erkauft und gewöhnlich nur im Kleinen gespendet werden! Wenn dies die Lehre war, die du empfingest und woran du glaubtest, so mögest du, wenn sonst dich nichts enttäuschen wird, leben bis zum nächsten Jubiläum und den Muth haben, es zu besuchen, um dich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob Rom der Geber oder der Empfänger ist, auf welche Seite die Wage sich neigt, wenn in die eine Schale seine ver-

schwenderische Wohlthätigkeit gelegt wird und in die andere die Dürftigkeit seiner Klienten. Aber wir werden sehen.

Von auswärts erhoben sich unzählige Schwierigkeiten. Neapel war natürlich die Macht, die bei dem kommenden Feste am meisten interessirt war sowol wegen der Nähe des Ortes als aus traditionellen Gefühlen und wegen der Geneigtheit seiner Bevölkerung, die Heimath zu verlassen, um Arbeit zu suchen oder auf Wallfahrten zu gehen. Sein Minister erhielt die Weisung, alle möglichen Schwierigkeiten zu erheben, und sogar die Repräsentanten fremder Mächte zum thätigen Widerstande zu bewegen. Oesterreich, noch unter dem Einfluße Josephinischer Ideen, war im besten Falle kalt, und die deutschen protestantischen Mächte erklärten sich offen dagegen. Allein im Angesichte aller dieser Hindernisse war Leo's einzige Antwort: „Dennoch soll das Jubiläum statt finden," und es fand statt.

Am Himmelfahrtstage erließ er die Bulle, welche die Vorbereitung zum Feste betraf, mit Worten klar, kühn und herzerfreuend wie der Silberton einer Klarine. Selten ist sogar vom heiligen Stuhle ein Dokument ausgegangen, das edler und würdevoller, zärtlicher und väterlicher gewesen wäre. Seine Sprache, rein, geschmackvoll und fein gerundet fließt mit aller Größe römischer Beredsamkeit dahin, aber im Ton, in den Beispielen und im Pathos ist sie durchaus christlich und im eminenten Sinne kirchlich. Es spricht, wie nur ein Papst sprechen konnte, mit einem Bewußtsein von Macht, die nicht fehlen kann, und einer Autorität, die nicht zu irren vermag. Seine Lehre ist die eines Meisters, sein Unterricht der eines Weisen, seine Frömmigkeit die eines Heiligen. Der Papst wendet sich zuerst an alle Klassen der Menschen, die seine geistliche Souveränität anerkennen; er fordert die Könige auf, den gläubigen Pilgern kein Hinderniß in den Weg zu legen, sondern sie zu beschützen und zu begünstigen, und das Volk seine väterliche Einladung

bereitwillig anzunehmen und in Schaaren zu dem für sie bereiten Festmahle herbeizueilen. Wenn er, nachdem er jene warm ermahnt, die auch seine weltliche Herrschaft anerkennen, sich auch zu jenen wendet, die nicht zu seinem Schafstalle gehören, zu jenen sogar, welche den heiligen Stuhl verfolgt und beleidigt hatten, und wenn er sie in Worten brennender Liebe und zärtlicher Vergebung einladet, sich ihm zu nahen und ihn auch als ihren Vater anzunehmen, da erinnern seine Worte an die edle Haltung, womit er seine Arme öffnete, als er seinen ersten öffentlichen Segen gab und für die ganze Menschheit einen Weg zu seinem Herzen zu bahnen und sie dann in zärtlicher Umarmung an dasselbe zu drücken schien.

Von dem Augenblicke an, als dieses entscheidende Dokument ausging, begannen einige Vorbereitungen und andere wurden nachdrücklicher betrieben.

Die erste Klasse dieser Vorbereitungen hatte einen religiösen Charakter. Missionen oder eine Reihe herzergreifender Predigten, welche die Sünder aufforderten, von ihren bösen Wegen zurückzukehren, wurden gehalten, nicht blos in Kirchen, sondern auf öffentlichen Plätzen; — denn die Kirchen reichten nicht hin — um so die Stadt von Sünden zu reinigen und sie zu einer heiligen Stätte für jene zu machen, die kommen sollten, um hier Erbauung zu suchen. Auf dem ungeheuer großen und schönen Platze, der jedem Reisenden als die Piazza Nuova bekannt ist, soll eine Versammlung von 15,000 Personen anwesend gewesen sein, als der Papst am 15. August diese geistlichen Uebungen mit seinem Segen beschloß. Es erforderte die Lunge eines Stentors, einen solchen Menschenhaufen anzureden und gehört zu werden; zum Glücke fand sich diese in Verbindung mit einem Herzen voll Güte und Frömmigkeit in der Brust des Domherrn Muccioli. Als dieser seeleneifrige Mann einige Jahre später noch jung starb, folgten Hun-

derte von Jünglingen, die zu den mittleren Klassen gehörten, in anständiger Trauerkleidung ihrem Freunde an sein Grab. Derselbe Zoll der Liebe des Volkes wurde noch später im Jahre 1851 dem liebenswürdigen und erbaulichen Professor Graziosi dargebracht.

Um aber auf unsern Gegenstand zurückzukommen, der Papst setzte viele in Erstaunen, als sie ihn gegenüber sahen, wie er aus den Gemächern der russischen Gesandtschaft im Palaste Pamphili der Schlußpredigt des Domherrn zuhörte. Von da kam er herab, begleitet von seinem andersgläubigen Gastfreunde und Bewunderer, dem Ritter Italinsky und bestieg einen Thron, der für ihn unter freiem Himmel aufgerichtet war.

Nebst dieser geistlichen Vorbereitung wurden materielle Verbesserungen nicht vergessen. Eine Visitation der Kirchen, der Oratorien und aller religiösen Anstalten hatte begonnen und die Folge davon war, daß alle Unregelmäßigkeiten in ihren Einrichtungen verbessert, verfallene Gebäude reparirt, Ornamente wieder hergestellt und alte oder verwüstete Gegenstände erneuert wurden. Bedeutende Kosten wurden so durch einige der größern und ältern Basiliken verursacht. Aber noch wichtiger waren die Vorbereitungen, die man machen mußte, um die Schaaren von Pilgern zu beherbergen und zu speisen, die man erwartete. Um fremden Fürsten in dieser Hinsicht alle Unruhe zu ersparen, ließ der Papst den Gesandtschaften sagen, er wünsche nicht, daß sie für ihre armen Landleute irgend eine Vorkehrung treffen möchten, da er diese Pflicht der Gastfreundschaft auf sich nehme. Er bemerkte, daß er lieber das Kirchensilber Roms verpfänden, als es an der Erfüllung dieser Pflicht fehlen lassen würde.

Es befindet sich in Rom ein großes Haus, das an die Kirche der heiligen Dreifaltigkeit angebaut und ausdrücklich für die unentgeltliche Verpflegung von Pilgern gestiftet ist.

Daher heißt es La Trinità dei pellegrini. Es ist in zwei Flügel getheilt, einen für die Männer und den andern für die Frauen. Der unterste Stock besteht aus ungeheuer großen Refektorien, über welchen sich ebenso geräumige Schlafsäle befinden. In der heiligen Woche herrscht in dem Hause eine gewisse Rührigkeit; da dann eine bedeutende Anzahl von Pilgern ankommt, so kann vielleicht ein halbes Refektorium und ebenso viel Raum von den Schlafsälen besetzt werden. Im übrigen Jahre schickt die Anstalt eine gewaltige Kutsche, die jetzt etwas moderner gemacht ist, nach den Spitälern, um alle daraus entlassenen Patienten wegzubringen, welchen sie unter dem Titel von Convalescenten drei Tage lang Gastfreundschaft gibt und oft noch Zeit läßt, sich um eine Beschäftigung umzuschauen.

Die Einkünfte des Hauses, die Früchte der christlichen Mildthätigkeit, sind gerade nicht zu reichlich, so daß man zu sagen pflegte, in der Zwischenzeit zwischen zwei Jubiläen würden sie in der ersten Hälfte der Zeit dazu verwendet, um gemachte Schulden abzuzahlen, und in der zweiten, um für die kommende Feier Geld zurückzulegen. Aber nebst der bequemen Einrichtung zum Wohnen, die beständig im Hause getroffen wird, sorgte die Wohlthätigkeit für ungeheure Räume zur Beherbergung in den weiten und luftigen Gängen der Ordenshäuser. Im Monat November beherbergte und speiste unsere Bruderschaft der heiligen Dreifaltigkeit, zu welcher viele Engländer gehören, drei Tage lang 23,090 Männer und 15,754 Frauen, in allem 38,844 Personen, außerdem 350 Mitglieder von Zweigbruderschaften. Daraus kann man sich einigen Begriff von dem Maßstabe machen, nach welchem die Gastfreundschaft während des ganzen Jahres ausgeübt wurde.

Die beobachtete Ordnung war die folgende: Der Pilger mußte bei seiner Ankunft im Hause seine Pilgerpapiere untersuchen lassen und empfing sein Billet, wodurch er

als Gast aufgenommen wurde. Am Abend wurden die Neuangekommenen in eine Halle gebracht, um welche rings erhöhte Sitze liefen und welche reichlich mit heißem und kaltem Wasser versehen war. Dann nach einem kurzen Gebete wuschen die Brüder der Bruderschaft oder die Schwestern in ihrem Theile des Hauses ihre durch die Tage- oder Wochen langen Reisen wunden und ermatteten Füße, und die Salben der Apotheke oder die Geschicklichkeit des Wundarztes waren bei der Hand, um Wunden und Geschwüre zu verbinden. Dies war keine bloße Ceremonie, kein symbolischer Ritus, sondern man sah und fühlte, wie in alten Zeiten „die Füße der Heiligen waschen," wenn sie um eine Nachtherberge baten, ein wirklicher Akt der Wohlthätigkeit war, würdig der christlichen Wittwe. Es war augenscheinlich eine köstliche Erleichterung für den abgematteten Wanderer.

So erfrischt schloßen sich die Pilger an die lange Prozession an, die zum Abendessen ging. Eine Bank an der Mauer hin und ein Tisch davor, aber um das Gedränge der vielen Neugierigen abzuhalten, mit einem Gitter versehen, — dies war die einfache Einrichtung, aber die endlose Länge dieser Bänke und Tische, die mit Leuten von allen Farben besetzt waren, die allerhand Sprachen redeten, bildeten ein überraschendes Schauspiel. Vor jedem Gaste war sein Teller, Messer, Gabel und Löffel, Brod, Wein und Nachtisch. Eine Thür in jedem Refektorium stand mit einer geräumigen Halle in Verbindung, in welcher gewaltige Kessel rauchten, mit einem Inhalte schmackhafter Suppe, die für eine Armee hingereicht hätte. Dies war der Ehrenposten; ein Kardinal oder Edelmann in dem rothen groben Rocke und mit den Abzeichen der Bruderschaft, mit einer weißen Schürze darüber, mit einem Schöpflöffel bewaffnet, vertheilte das dampfende Fluidum in bereit gehaltene Platten, und eine Reihe von Brüdern in Arms Länge von ein-

ander im Refektorium aufgestellt, gaben die Platten mit der Behendigkeit von Handlangern weiter und versahen bald jeden hungrigen Expektanten mit seiner dampfenden Portion. Zwei weitere Gerichte wurden in derselben Weise aufgetischt. Die Gäste griffen mit gutem Appetite zu und zeigten sich im allgemeinen als recht tüchtige Esser. Jedem gegenüber stand ein Mann zur Bedienung, der ihm den Wein einschenkte, das Brod schnitt, die Portionen wechselte, und mit ihm plauderte und schwatzte. Diese Diener waren aber nicht gemiethet, sondern alle Mitglieder der Bruderschaft; zuweilen ein königlicher Prinz, in der Regel einige Kardinäle, immer Bischöfe, Prälaten, Edelleute, Priester, angesehene Bürger und Handwerker. Zuweilen lief dann eine plötzliche Aufregung, eine wellenförmige Bewegung durch die Menge von der äußern Thüre an den Gang bis zu dem Lavatorium entlang, gerade als das Gebet begann. Alle verstanden, was das bedeute. Der heilige Vater kam so eben unangekündigt herein. Eine Ankündigung war allerdings nicht nothwendig; er kam einfach, um zu thun, was sonst jeder that, nur hatte er den ersten Platz. Er kniete vor dem ersten in der Reihe der Pilger, und verrichtete seine Dienste, wer es auch sein mochte. Wenn ein Priester darunter war, so bekam er natürlich den ersten Platz, und er fühlte wahrscheinlich tiefer, als ein einfältiger ungebildeter Bauer die Ehre, in die sich das Gefühl der Demüthigung mischte, einen so niedrigen Dienst an seiner Person von dem Höchsten auf Erden verrichtet zu sehen. Und dann sah er sich bei Tische von jenem Herrn bedient, der plötzlich in der Nacht seine Diener überrascht, und wenn er sie wach findet, sich zu gürten versteht und im Vorbeigehen ihnen dient.

Man erzählt sich, daß unter den armen Pilgern verkleidete Personen von hohem Range kamen; sie machten ihr Triduum der christlichen Mildthätigkeit unter den ärmsten

durch, speisten wie sie und empfingen den Becher Wasser als Jünger in Christi Namen. Dann nahmen sie ihren Platz in der Gesellschaft wieder ein und bleiben eine Zeitlang in Rom zurück, um die Stadt zu besichtigen, ohne einer unzarten Erneuerung der Bekanntschaft ausgesetzt zu sein. Man flüsterte sich in die Ohren, daß ein Ehepaar, ein Deutscher und seine Gemahlin sogar von höherem Blute waren. Ich erinnere mich, daß man oft die Bemerkung machte, die feine Sprache, die glatten Manieren und das halb ungezwungene, halb verlegene Benehmen einiger Pilger habe eine ganz andere Klasse von Leuten verrathen, als die gewöhnliche Gattung derselben. Aber Eines ist bei allen solchen Gelegenheiten bemerkenswerth — der natürliche ungezwungene Anstand (was das italienische Wort disinvoltura so gut ausdrückt) womit diese armen Leute die Aufmerksamkeiten von Personen annahmen, die, wie sie wußten, einen so hohen geistlichen oder weltlichen Rang hatten. Während sie es geschehen ließen, daß von ihnen die gemeinsten Dienste verrichtet wurden, ohne linkische Blödigkeit oder irgend einen Versuch, es zu verhindern, nahmen sie dieselben mit einer demüthigen Dankbarkeit und einer natürlichen Anmuth an, die bewiesen, wie klar sie den Beweggrund einsahen, der sie veranlaßte. Sie erkannten augenscheinlich, daß sie nicht blos ihnen, sondern auch Ihm dargebracht wurden, den die Armen darstellen.

Nachdem das Abendessen vorbei war, und die Körbe mit Ueberbleibseln desselben zum Frühstück auf morgen bei Seite gestellt waren, zog die lange Reihe der Pilger die Treppen hinauf in's Bett. Dabei sangen sie eines der kurzen religiösen Lieder, woran alle Italiener Theil nehmen können. Ein gleichzeitiger, aber ununterbrochener Chor ertönt, betäubend für das Ohr an dem Orte, wo man gerade steht. Abwechselnd schwillt er an und wird wieder schwächer, je nachdem er von der einen oder andern Seite der

Treppe kommt, dann erstirbt er in den tiefen Hallen der Schlafsäle, scheint aber von neuem zu entstehen und zuzunehmen beim Beginne der Reihe, die noch nicht aus dem Speisesaale herausgetreten ist.

Unter Tags wurden die Pilger in Abtheilungen von Heiligthum zu Heiligthum geführt, erhielten geistlichen Unterricht zu bestimmten Zeiten, wurden zur Erfüllung ihrer höhern religiösen Pflichten angeleitet durch Empfang der heiligen Sakramente, und am Schluße der drei Tage entließ man sie in Frieden und sie kehrten nach Hause zurück oder bleiben in der Stadt auf ihre eigenen Kosten.

Der heilige Vater war die Seele dieses ganzen Werkes. Ihn zu sehen und seinen Segen mitzubringen, war natürlich eine der höchsten Gnaden, um die man sich bei einer Pilgerfahrt nach Rom bemühte. Daher mußte er sich wiederholt den Schaaren der Pilger zeigen und sie segnen. Man belehrte sie, was sie gesegnet haben wollten, in die Höhe zu halten, und gewiß zeigte Rom selten ein bunteres Gedränge von Menschen, in allerhand Trachten gekleidet, von dem nüchternen und fast geistlichen Anzuge des deutschen Bauern an, bis zu den Regenbogenfarben der Abruzzen oder Campaniens. Aber der Papst offenbarte seine herzliche Theilnahme an seinem Jubiläum noch durch einen merkwürdigern Beweis. Er bediente täglich in seinem Palaste zwölf Pilger bei Tische, und sein Biograph erzählt uns, daß er diesen Brauch während seiner ganzen Regierung beibehielt. *) Daß er sie begleitete, davon erinnere ich mich noch gut, Augenzeuge gewesen zu sein. Für einen Mann von so zarter Gesundheit und schwacher Leibesgestalt was es kein leichtes Unternehmen, von dem Vatikan nach der Chiesa Nuova zu gehen, aber diese Pilgerfahrt barfuß zu verrichten, nur mit Sandalen an den Füßen, war mehr als man erwartete.

*) Chevalier Artaud, vol. II. p. 48.

Arme zogen ihm voraus, umgaben ihn und folgten ihm. Thränen floßen auf allen Seiten, und tief und warm gefühlte Segenswünsche ließen sich hören. Sein Aussehen war ruhig und andächtig und in sich gekehrt. Es erinnerte einen Jeden nothwendig, an den heiligen Carl zu Mailand, der sich durch einen ähnlichen Akt öffentlicher Andacht demüthigte, um den göttlichen Zorn zu stillen, der sich in der Pest offenbarte.

Man darf nicht glauben, daß die Feier des Jubiläums die Aufmerksamkeit des Papstes allein in Anspruch nahm. Kein Jahr seiner Regierung war mit wichtigen, namentlich äußeren Angelegenheiten mehr beschäftigt, als dieses. Aber eine große und wohlthätige Verbesserung im Innern läßt sich auf dieses heilige Jahr zurückführen. Der Papst war fest entschlossen, die Strassen sollten für seine armen Pilger sicher sein und ergriff im Verein mit den benachbarten Staaten so wirksame Maßregeln, daß das System des Räuberwesens vollständig verschwand. Der letzte Akt seiner Vernichtung verdient jedoch eine Erwähnung. Ein guter alter Priester, der Abbate Pellegrini, Erzpriester von Sezze, wagte sich allein in die Berge hinein, welche das Hauptquartier und die Veste der Banditen bildeten, ohne höhere Vollmacht und uneingeladen. Ohne ein anderes Losungswort als den Ausdruck seiner Menschenliebe, ohne ein Pfand geben zu können, daß seine Zusicherungen gehalten würden, ohne vermöge seiner Stellung einen Anspruch auf die Erfüllung seiner Versprechungen zu haben, ging er kühn mitten unter die Bande hinein, und predigte ihnen Buße und Lebensänderung. Sie horchten auf ihn; vielleicht wußten sie, daß kräftige Maßregeln zu ihrer Ausrottung beabsichtigt waren; wahrscheinlicher aber rührte gerade die Einfalt und der kühne Muth des schwachen, waffenlosen Friedensstifters ihre rohe Natur und sie schwankten. Aber sie gehörten unter die gefürchtetsten ihrer Gattung, die am wenigsten Par-

von zu hoffen hatten, denn einige derselben waren die Mörder der Studenten von Terracina gewesen. Einer von ihnen, ihr Hauptmann Gasbarone, hatte viele Mordthaten auf sich. Was für eine Hoffnung auf Verzeihung konnten sie hegen? Der alte Mann nahm es auf sich, sein priesterliches Wort zu geben, daß ihr Leben geschont würde, sie glaubten jenem Worte und ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Die Stadt Sezze war erstaunt, diese Heerde Wölfe von einem Lamme hereingeführt zu sehen. Alle bewunderten die heroische That, die sich selbst hingebende Menschenliebe dieses würdigen Geistlichen, welcher keine Belohnung suchte, und leicht eine Kugel oder einen Dolchstich für seinen ersten Willkomm von jenen verzweifelten Leuten hätte erhalten können, aber in einigen Stunden that, was Truppen und Staatsmänner mit einander in Jahren nicht hatten ausführen können. Sein Wort wurde geachtet, sein Versprechen erfüllt und diese verthierten Menschen bringen nun den Rest ihres Lebens der Sühne in der Festung Civita-Vecchia zu.

Ehe wir dieses Kapitel schließen, ist es vielleicht nicht am unrechten Orte, einige Worte über einen Gegenstand hinzuzufügen, welcher mit dem Jubiläum zusammenhängt. Das Kolleg, so lange der Aufenthalt des Verfassers, wo er die Erinnerungen sammelte, die in diesem Buche niedergelegt sind, verdankte seine Entstehung dieser religiösen Einrichtung. Es ist wahr, daß der Sachsenkönig Ina seinen Landsleuten, welche die Reliquien der Apostel besuchten, eine Zufluchtsstätte eröffnet hatte, und dies wurde in spätern Zeiten fortgesetzt. Doch war nichts, was einem Hospiz für englische Pilger glich, vorhanden bis zum ersten großen Jubiläum als John Shepherd und sein Weib Alice, welche diesen Mangel sahen, sich in Rom niederließen und ihr Vermögen der Unterstützung armer Pilger aus ihrer Heimath

opferten.*) Dieser geringe Anfang wuchs heran und wurde bedeutend genug, um eine königliche Wohlthätigkeitsanstalt zu werden; der König von England wurde ihr Patron und ernannte ihren Rektor, oft eine Person von hohem Ansehen. Unter den Bruchstücken alter Denkmäler, die durch die Revolution um das Haus herum gestreut wurden und die jetzt gesammelt und in einem Gange des Collegs aufgestellt sind, befindet sich ein Schild mit einer Krone darüber und in vier Felder getheilt, auf welchen das alte Wappen Englands, Löwen oder junge Löwen und Lilien ausgehauen sind. Dieser Schild war früher außen am Hause und unter ihm befand sich die folgende zierliche Inschrift, von welcher das Original verloren ging; aber eine Copie davon nach alten Inschriften ist noch vorhanden und unter das Wappen in den Buchstaben des Originals gemalt.

Haec conjuncta duo
Successus debita legi
Anglia dant, regi
Francia signa, suo.
Laurentius Chance me fecit.
m.ccc.xij.

Diese Verse können ungefähr so übersetzt werden:

Die Wappenschilde eng' verschränkt
Wie es der Abfolg Recht und Brauch
England sowohl, wie Frankreich auch
Hier seinem Könige hat geschenkt.

In den Archiven des Collegs werden die Listen der Pilger aufbewahrt, die von Jahr zu Jahr Rom besuchten, und da das Land oder die Diöcese, aus welcher sie kamen,

---

*) In diesem Jubiläum sollen mehrere englische Pilger durch einen Unfall auf der Brücke St. Angelo umgekommen sein. Ein Maulthier, das im Gedränge ausschlug, verursachte einen Druck gegen das hölzerne Geländer, welches nachgab, und eine große Anzahl Leute stürzten in den Fluß und ertranken.

erwähnt ist, so bilden sie ein schätzbares Dokument, das oft für Orts- oder Familiengeschichten zu Rathe gezogen wird. Viele der Pilger waren Jünglinge aus angesehenen Geschlechtern, Studenten zu Bologna, die in ihren Ferien oder am Schluße ihrer Studienlaufbahn Rom gerne besuchten als Pilger in forma pauperum und in dem englischen Hospiz von St. Thomas Gastfreundschaft empfingen. Diese wurde auf eine längere Zeit ausgedehnt, als sie italienischen Pilgern gewährt ist. Viele andere Nationen hatten auch ihre Gastherbergen, um ihre Landsleute zu empfangen, besonders zu jenen periodisch wiederkehrenden Zeiten,

Whan longan folks to gon on pilgrimages,
And palmeres for to seken strange strondes.*)

Der Bruch Heinrichs VIII. mit dem heiligen Stuhl machte dem Zuströmen von Pilgern aus England nach Rom ein Ende, und neue Ankömmlinge hörten unter Elisabeth beinahe auf. Unterdessen waren drei verschiedene englische Stiftungen — die der heiligen Dreifaltigkeit, des heiligen Thomas und des heiligen Eduard — auf der Stätte, wo jetzt das Colleg steht, vereinigt worden, und man hatte eine Kirche gebaut, deren großes, noch wohlerhaltenes Altarblatt das Andenken an den Vollzug dieser Vereinigung bewahrte. Ein Bischof und mehrere andere Flüchtlinge um des Glaubens willen, lebten hier, bis Gregor XIII. im Jahre 1579 das Hospiz in ein Colleg verwandelte, was damals nothwendiger war, unter der Bedingung, daß die Anstalt ihrem ursprünglichen Zweck zurückgegeben werden sollte, wenn jemals die religiöse Lage Englands sich ändern würde. Möge das glückliche Omen in

---

*) „Wann die Leute sich sehnen auf Pilgerfahrt zu gehen, und Waller suchen fremden Strand." Aus Chaucer's Prolog zu den „Canterbury Tales." Anmerk. des Uebers.

Erfüllung gehen, aber ohne daß es nothwendig ist, die beantragte Folge eintreten zu lassen! Die Erwähnung dieses Ortes erweckt natürlich Erinnerungen, in welchen derselbe mit dem Hauptgegenstande dieses Werkes verknüpft ist. Das englische Colleg und Leo XII. sind lieblich mit einander verbunden, unter den Erinnerungen, auf welche der Verfasser mit größter Dankbarkeit zurückblicken kann.

5. Kapitel.

Der Papst und das englische Colleg.

Die Erinnerungen dieses Buches begannen im Jahre 1818; das große Ereigniß des Jubiläums führte uns auf das Jahr 1825. Dies ist ein langer Zwischenraum im Jünglingsalter. Die verborgenen und geräuschlosen Beschäftigungen desselben mußten unterdessen eine Veränderung im Geiste, in den Gefühlen, in den Gewohnheiten vielleicht im Stande hervorbringen. So war es hier. Das jahrelange Ziel, der Zweck einer langen Vorbereitung, die ersehnte Krone unaufhörlicher Wünsche, der einzige Preis, der es werth gehalten wurde, angestrebt zu werden wurde in dem schönen Jubiläumsfrühlinge Roms erreicht. Es bezeichnet eine selige Zeit im Leben, wenn man zu den überreichen Segnungen jenes Jahres die Gnade hinzurechnen durfte, in demselben die Priesterwürde erlangt zu haben. Und dies geschah nicht nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, es kam zögernd und hinter andern nach. Jeder Studiengenosse war fortgegangen und arbeitete daheim eifrig an seinem edlen Werke, gewann eine Krone im Himmel, zu welcher viele hinübergegangen sind, und der Zurückgebliebene lebte im Genuße, einfach im Genuße der Fülle jener geistlichen und intellektuellen Schätze, die er und sie, die nun in so weiter Ferne waren, nur gekostet hatten.

Das Studentenleben in Rom sollte ein Leben ungetrübten Genusses sein. Wenn er seine Studien liebt, oder was dasselbe ist, wenn er sich mit vollem Bewußtsein auf dieselben wirft, so werden sie ihm versüßt, wie es sonst nirgends der Fall sein kann. Selbst seine Zerstreuungen unterstützen ihn dabei, gewähren aber zugleich die köstlichste Erholung. Er kann täglich durch das Feld der Kunst spazieren gehen, sein Ruheplatz ist irgend ein Musensitz; seine Wanderungen erstrecken sich am Strome der Zeit hin, dessen Ufer von kostbaren Denkmälern umsäumt sind. Er kann nie allein sein, tausend Erinnerungen, tausend Gedanken begleiten ihn, steigen bei jedem Schritte in ihm auf und führen ihn weiter. Es gibt in Rom kein eigentliches Alleinsein, jetzt so wenig als vor Alters, da ein großer Denker sagen konnte, „daß er nie weniger allein gewesen sei als wenn allein." Wo wollte man natürlicher die Einsamkeit suchen als gerade in dem Kirchhofe eines Kirchhofes, wo die Gräber selbst begraben sind, wo die Grabmäler selbst zerfallene und in Fäulniß modernde Dinge sind? In Rom aber sind solche Plätze vorhanden, aber sie sind noch ebenso dicht bevölkert, wie sonstwo die Straßen. Jener Haufe von Schutt und Moder enthält noch jetzt eine ganze Familie, viele Generationen derselben, die Nasonen z. B., welchen Ovid angehörte, oder einen ganzen Tribus, wie die Freigelassenen, die Liberti des Augustus, Sklaven aus allen Zonen zusammengebracht und einen einzigen Haushalt bildend, die nicht nur mit Kost und Wohnung im Leben, sondern auch mit einem Plätzchen für ihre Asche nach dem Tode versehen wurden, — mit Amphorae in dem einen und mit Urnen in dem andern, oder möchte man sagen, mit Ollae in beiden. Oder dort in jenem unterirdischen Labyrinthe liegt noch in einem schmalen Raume dicht bei einander das große Geschlecht der edlen Scipionen, welche Roms überseeische Herrschaft gründeten und seine höhere

Civilisation vorbereiteten, die es für einen Ruhm hielten, die Grabinschriften, welche an die höchsten Namen auswärtiger Eroberungen erinnerten, mit der Büste des Ennius zu krönen, des anziehenden Vaters der einheimischen Poesie. Wie Cicero eingeladen wurde, sie die weiseste heidnische Sittenlehre sprechen zu hören, dem süßen Geflüster eines Trostes ohne Hoffnung zu lauschen, so werden sie uns nicht einsam sein lassen, die ein höheres Gesetz lehrt, darüber Mitleid zu empfinden, aber es nicht zu verschmähen, von ihnen zu lernen. Wie leicht erschwingt sich in der That der Geist hier zu einem höheren Gedanken. Wenn diese Denkmäler zeigen, daß die größten Männer es für den höchsten Ruhm erachteten, auf ihre Grabsteine nicht den Namen ihres Landes geschrieben zu haben, um sie auszuzeichnen, sondern Titel, die sie von fernen Gegenden zurückbrachten, welche sie eroberten, wenn es für Scipio mehr Werth hatte der Spanische oder der Afrikanische, als Römische zu heißen und wenn nach ihm Feldherrn und Kaiser sich um den Beinamen des Parthischen, des Germanischen, oder des Brittischen bemühten, was muß erst der höhere Ruhm dessen sein, der nicht nur alle diese Titel in sich aufnahm, sondern sie alle mit jenem des Reiches selbst krönte, das er unterwarf, obwol es von jenen Eroberern für unüberwindlich gehalten wurde? Dies war der galliläische Fischer, der sich den Titel „des Römischen," des wahren Pontifex maximus erwarb, welchen er so auf seine Nachfolger überlieferte, daß römischer Bischof und Nachfolger des heiligen Petrus gleichbedeutend geworden sind.

Aber, um auf unsern Gegenstand zurückzukommen, der zu Rom Studirende bevölkert seine Gedanken so mit Personen, erfüllt sein Gedächtniß so mit Dingen, die er sieht und hört, daß seine Studien von Lebenskeimen strotzen oder strotzen sollten, so üppig, wie der Baum im Vorfrühlinge künftige Blüthen und Früchte sicher verheißt. Auf das

dunkelste Blatt einer schwer verständlichen Theologie wird da ein glänzender Strahl von einem Gegenstande fallen, der vielleicht eben erst entdeckt worden ist; aber auf das lichtere Blatt der Geschichte und praktischen Lehre ergießen sich buchstäblich buntfarbige Lichtfunken gleich Blumen, die sich in einem vorüberrauschenden Bache spiegeln, von jedem Denkmale und jeder Erinnerung der Vergangenheit, die hier gegenwärtig ist, so daß es wirklich ein illuminirtes Blatt wird. Das wahre Porträt eines jeden heidnischen und christlichen Kaisers wird durch zahlreiche Bilder dem Geiste deutlich vorgestellt; das Rom seiner Zeit zeigt Spuren in Ruinen, zuweilen in stehenden Gebäuden; seine Handlungen sind oft auf einen Bogen oder Pfeiler geschrieben und manche Stellen sind ausgezeichnet als der Schauplatz mancher besondern Begebenheit, die mit seinem Leben zusammenhängt. Das ganze christliche Leben und die ganze christliche Geschichte, noch lesbar sogar in der durch die Sage überlieferten Abbildung der Apostel, Martyrer und ihres Hauptes, die von der Katakombe in die Basilika und in das Kloster überging, macht die Geschichte der Kirche ihre Dogmen, Gebräuche und Schicksale für das Auge ebenso lebendig als jedes moderne illustrirte Buch eine Begebenheit der Vergangenheit machen kann. Die Kirchengeschichte in Denkmälern, von dem Gelehrten Bianchini auf einer Reihe von Tafeln verzeichnet, deren jede eine Regierung oder ein Zeitalter darstellt, ist ein dem Gelehrten wohl bekanntes Buch, da es nach diesen Grundsätzen zusammengetragen ist.

Wenn dies die Genüsse des Studenten in Rom sind, abgesehen davon, was die Kunst und andere Hülfsmittel bieten können, insofern sie bloß auf den Kreis seiner eigenen Studien beschränkt sind, was müssen die goldenen Gelegenheiten eines Mannes sein, der frei von dem Joche einer drückenden Zucht dem Zuge seiner eigenen Neigungen

folgen, sich in die Tiefen, über deren Oberfläche er nur hinstreifen durfte, versenken und in langen tiefen Zügen aus den Quellen trinken kann, die er vorher nur kosten konnte? Die Erinnerung daran wird wiederkehren nach vielen Jahren, in den Bildern von langen, köstlichen Spaziergängen in sinnender Einsamkeit durch die verödeten Wege der alten Stadt; die Erinnerung daran, wie du unter ihren Hügeln über Ruinen kletterteſt, um irgend einen vortheilhaften Standpunkt zu gewinnen, die unten liegende Landschaft abzuzeichnen und mit den Augen über die herrliche Kette von größeren und kleineren Bergen hinzuschweifen, die in die kaiserlichen Farben von Gold und Purpur gekleidet sind, und wie du dann vielleicht in feierlicher Stimmung eintrateſt in die kühle Einsamkeit einer offenen Basilika, wo dein Gedanke nun ruht, wie einst dein Leib nach dem stillen Abendgebete, und dir aus vielen wohl erinnerlichen Winkeln jede örtliche Inschrift, jedes liebliche Kunstdenkmal, den Charakterzug eines jeden oder die großen Namen in's Gedächtniß ruft, die sich daran knüpfen. Die Liberanische Basilika spricht mit dir von Bethlehem und seinen geheimnißvollen Schätzen, die Sessorianische vom Calvarienberg und seinen rührenden Reliquien. Baronius hat seine Ansichten über christliche Baukunst als ein Vermächtniß auf die Kirche von Fasciola geschrieben, von der er den Titel führt; der heilige Dominikus lebt in den frischen Gemälden eines gläubigen Schülers*) auf den Mauern der gegenüberliegenden Kirche von St. Xystus. Da steht der Stuhl und dort hängt der Hut des heiligen Karl, wie wenn er eben erst seine Kirche verlassen hätte, von welcher er sich nennt, wenn er sich in seinen Briefen „der Kardinal von St. Praxedes“ unterzeichnet; daneben in einer Schwesterkirche ist noch frisch das Gedächtniß des heiligen Martyrers Justin, welcher seine

*) P. Beßon.

Apologien für das Christenthum an heidnische Kaiser und Senate richtete, und des Pudens und seiner brittischen Braut, und weit vor den Stadtthoren sieht man den liebreichen Philipp in der St. Sebastianskirche knieen und warten, bis das Thor zu der Platonia geöffnet wird, um die Nacht durch in dem Dormitorium der Martyrer zu wachen.

So senkt sich Rom immer tiefer in die Seele ein gleich dem Thaue, von dem jeder einzelne Tropfen sanft und gewichtlos ist, der aber dennoch seinen Weg zu der Wurzel von allem unter dem Boden findet und hier jeder künftigen Pflanze ihre eigene warme Färbung, ihren eigenen balsamischen Geruch und ihre sich immer verjüngende Lebenskraft mittheilt. Aber dies ist nur die äußere Seite im Leben Roms. Es wäre schwierig zu beschreiben, was einer lernen kann, der sein inneres Wesen durchsuchen will, seine unzählbaren Niederlagen der Kunst, seine zahllosen Anstalten der Wohlthätigkeit, seine sowol privaten als öffentlichen Hülfsmittel zur geistigen Bildung in Bibliotheken, in Museen, in Akademien, in Vereinen für jeden Gegenstand, von der zweimal in der Woche stattfindenden Erörterung theologischer Sätze an bis herab zu der wochentlichen Zergliederung eines Verses aus Dante.*) Wer hat sich in Rom zu seiner geistigen Ausbildung aufgehalten und erinnert sich nicht der ruhigen Stunden in einer der großen öffentlichen Bibliotheken, wo geräuschlose Mönche ihm die Foliobände brachten und um ihn aufbeugten, die er verlangte und wo er so still mitten unter hundert Lesern saß, als ob er allein gewesen wäre?

Aber es gibt noch ein inneres Gemach in diesem großen Hause und wer in dasselbe, in das eigentliche Penetrale

---

*) Es existirte eine auserlesene literarische Gesellschaft, vielleicht existirt sie noch, die wöchentlich zusammenkam, um ausschließlich über Dante Aufsätze zu lesen.

eingedrungen ist, wird mit einer wonnigen Sehnsucht auf die Zeit zurückblicken. Stelle dir ihn vor allein in der zweiten Halle der vatikanischen Bibliothek sitzend. Rings-herum stehen Pulte, die nun leer sind, denn es ist Vakanz-zeit, während sich oben eine Reihe von Porträten ausge-zeichneter Bibliothekare findet, manche ausgezeichnet mehr durch ihre Gelehrsamkeit als durch ihren Purpur. Eine Thür gegenüber läßt einen Blick thun in die große doppelte Halle nebenan, die durch Pfeiler abgetheilt ist. Die Kästen um dieselben und an den Wänden sind die eigentlichen Schatzschränke der Gelehrsamkeit und enthalten nur Edel-steine von Manuscripten. Oberhalb glüht alles von Gold- und Ultramarinfarben so luftig und glänzend, wie nur die Zuccari sie anlegen konnten. Die halbgeschlossenen Fenster-läden und herabgezogenen Vorhänge theilen der köstlichen Kühle eine einschläfernde Atmosphäre mit, die keinen Be-griff gibt von der sengenden Sonne, die draußen auf dem freien Platze glüht. Denke dir jedoch keinen Müßiggänger — denn ein solcher könnte da zu einer solchen Zeit keinen Zutritt erlangen — sondern einen fleißig arbeitenden ma-gern Studenten, der vielleicht einfältig aussieht, in dessen Hand das Pergament irgend eines alten schmutzigen Ban-des knittert, an welchen von den vielen, die ringsum stehen, die Reihe gekommen ist, collationirt zu werden, ein Ver-bum, das mit seinem analogen Substantiv in keiner Bezie-hung steht. Vielleicht gerade in dem Augenblick einer köst-lichen Entdeckung, daß die vergilbte Pergamentrolle an einer gewissen Stelle eine Präposition oder sogar einen Buchstaben hat, abweichend von drei andern sonst gleichen Handschriften, tritt schweigend ein Mann mittleren Alters herein, mit hoher Stirne und tiefliegenden Augen, sich behaglich fühlend in dem weiten sommerlichen Hausgewande — denn er lebt unter Büchern — und setzt sich neben den einsamen Forscher. Freundliche und er-muthigende Worte, eine nützliche praktische Belehrung, vielleicht

eine Erörterung über irgend einen interessanten Punkt lenken eine Viertelstunde „von des Tages Last und Hitze" ab, da sie aber von dem Entdecker des Cicero und Fronto, des Isokrates und Dionysius kommen, können sie leicht der Anfang einer lang gepflegten und geschätzten Freundschaft werden. Stunden wie diese, oft wiederholt, entschwinden nicht leicht aus dem Gedächtnisse. Unter dem Schatten der großen Kuppel zugebracht machen sie Einem Rom theuer durch die Erinnerung an den ächten Nutzen, der so für die bösen Tage des geschäftigeren Lebens gewonnen und aufbewahrt wurde. Gewiß ein Jeder, dessen Bildungsjahre sich an solche Erinnerungen knüpfen können, muß einen erfreuenden und angenehmen Eindruck auf Herz und Geist davon behalten.

Soweit ist das Kapitel etwas abschweifend gewesen, und möglich, daß es noch eine Zeitlang denselben Charakter haben wird. Die Schwierigkeit der gegenwärtigen Aufgabe nimmt in der That bei diesem Punkte sehr fühlbar zu. Sie liegt gerade in der persönlichen Berührung und vertraulichen Freundschaft mit jenen Personen, von denen es handelt. Sie betrifft das, was die Bekanntschaft mit Eigenschaften, die bisher voll Ehrfurcht nur aus der Ferne betrachtet wurden, durch nähere Beobachtung genauer, zur wirklichen Erfahrung und zu einem fühlbaren Genuße macht. Die Umstände, unter welchen dieselben kennen gelernt und empfunden wurden, sind so lebhaft im Gedächtnisse des Verfassers, daß er vor der ungebührlichen hervorragenden Stellung zurückbebt, die er einnehmen muß, um sie nach der Wirklichkeit darzustellen, und daher gibt es keine andere Wahl, als das, was am meisten nach dem Leben wäre, wegzulassen, eben weil es nur Sache des tiefsten Vertrauens war. Um dies zu erklären, mag mit wenigen Worten erwähnt werden, daß dies kurze Pontificat den entscheidenden Zeitpunkt im Leben des Verfassers bildete, jenen Angel, um den sich sein künftiges, langes oder kurzes drehen sollte.

Jeder hat eine solche Zeit, auf die er zurückschaut; daher liegt darin nichts Wunderbares. Es war bei ihm blos der Fall, daß er, nachdem er seine Studien frühzeitig vollendet hatte, im Jahre 1826 bei der Hand war, als Jemand zum Amte eines Vicerektors gesucht wurde, und so wurde er dazu ernannt. Im Jahre 1828, als der wahrhaft würdige Rektor, Dr. Gradwell, zum Bischof ernannt wurde, wurde er — eine beinahe natürliche Folge — zu seinem Nachfolger bestimmt.

Diese amtlichen Stellungen gaben nothwendig Anlaß zu häufigen Gelegenheiten, und manchmal war es auch Pflicht, der Person des Souverains zu nahen. Denn in Rom ist ein solcher Zutritt leicht und fast unumgänglich nothwendig für Personen, die ein kirchliches Amt bekleiden, auf dem eine Verantwortlichkeit lastet. Und im angeführten Beispiele ist mit der Vorstandschaft am Colleg eine Verwaltung der englischen geistlichen Angelegenheiten verbunden, die zwar hauptsächlich durch die Kanäle der Ministerien geführt wird, aber von Zeit zu Zeit guten Grund an die Hand gibt, sich persönlich an den Papst zu wenden. Als Erinnerung an diese häufigen Audienzen im Allgemeinen mag einfach angeführt werden, daß sie immer voll Herablassung, väterlich und höchst liebenswürdig in Miene und Rede waren. Man mußte sich einen Zwang anlegen, um nicht zu vertraut zu sein. So unbedeutend die Gelegenheit und die Person waren, stets zeigte sich dieselbe gütige Theilnahme, wie wenn beide eine viel größere Bedeutung gehabt hätten.

Wir wollen ein ganz gewöhnliches Beispiel nehmen, auf das in unserm zweiten Kapitel angespielt wurde. Ein Student ist am Schlusse seiner Studien angekommen und wird von seinen Obern, — denn es kann nie ein Gegenstand persönlicher Wahl sein — für befähigt erachtet, seinen Grad durch eine öffentliche Herausforderung gegen Alle anzusprechen, die es wagen, irgend einen seiner aufgestellten Sätze

anzugreifen. Zur Ehre des englischen Collegs sei es gesagt, daß von Zeit zu Zeit einer oder der andere seiner Söhne seinen Schild aufgehängt hat und sich wacker gegen seine Gegner hielt. Nehmen wir zum Beispiel einen derselben; wahrscheinlich wird manchen Lesern dieser kurzen Erzählung ein Bericht über das Verfahren neu sein. Der auserlesene Jüngling muß einen gewöhnlichen Grad von Fassungskraft und Gedächtniß besitzen, er darf nicht zu schüchtern oder zu furchtsam sein und muß ein schönes Maß von Takt und eine Fertigkeit, wo möglich eine Geläufigkeit im Gebrauche der lateinischen Sprache haben, nicht bloß in ihrem klassischen Satzbaue, sondern auch in ihren scholastischen und mehr barbarischen technologischen Ausdrücken. Er läßt in einem schönen Quartformat seine Thesis drucken, die nicht weniger als hundert Punkte enthalten darf, welche aber wahrscheinlich von seinen Professoren, auf viermal so viel hinaufgetrieben werden, und das ganze Feld der katholischen Theologie umfassen. Dieses kleine Buch circulirt unter Freunden und eine Einleitung wird an jede geistliche Anstalt in Rom gesendet; Tag und Stunde und Ort werden genau bestimmt, mit der gewöhnlichen Schlußformel, daß am Morgen „datur omnibus“, alle angreifen können, während am Nachmittag dieselbe Freiheit nur gewährt wird, nachdem drei auserlesene Kämpen ihre Lanzen gebrochen haben.

Wenn die Zeit kommt, so findet sich der Respondent, er weiß kaum wie, hinter einem Tische am Ende einer ungeheuer großen Halle sitzend, die auszufüllen eine kräftige Stimme erfordert. Er wird von seinen Professoren unterstützt, die im Falle, daß er zu sehr in die Enge getrieben wird, ihm ein Wort in's Ohr sagen können. Eine gewaltige ovale Kette von Stühlen erstreckt sich das Zimmer hinab auf beiden Seiten und fängt bald an, von Professoren, Doktoren und gelehrten Männern besetzt zu werden, von denen er vielleicht nur mit ehrfürchtiger Scheu

gehört hat. Jeder derselben empfängt ein Exemplar der Thesis und überdenkt sie, gleichsam um den schwachen Punkt zwischen den Platten des Panzers herauszufinden, in den er später seinen Speer stoßen will. Ich erinnere mich wohl in dem einzelnen Falle, der mir vorschwebt, daß ein Mönch, weiß gekleidet, hereinschlich und sich in dem innern Cirkel niedersetzte, aber seinen Kopf schüttelte und es ablehnte, ein Angreifer zu werden, obwol eine besondere Botschaft von den Professoren an ihn abgeschickt wurde. Man hatte ihn gesendet, um zu horchen und zu berichten. Es war P. Cappellari, der nicht ganz sechs Jahre später Papst Gregor XVI. wurde. Nicht weit von ihm saß der Abbé de la Mennais, dessen Werke er mit so großem Rechte und so schmachvoll verdammte. Wahrscheinlich war es das einzige Mal, daß sie jemals beisammen saßen und einen englischen Jüngling den Glauben vertheidigen hörten, von dem der eine das Orakel und der andere der bittere Feind werden sollte.

Nun aber erhebt sich einer und richtet in gemessener Sprache zur Ermuthigung einige beredte Worte an seinen jungen Mitbewerber, dessen Herz in banger Ungewißheit schlägt, auf welcher Seite er angegriffen werden wird, bis eine Zeit abgelaufen ist durch die Erklärung der Zahl seiner Sätze, die angegriffen werden sollen. Ein Knistern von steifem Papier, das sich gleichzeitig in jeder Hand wendet, geht durch die mit Studenten, Ordensleuten und Zuhörern aus dem geistlichen und weltlichen Stande erfüllte Halle. Es kündigt die allgemeine Begierde an, das auserwählte Thema zu sehen und erleichtert die Spannung des an den Pranger gestellten Jünglings, welcher zum erstenmal in seinem Leben sich in peinlicher Verlegenheit aller Augen ausgesetzt sieht und die Last der vergangenen Arbeit und der künftigen Verantwortlichkeit auf seinem Haupte fühlt.

Natürlich hat er sich gründlich vorbereitet und sein

Elend muß doppelt groß sein, wenn er in seiner Rüstung einen verwundbaren Punkt gelassen hat, oder wenn sie nicht ganz stichfest ist. Er weiß freilich, daß kein Angreifender das Feld der verzeichneten Sätze verlassen oder ihm solche Fragen stellen darf, wie Sir J. More an den Disputanten „in omni scibili et de quolibet ente,“ auf den er irgendwo auf fremdem Gebiete stieß und den er durch eine höchst klare Frage aus dem englischen Gesetze zum Schweigen brachte: „Utrum averia carucae in velito namio capta sint irreplegiabilia.“ *) Dennoch gibt es Gegenstände, in welchen man besser gesattelt ist, als in andern; es gibt interessantere, wo man mehr in's Einzelne gehen kann, und die sich mehr für eine lebendige Darstellung eignen. Doch da ist nicht zu helfen; mag der Gegenstand trocken oder salbungsvoll, streng logisch oder mit Beredsamkeit vorgetragen werden, er darf nichts unbemerkt lassen; er kann wohl die Seite von etwas Neuem drehen, wenn es unerwartet vor ihn kommt, aber im ganzen muß er zeigen, daß er keinen Punkt übersehen hat, der eine Beantwortung verdient. Die Angreifenden sind muthige, gewandte Gladiatoren, die, wenn sie von der Tapferkeit des Defendenten überzeugt sind, ihm eine schöne Gelegenheit geben werden, sie zu entfalten. Dem muß sich der Verfasser schuldig bekennen, er that sein möglichstes, um die Herzhaftigkeit solcher jungen Streiter, die ihre Sporen zu gewinnen suchten, auf die Probe zu stellen. Als er aber solche Männer anzugreifen hatte, wie der Erzbischof von Dublin oder von Thyana, **) oder die Bischöfe von Pittsburg oder Clifton, hatte er keinen Anlaß, es zu bereuen, seine Waffen wohl gestählt und seine Schläge wohl abgewogen zu haben.

---

*) „Ob Pflugthiere, die gerichtlich zu Pfand genommen worden, wieder eingelöst werden dürfen.“ Blackstone 3, 9.

**) Msgr. Barrili, so eben consecrirt und zum Nuntius in Madrid ernannt.

Nach einigen Stunden dieses Gefechtes kommt eine Pause zur Erholung und zum Ausruhen für jeden, nur nicht für den Helden des Tages, welcher wahrscheinlich von einem Kopfschmerze niedergedrückt wird, der wie Blei auf ihm lastet. In diesem Zustande erscheint ihm seine Leistung, die vorüber ist, als ein trauriges Mißlingen und seine kommende sieht er im dunklen, trüben Lichte der Ungewißheit. Die Zeit dazu kommt jedoch und er sitzt diesmal in einem hohen Pulte, seine Professoren unten, ihm gegenüber, ohne Hoffnung auf Hilfe oder Beistand. Er befindet sich in der Mitte der einen Seite des Schiffes einer hohen Kirche, was ihn in seiner Stellung nicht nur mit einem feierlichen Ernste und einer religiösen Ehrfurcht erfüllt, sondern es nothwendig macht, daß seine Stimme deutlich erschallen muß, in einem fest deklamatorischen Tone, um bis zur entgegengesetzten Seite zu reichen, wo in einem Prunksessel der Kardinal sitzt, welcher die Widmung der Disputation angenommen hat. Man hatte in dem vorliegenden Falle beabsichtigt, den heiligen Vater um die Ehre seines Patronats zu bitten, aber im letzten Augenblicke wurde dieser Gedanke aufgegeben. Der innere Zirkel jedoch reichte wohl hin, um Furcht einzuflößen; es waren da ein Patriarch, vier Erzbischöfe, wenigstens ein halb Dutzend Bischöfe, ungefähr zwanzig Prälaten, von denen nicht wenige seitdem die höchsten Ehren der Kirche erlangt haben, beinahe ebensoviel Professoren, Aebte und Rektoren und eine ungeheure Menge Personen sogar von gleichem Range, aber nicht in vollem Costüme. Dieses wird im innern Zirkel erfordert und verleiht ihm beinahe das Aussehen einer Synode.

Wenn nun dies vorüber ist, was ist die große Belohnung, die den jungen Athleten erwartet, außer dem Titel des erlangten theologischen Doktorats, der aber in Rom nicht geführt wird? Sie besteht darin, am andern Tage

mit einem passend gebundenen Exemplare der Thesis zu dem Papste zu gehen und es ihm zu Füßen zu legen. Nicht nur empfängt er einen liebevollen väterlichen Segen, sondern seine Wangen glühen und sein Herz schlägt, während er sich unter den Ausdrücken der gütigsten Ermuthigung und sogar des Lobes verneigt. Er wird den gemeinschaftlichen Vater der Kleinen wie der Großen bereits von den Vorgängen des gestrigen Tages unterrichtet finden, von jedem besondern Vorfalle, von manchem treffenden Schlage, mancher artigen Niederlage eines ungeschickten Opponenten, kurz von allem, was die Manier oder die Methode kennzeichnete. Dann wird er ermahnt, im Studium zu verharren und die Gaben anzubauen, die Gott ihm zu Seiner Verherrlichung verliehen hat. Vielleicht wird sogar noch mehr gesagt; es wird ihm eine besondere Richtung vorgezeichnet, in Folge des günstigen Verlaufes seines ersten Probestückes, z. B. die heiligen Schriften oder die Väter oder die Fragen des Tages fleißig zu studiren. Alles dies geschah von Leo mit einer Freundlichkeit und ermuthigenden Güte, die einem Jünglinge wohl jede Anstrengung ersetzte, die er auf sich nahm, um in das geistliche und theologische Heer eines solchen Fürsten eingereiht zu werden. Es erhob ihn über sich selbst und seine kleinmüthigen Gedanken, flößte ihm zum erstenmale die Hoffnung ein, daß er leben könne, um etwas Gutes zu thun und öffnete seine Augen der helleren und freundlicheren Seite seines eigenen unbedeutenden Daseins. Solche Blicke, solche Worte, ein solcher Auftritt werden nicht leicht vergessen, und wer weiß, wie viele dauernde Werke von ächtem Werthe die Kirche einer einzigen Viertelstunde verdankt, die auf diese Weise dem zarten, warmen und leidenschaftslosen Geiste eines Jünglings geschenkt, von einem Segen voll Gnade begleitet wird und von Einem ausgeht, den er als Gottes wahren Stellvertreter auf Erden hoch achtet und tief verehrt?

Das Siegel wird auf das Wachs gesetzt und gedrückt gerade in dem Augenblicke, da es am wärmsten und weichsten ist; es wäre ein Wunder, wenn der Eindruck nicht scharf und bleibend sein würde. Man sagt, daß bei der Bearbeitung des Stahls nach vielfacher Behandlung desselben die feinsten Klingen durch die Hände eines Obmannes der Arbeiter gehen, welcher eine geheime Geschicklichkeit und vollendeten Takt besitzt mit einigen Strichen ihnen eine Zurichtung und eine Feinheit zu verleihen, die sie zu dem schärfsten Schnitte geeignet machen. So mag nach Jahre langem Studium und geheimen Mühseligkeiten ein beharrlicher Student in ein paar Augenblicken aus der Meisterhand in der kirchlichen Rüstkammer empfangen, was Milton „eine Berührung mit himmlischem Stahle“ nennt.

Mehr als einmal Zeuge gewesen zu sein von solchen Auftritten hat gewiß jenen starken Eindruck hinterlassen und alles bekräftigt, was bereits in diesem Buche von der besondern Güte gesagt worden ist, womit Leo XII. immer diejenigen aus unserm Kollege behandelte, die ihm besonders in Studienangelegenheiten nahten. Es wird weiterhin Gelegenheit geben, durch Beispiele diese Behauptung zu erhärten.

Aber Ein Beweis seiner Theilnahme an jener Anstalt ist nur wenig bekannt. Er hatte einen Plan gefaßt, ähnlich demjenigen, welchen der gegenwärtige großherzige und freigebige Papst unlängst ausführte, nämlich das englische Colleg zu erweitern und es zu einer Anstalt für Studirende zu machen, die eine längere Erziehung wünschten und die höhern Kurse der Universität besuchen wollten. An das Haus stößt ein großer Palazzo, oder eine nach Zimmern vermiethete Wohnung, die hauptsächlich von Kardinal Howard erbaut wurde. Der Papst beauftragte Msgr. Nicolai, den die Gelehrten durch ein prächtiges Folioblatt über die Basilika von St. Paul und durch ein sehr gediegenes prak-

tisches Werk über die Trockenlegung der pontinischen Sümpfe kennen, die er geleitet hatte, in der Stille diese Gebäulichkeiten einzusehen, über die Miethzinse, die sie abwarfen, und über die nothwendigen Auslagen, welche der vorgeschlagene Plan erforderte, in's Reine zu kommen, auch darüber, was noch weiter zur Ausstattung nothwendig sei, um den Plan auf die Dauer auszuführen. Denn er wünschte, daß kein Verlust das Colleg treffen, sondern daß es lieber alle Vortheile davon ernten sollte. Allein der Tod kam zu früh und verhinderte die Ausführung dieser edelmüthigen Absichten, womit später Nikolai selbst den Verfasser bekannt machte.

6. Kapitel.

Fortsetzung.

Das Beispiel der großen Theilnahme und Freundlichkeit, auf welches am Schluße des letzten Kapitels angespielt wurde, gab dem Verfasser manche Gelegenheit, die unveränderliche Herzensgüte zu bemerken, welche diesen Papst auszeichnete. Es trat der Fall ein, daß eine Person, die mit dem englischen Colleg in genauer Verbindung stand, sich um einen Lehrstuhl an der römischen Universität bewarb. Seine Professoren hatten ihn ermuthigt, sich darum zu bewerben, als seine Erledigung bevorstand. Er hatte keinerlei Ansprüche, weder vermöge des Interesse, das sich an seine Person knüpfte, noch durch Verbindung mit Höheren, sondern mußte sich einfach auf die Verordnung der päpstlichen Bulle verlassen, die alle Professorstellen der Bewerbung freiließ. Es war im besten Falle nur eine untergeordnete und unbedeutende Lektorstelle, wo man annehmen konnte, daß nur wenige sich darum bemühen oder als Kandidaten auftreten würden. Es wurde daher angekündigt, daß man von dieser Regel absehen würde, und daß eine

in jeder Hinsicht befähigte Person von bedeutendem gelehrten Rufe ernannt werden sollte. Der jüngere Aspirant suchte ohne Zögern eine Audienz nach, bei welcher ich anwesend war. Er sprach mit dem Papste frei heraus von seinen Absichten und von seinem dringenden Wunsche, daß die neueren Verordnungen Sr. Heiligkeit ausgeführt werden möchten. Nichts konnte leutseliger oder ermuthigender sein, als Leo's Antwort. Er drückte seine Freude darüber aus, zu sehen, daß seine Verordnung kein todter Buchstabe sei, und daß sie den Bittsteller zur Anstrengung ermuthigt habe. Er versicherte ihm, er solle unparteiisch behandelt werden, keine Hindernisse im Wege finden, und die Sache in seinen Händen lassen.

Die Zeit verstrich, und da es die einzige in der Bulle gestellte Alternative war, durch Veröffentlichung eines Werkes den Fortschritt in der Kunst und Wissenschaft zu beweisen, die gelehrt werden sollte, so ließ er in der Stille ein Buch durch die Presse gehen, wahrscheinlich sehr schwerfällig geschrieben; aber Lebhaftigkeit und äußerer Schimmer desselben war keine Bedingung der Bulle. So oft eine Stelle in Erledigung kam, wurde es bekannt gemacht, zugleich mit der Ankündigung, daß sie besetzt sei. Alles schien verloren, nur nicht die Ehre des Papstes, an welche allein appellirt werden konnte. Eine andere Audienz wurde erbeten und augenblicklich gewährt, ihr Beweggrund natürlich angegeben. Ich war wieder gegenwärtig und werde es nicht leicht vergessen. Es war nicht nothwendig, den Fall wiederholt darzustellen. „Ich weiß es Alles," sagte der Papst höchst gütig, „man hat mich überrascht. Ich habe nach C. geschickt, durch den dieß geschah; ich befahl, die Ernennung zu streichen, und habe ihm einen so scharfen Verweis gegeben, daß ich glaube, es ist die Ursache, warum er heute am Fieber darniederliegt. Sie sind muthig und offen zu Werke gegangen, und sollen die Früchte ihres Fleißes nicht verlie-

ren. Ich will mein Wort gegen Sie und die Bestimmungen meiner Verordnung halten.“ Mit der äußersten Huld nahm er das Buch an, das sein Verfasser jetzt wie einen Schatz aufbewahrt, und in dessen Hände das Exemplar zurückkam; er anerkannte das Vorzugsrecht, welches er festgesetzt hatte, und sicherte dem Verfasser ehrliches Spiel zu.

Der Papst hatte sich in der That der Sache seines jugendlichen Appellanten ernstlich angenommen. Anstatt Verdrießlichkeit zeigte er Theilnahme und Güte, und diejenigen, welche seine Ansprüche mit Verachtung übergangen hatten, mußten nun mit ihm unterhandeln und sich mit ihm auf Bedingungen vergleichen, die alle seine Wünsche zufrieden stellten. Eine andere Audienz zur Danksagung wurde freundlich bewilligt und ich war Zeuge von demselben gütigen und väterlichen, mit ruhiger Freundlichkeit gemischten Betragen und denselben tiefen Sympathien mit den Gefühlen desjenigen, dessen Sache so huldreich durchgeführt worden war. Wenn dieser junge Client keine neue Thatkraft gewann, keine Stärke aus so wiederholten Beweisen von Interesse und Herablassung sammelte; wenn diese den Segeln seiner kleinen Barke durch viele trübe Wasser nicht die Richtung gaben, sie antrieben, steuerten und füllten, — ja wenn sie seinem ganzen geistigen Leben nicht die Färbung und den Geschmack verliehen, so können wir jenen Menschen seelenlos nennen und unfähig jeder edlen Regung.

Die Güte des Papstes Leo XII. gegen unser National-Institut beschränkte sich jedoch nicht auf eine rücksichtsvolle Behandlung einzelner, sondern er gab uns allen einen unerwarteten Beweis seiner außerordentlichen Herablassung. Ich habe bereits die Villa des Collegs beschrieben, wo die Zeit der Weinlese zugebracht wird. Halb städtisch, halb ländlich ist sie anspruchlos nach ihrem Umfange und nach ihrer Einrichtung, noch mehr nach ihrer Bauart; denn es ist nur ein Haufe kleiner Häuser. Kurz, hauptsächlich die

Aussicht und die Lage nebst den ergötzlichen Dingen, die da getrieben werden, machen sie zur Wonne und zum eigentlichen Herzblatte eines jeden römischen Studenten. Wenn Jemand, der die freie Wahl hat, den Tag in jener Nachbarschaft zuzubringen wünschte, so gibt es stattliche Landhäuser, und herrliche Klöster rings um den Ort, die ihn anlocken können.

Leo, noch mit vielen körperlichen Leiden geplagt, ging nie weit auf's Land. Er hatte sich eine kleine Villa einrichten lassen, was man etwa eine Loge (box) nennen könnte, wenn es nicht zu unehrerbietig wäre, drei oder vier Meilen von Rom, wohin er sich mit seinem Gefolge zurückzuziehen pflegte, um einige Stunden in dem Weinberge zuzubringen, von dem sie umgeben ist.

Er hatte als junger Mann das unschuldige Jagdvergnügen geliebt und man pflegte zu sagen, daß der ruhige Genuß seiner alten Erholung ihm zuweilen Freude machte. Sei dem, wie es wolle, kein Papst der neuern Zeit ist soviel daheim geblieben, als er und die päpstliche Villa zu Castel Gandolfo wurde, glaube ich, nie von ihm bewohnt. Es konnte daher nicht bloß die Neigung gewesen sein, einen Ausflug zu machen oder den Ort zu verändern, was ihn nach den Tuskulanischen Hügeln hinzog.

Es war in der Herbstvakanz 1827, als gewisse Vorbereitungen von ominöser Bedeutung, die Aufmerksamkeit der Studenten auf sich zogen: Ganze Ladungen mit Collegiat-Anzügen, Möbeln und Tapeten langten auf geheimnißvolle Weise an und wurden bei Seite gelegt. Emsig fing man das Reinigen und Anstreichen an zu einer ganz unangemessenen Zeit; sodann kam ein dem Scheine nach überflüssiger Vorrath von Hühnervolk an, gackerndes und kollerndes, Niemand wußte woher, mit einem wahren Mastkalbe von der großen Borghese-Meierei Pantano, welches, wie man sich in's Ohr flüsterte, von einem Beamten der päpstlichen Küche

bestellt worden war. Gerüchte fingen an, sich zu verbreiten; doch Niemand wagte es, eine so ungewöhnliche Ehre zu erwarten, als sie für das kleine Dorf verkündigten. Nur zwei Personen waren in das Geheimniß eingeweiht, der Rektor und der Vicerektor, außer denjenigen, die mit den Vorbereitungen zu thun hatten. Aber das Geheimniß wurde streng eingeschärft und getreu gehalten, bis es nöthig war, Befehle zu geben, um die Wege herzustellen, die Strassen zu reinigen, Triumphbogen zu errichten und Teppiche auszuhängen, in welcher Kunst der Verzierung, die italienischen Dörfer besonders erfahren sind. Illuminationen, Feuerwerke und ein Ballon vervollständigten schnell unsere Vorbereitungen.

Das Küchendepartement mit seinen einfachern Einrichtungen wurde dem Koche des Kollegiums abgenommen und den mehr wissenschaftlichen Operationen eines Hofkoches übertragen und man fing an, ein Festmahl vorzubereiten, dessen Veranstalter nicht länger verborgen bleiben konnte. Aber strenge waren die Vorsichtsmaßregeln, die man ergriff, um das Geheimniß zu beobachten und jeden Auflauf des Volkes zu vermeiden, daß die höchsten Beamten des päpstlichen Haushaltes über die Absichten des Papstes in vollkommener Unwissenheit gehalten wurden. Denn in der Frühe des 29. Oktobers fuhren der Maggiordomo und der Maestro di Camera (später die Kardinäle Marazzani und Barbereni) vor dem Hause an und fragten, warum sie hieher geschickt worden seien? Man hatte ihnen blos gesagt, sie sollten am Morgen nach dem lateranischen Thore fahren, wo sie einen Befehl empfingen, sich nach der englischen Villa zu Monte Porzio zu begeben. Groß war ihr Erstaunen, als sie erfuhren, daß Se. Heiligkeit in einigen Stunden erwartet werde. Uns war gleichfalls strenge eingeschärft, Niemanden in das Haus zu lassen und keinen Gast einzuladen, da der Besuch nur dem Kollege galt. In der That

wiederholte dies der Papst immer wieder, wenn Deputationen ihm zu nahen wünschten.

Der Morgen war regnerisch und machte uns viel Sorgen, bis gegen 10 Uhr die Sonne glänzend hervorbrach, die Wolken sich verzogen und jedes Auge auf den Weg von Frascati in der Nähe Roms gerichtet war. Wenn man sich über die Gartenmauer lehnte, so sah man in das tiefe Thal hinab, durch das derselbe bald in langen, schnurgeraden Alleen hinlief, bald sich senkte und durch Vertiefungen führte und in den Weinbergen sich beinahe verlor, bis der Olivengarten des stolzen, aber verlassenen Palastes von Mandragone die Aussicht auf Himmel und Erde abschnitt. Plötzlich erklärte einer, er habe am entferntesten Gesichtspunkte den Blitz eines Helms oder Schwertes durch die Ulmen hindurch gesehen und man glaubte ihm kaum, bis ein anderer und dann wieder einer manches gespannte Auge traf. Dann hörte man das Getrappe vieler Pferde in voller Eile und endlich wurde auf einer der ebenen Stellen des Weges die ganze Cortége sichtbar, — Nobelgardisten und Dragoner in vollem Galoppe, um mit der päpstlichen Carrosse und ihren sechs dampfenden Nappen gleichen Schritt zu halten. Bald verlor sich alles für das Auge und das Ohr, als der Zug sich um die steile Anhöhe herum und hinauf wand, auf der wir standen, dann rollte er für einen Augenblick durch das Thor des Dorfes und hielt endlich vor dem Hause, nachdem er durch die engen Gassen gerasselt war. Der Papst stieg ab, gab allen Umstehenden seinen Segen, ging dann zur Kirche des Ortes und verrichtete sein Gebet vor dem Allerheiligsten. Hierauf begab er sich zu Fuß nach einem netten Hause auf dem kleinen Marktplatze, von dessen Balkon er die versammelten Einwohner segnete und wo er die angeseheneren Bewohner des Dorfes überaus leutselig empfing.

Nachher hatten wir ihn ganz für uns selbst, denn die Essens-

zeit kam bald heran. Nach der strengsten Etikette hat der Papst nie Jemand in seinem Palaste bei sich zu Tische. Nicht einmal ein Souverän wird da als Gast zugelassen. Während des fröhlichen Oktobermondes tritt insofern eine Milderung dieser Regel ein, daß außerhalb der päpstlichen Gemächer Gastmähler gegeben werden, zuweilen in einem geschmackvollen Pavillon des vatikanischen Garten. Während jener Jahreszeit besucht der Papst Klöster oder andere Anstalten außerhalb Roms, wo wegen der Entfernung für ihn eine Mahlzeit bereit gehalten wird, an welcher die Bewohner des Hauses Theil nehmen. Aber auch dann wird die Regel beobachtet, daß er allein speist. Ein kleiner Tisch wird oben an die Gasttafel gestellt, vermittelst einer niedrigen Treppe kaum bemerkbar höher als dieselbe; hier sitzt er allein, obwol kaum von der übrigen Gesellschaft getrennt.*) Einen solchen Platz nahm Leo XII. an dem denkwürdigen Tage seines Besuches zu Monte Porzio ein. Die Tafel vor ihm war einfach und geschmackvoll gedeckt; da war kein

*) Vor Kurzem, als der Papst sich zu Florenz befand, verließ der englische Minister die Stadt und kehrte plötzlich nach Hause zurück. Der Grund hiezu lag augenfällig genug in der ernstlichen Krankheit eines Bruders, bei dessen letzten Stunden er gegenwärtig sein sollte. Dies war jedoch kein genügender Grund für einen Zeitungscorrespondenten, welcher als wahres Motiv angab, daß unser Gesandte beleidigt worden sei, weil man ihn nicht an denselben Tisch wie den Papst gesetzt habe. Vielleicht mag der im Texte erwähnte Brauch die Thatsache erklären, die der Verfasser des Artikels aufgriff und daraus eines jener Geschichtchen fabrizirte, die von solchen Personen geliefert werden, um die glorreiche Reise des Papstes durch Italien in ein schlechtes Licht zu stellen. Beide, er und der Großherzog von Toskana sind ebenso unfähig, von freien Stücken einen fremden Gesandten zu beleidigen, als Lord N. es ist, sich durch die Beobachtung bestimmter Hofregeln für beleidigt zu halten. Jedenfalls haben wir von diesem wichtigen diplomatischen Falle nichts weiter vernommen.

Prunk, kein Silbergeschirr, kein Versuch zu sehen, mehr scheinen zu wollen als die Umstände und die Personen waren. Wir befanden uns in dem Refektorium eines Kollegs, wir waren einfache englische Obere und Studenten. Die übrige Tafel war mit den einfachen Erfordernissen zu dem Essen und Trinken bedeckt, das unser gewöhnliches Mahl ausmachte. Das Refektorium war ein niedriges, längliches Zimmer, an dessen Ende dem Papste gegenüber ein großes Fenster bis auf den Boden hinabging, das, wie wenn es ein in lebhaften Farben glühendes Gemälde gewesen wäre, von einem grünen Bergabhange ausgefüllt wurde, unten mit Weinbergen, oben mit Kastanien und Cypressen und einer üppigen, grünen Waide, die sie mit dem tiefblausten Himmel verband. Die erste Bemerkung, welche der Papst machte, war für seine englischen Gäste nicht wenig schmeichelhaft. Es ist selten, sagte er, daß ein armer Papst das Vergnügen genießen kann, sich mit einem so schönen Schlage junger Leute zu Tisch zu setzen. Und in der That machte die Gesellschaft der stärkenden Luft, die sie zuerst auf Erden einathmete, keine Unehre sowol nach der Gesichtsfarbe und Statur, als nach dem sehnigen Körperbau. Wie sind sie nun zerstreut auf der Erde und unter ihr! Mehrere füllen auf eine würdige Weise bischöfliche Stühle aus, manche arbeiten mit verdienstlichem Fleiße auf dem kirchlichen Felde; für einen zu großen Theil hat ihre Ruhestunde schon geschlagen. Doch an jenem Tage waren alle voll Leben und Seligkeit, freudig und munter unter dem Lächeln und den freundlichen Blicken ihres Vaters. Denn der Papst aß kaum irgend etwas und verkostete blos den Trank, aber er verwendete seine freie Zeit dazu, die Gerichte von seiner eigenen Tafel zu zertheilen und hinabzusenden, während seine Unterhaltung vertraulich und an alle gerichtet war. Er erzählte uns, wie er seinen Tag zubrachte, zum Theil, um sich zu entschuldigen, weil er an der vor ihm stehenden

Mahlzeit so spärlich Theil zu nehmen schien. Er stand sehr frühe auf, vielleicht um fünf Uhr und verwendete den ersten Theil des Tages, wie jeder andere katholische Geistliche auf jene religiösen Pflichten, die seinen Handlungen die Weihe geben müssen, — Meditation, Gebet und die Feier der göttlichen Geheimnisse; darauf folgte immer in dem Diarium des Papstes die Anwohnung bei einer zweiten Messe der Danksagung, die ein Kaplan las. Eine Tasse Kaffe oder eine Schale Fleischbrühe, ohne etwas einzutunken, war alles, was er bis zur Essenszeit zu sich nahm. Er brachte den Morgen von acht Uhr bis spätestens zwölf Uhr mit Audienzen zu; dann zog er sich zu Privatgeschäften zurück, ruhte ein wenig, weihte eine Stunde dem Gebete, wie wir von andern hörten, fuhr dann aus und nahm die öffentlichen Geschäfte wieder vor bis zehn Uhr; dann genoß er seine erste und einzige Mahlzeit. Sagen, daß dieselbe frugal war, wäre zu wenig, auch konnten wir uns nicht über das beglaubigte Gericht wundern, daß er seine persönlichen Ausgaben des Tages nicht über einen Thaler steigen lasse, als wir aus seinem eigenen Munde vernahmen, der trockene Neufoundländer Stockfisch, italienisch Baccalà, sei seine gewöhnliche und Lieblingsspeise.

Dieser Enthaltsamkeit verdankte es Leo, daß er kirchliche Funktionen durchmachen konnte, die kein anderer Papst in neuerer Zeit versuchte, z. B. die Abhaltung des Hochamtes zu Santa Maria Maggiore in der Christnacht. Dies setzte ein Fasten voraus von der vorhergehenden Mitternacht an, wenigstens 23 Stunden; dann ging er nach der Kirche St. Anastasia, „der Station" für die Messe bei der Morgendämmerung; nachdem er diese gelesen, feierte er die dritte Messe bei St. Peter am Tage selbst.

Doch weiter in unserer Erzählung. Nach unserem heitern Mahle zog sich der Papst in das Schlafzimmer des Rektors zurück, wo er kurze Zeit ruhte, ging dann in sein

bescheidenes Wohnzimmer, wo wir wieder im vertraulichen Gespräche um ihn versammelt waren, bis die Stunde des Abschieds schlug. Er wollte sich nicht auf dem vergoldeten und mit Damast überzogenen Stuhle niederlassen, der für ihn bereit gehalten war, sondern nahm einen gewöhnlichen Strohsessel, wo er auch dem guten Klerus der Stadt Audienz gab, zwar einfachen, aber tüchtigen und gewiß ganz uneigennützigen Männern, die hauptsächlich von ihrem eigenen Vermögen lebten und die Dienste, die ein einziger Pfarrer nicht vollständig hätte erfüllen können, zur Aushülfe verrichteten. Ich erinnere mich noch wohl an die Fragen, die er stellte, und an manchen besondern Rath, den er gab über Gegenstände von ganz localer Natur.

Die einfachen Ereignisse jenes Tags erscheinen vielleicht manchen Lesern unbedeutend, die gewohnt sind, den Papst nur als einen Gegenstand zu betrachten, der eine eigenthümliche Art von Gefühlen erregt zwischen Sauer und Bitter. Sie vergessen, daß er jedenfalls ein Souverän ist, und man darf wohl annehmen, daß wenn ein englisches „Erziehungs-Institut", das mit dem Protestantismus in Verbindung stände, auch nur in einem kleinen Staate, z. B. Baden oder Sardinien existirte, und der Regent jenes Staates hinginge, den Knaben einen Tag widmete und in ihrem Saale speiste, man es für einen sehr huldreichen Act und vielleicht für ein Compliment gegen die Nation halten würde, wenigstens für ein Merkmal seiner Hochachtung gegen das Volk, welchem die Anstalt gehörte. Von dem geistlichen Souverän Roms glaubt man auch insgemein, er sei fast unzugänglich und komme mit andern nicht leicht in vertraute Berührung. Dann ist es sicher kein Wunder, daß ein solcher Akt der Herablassung Leo denjenigen lieb machte, die ihn von freien Stücken erfuhren, obwol sie Fremdlinge waren und einem Volke angehörten, das wenig von jener Theilnahme gegen ihn bewiesen hatte, die es seinem Vor-

gänger so verschwenderisch zuwandte. Aber in ihren Augen war ein solcher Besuch weit mehr als einer von einem kleinen Souverän. Seine kirchliche Würde, seine geistliche Oberherrschaft, sein religiöser Charakter machen seine weltliche Stellung in ihm nur zu einer untergeordneten, und verleihen ihm den Vorrang in der Reihe der Monarchen, welchen die Besitzer größerer Länder und eines schwereren Budget nicht leugnen werden. Ein Akt väterlicher Herablassung, wie er beschrieben worden ist, von einem Manne von solcher Bedeutung, konnte nicht verfehlen, den Herzen aller eingegraben zu bleiben, die davon Zeuge waren oder ihn vielmehr erfuhren. Sie wünschten, ihre Nachfolger möchten sich auch daran erinnern, und deßhalb ließen sie das Andenken an diese gütige Handlung auf etwas eingraben, das minder vergänglich ist, als jene fleischernen Tafeln — auf zwei schöne Marmorplatten, eine im Colleg und eine andere in der so hoch geehrten Halle, die beide nur in der Angabe des Ortes verschieden waren. Das Folgende ist eine Abschrift der erstern:

HONORI
LEONIS XII. PONT. MAX.
OPTIMI. ET. INDVLGENTISSIMI. PRINCIPIS.
QVOD. IV. KAL. NOV. AN. MDCCCXXVIII
ALVMNOS. COLLEGII. ANGLORVM
PORTIODVNI. RVSTICANTES.
LIBENS. INVISERIT
IN. CONVIVIVM. ADHIBVERIT.
OMNIQVE. COMITATE. COMPLEXVS. SIT.
ROBERTVS. GRADWELL, RECTOR. COLLEGII.
ET. IIDEM. ALVMNI.
V. E. PLACIDO. ZVRLA. CARD. PATRONO. SVFFRAGANTE
DEVOTI. GRATIQVE. ANIMI. MONVMENTVM
DEDICAVERVNT.

7. Kapitel.

Die englische Kardinalswürde.

Obwol es sein Nachfolger Pius VIII. war, der zuerst in neuern Zeiten einen englischen Kardinal wählte, so entsprang der Gedanke dazu doch im Geiste Leo's XII. unter eigenthümlichen Umständen. Es ist ein gewöhnlicher Gebrauch für einen Kardinal, wenn er auf den päpstlichen Stuhl erhoben wird, „den Hut wieder zurückzugeben," wie es heißt, indem er zu der Würde, von welcher er selbst gerade erhoben wurde, ein Glied der Familie des Papstes erhebt, der ihm jene Ehrenstelle übertragen hatte, und wenn jener Papst einer religiösen Genossenschaft angehörte, so pflegte die Kardinalswürde wieder seinem Orden zugewendet zu werden oder konnte es.

Nun aber war Leo XII. von Pius VII. zum Kardinal erwählt worden, der ein Mitglied des Benediktiner-Ordens war, und er wünschte seine Schuld der Dankbarkeit gegen jene verehrungswürdige Körperschaft abzutragen. Im Winter 1826 kam in Rom der hochw. Dr. Baines an, Bischof von Siga und Coadjutor des englischen Westdistriktes. Er befand sich in dem Zustande einer beinahe hoffnungslosen Krankheit. Er litt an einem innern Abscesse, der auf einen geschwächten Körperbau nachtheilig wirkte, welcher unfähig zu sein schien, denselben aus dem Systeme des Leibes auszuscheiden. Er kam blos auf Besuch mit einigen vertrauten Freunden, die ihn aus Liebe begleitet hatten und in der Hoffnung, jener Klimawechsel könnte vielleicht mehr thun, als Aerzte und Arzneien. Sie täuschten sich nicht. Das milde Klima, die unterhaltende Erholung und vielleicht noch mehr die Ruhe von der Arbeit und Aufregung, in der er gelebt hatte, thaten ihre Schuldigkeit; zur rechten Zeit gab der innere Feind nach, das heißt, die Leber, an welcher der

Engländer große Schmerzen litt, wurde gesünder und eine sichtbare Veränderung zum Bessern ließ sich im Frühling bemerken. Ein köstlicher Sommer, zwischen Assisi und Porto di Fermo zugebracht, vollendete die Aufgabe und er erzählte bei seiner Rückkehr öfters von dem Erstaunen der einfältigen Landleute, unter denen er gelebt hatte, als sie auf einem Papierstreifen mit nur ein paar Linien, die ihnen ebenso unleserlich waren, als mehr gebildeten Leuten das Recept eines Doktors, Bezahlungen empfingen. Als diese Papierstreifen in der benachbarten Stadt in einem gewissen großen Gebäude abgegeben wurden, fanden sie zu ihrem Erstaunen alsbald dieselben in klingende Münzen verwandelt, gerade im Betrage dessen, was ihnen gebührte.

Nach und nach fing der Ruf, den er in England erworben hatte, an sich auch in Rom zu verbreiten; mehrere edle Familien, mit welchen er daheim innig vertraut gewesen war, befanden sich in Rom und gaben manchen andern die Gelegenheit, mit ihm bekannt zu werden. Er hatte die Gabe, alle zu bezaubern, die sich ihm nahten, trotz der Entschiedenheit seines Tones und seines Benehmens, die in Meinungen kaum eine Abweichung von ihm zugab. Er hatte zuweilen originelle Ansichten über gewisse Gegenstände, aber bei jedem Gegenstande hatte er die Sprache in seiner Gewalt und besaß im Ausdrucke seiner Empfindungen eine Klarheit, die Aufmerksamkeit gebot und in der Regel die Zustimmung gewann. Daher waren seine Bekannten immer willige Zuhörer und wurden bald aufrichtige Bewunderer und sodann warme Anhänger. Leider war dieß für ihn eine fatale Gabe. Wenn er große und sogar herrliche Werke unternahm, so pflegte er allein dazustehen; Zustimmung zu seinen Plänen war die Bedingung, sich ihm nähern zu dürfen; jeder, der mit ihm übereinstimmte oder es wagte, eine reifere Ueberlegung anzurathen oder eine Erörterung hervorzurufen, war bald entfernt. Er isolirte sich mit sei-

nem eigenen Genius, hatte keine andern Rathgeber, als sich selbst, und derjenige, welcher sich einst mit Männern von Gelehrsamkeit, Klugheit und Ergebenheit umgeben hatte, sah sich endlich allein und grämte sein edles Herz einsam zu Tode.

Zur Zeit jedoch, auf welche dies Kapitel sich bezieht, konnten sich diese Fehler kaum zeigen, um seine höhern und bessern Eigenschaften viel in Schatten zu stellen. Im Verlaufe des folgenden Winters war er im Stande, obwol gegen die Meinung seiner Freunde, auf der englischen Kanzel aufzutreten, die, wie wir sehen werden, Leo XII. in Rom eröffnete. Die Kirche, welche beinahe leer war, wenn Prediger von untergeordnetem Range sie einnahmen, war gedrängt voll, wenn Bischof Baines als Redner angekündigt wurde. Manche werden sich noch seiner erinnern. Er war am glücklichsten, wenn er seine Reden vorher nicht aufschrieb. Der Fluß seiner Worte war leicht und voll, seine Bilder oft sehr gewählt und seine Predigten körnig und gedankenreich. Allein seine große Gabe bestand darin, wie er sie hielt, — in der Stimme, im Tone, in Miene und Geberde. Sein ganzes Benehmen war voll Pathos, zuweilen sogar mehr, als der Gegenstand rechtfertigte. Er besaß eine eigenthümliche, tremulirende Stimme, die seinen Worten mehr als eine doppelte Wirkung gab, trotz einem breiten Provinzialaccente und einer manchmal dramatischen Aussprache gewisser Worte. Ungeachtet solcher Fehler, wurde er von allen, die ihn hörten, für einen der beredtesten und eindringlichsten Prediger gehalten, die sie jemals gehört hatten.

Dies war die Persönlichkeit, welche Leo im Geiste zum ersten englischen Kardinal bestimmt hatte. Dr. Baines war ein Benediktiner, auferzogen in der Abtei Lambspring und vor seiner Beförderung zum Bischof Prior von Ampleford in Yorkshire. Wir erfuhren von Msgr. Nicolai, daß

der Papst ihn hatte rufen lassen und ihm sagte, er habe sich nach einem Mitgliede des Benediktinerordens umgesehen, um ihm den wieder zurückzugebenden Hut zu verleihen; viele würdige Männer in demselben seien zu alt und zu schwach, andere zu jung, so daß er sein Augenmerk auf den englischen Mönch gerichtet habe, wenn nach eingeholter Erkundigung sein Charakter sich der beabsichtigten Erhebung gemäß zeigte. Solche Nachfragen wurden häufig unter uns angestellt, ohne daß wir ihren Zweck wußten, und die Folge war, daß man den Bischof aufforderte, sich von den Privatgemächern in dem Palaste Costa, wo er mit seinen englischen Freunden gelebt hatte, nach dem Benediktinerkloster von San Callisto zu begeben und den bischöflichen Habit seines Ordens zu tragen.

Der Tod des Papstes allein verhinderte die Ausführung dieses Planes; sein Nachfolger, der wahrscheinlich nicht davon gehört hatte, erwählte einen sehr alten Benediktinerabt, Crescini aus Parma, um den Hut zu empfangen, den er, wie auch Leo Pius VII. verdankte. Die Würde wurde allerdings verliehen, aber nicht lange bekleidet; denn der gute Ordensmann, der sonst dieser Auszeichnung ganz würdig war, starb entweder auf seiner Reise oder unmittelbar bei seiner Ankunft zu Hause.

Es ist jedoch augenscheinlich, daß Dr. Baines zum Kardinal gemacht worden wäre, nicht aus nationalen Gründen, sondern als Benediktiner. Dennoch war der Gedanke, so weit zu gehen, um ein passendes Mitglied jener Körperschaft für die Würde zu finden, von Leo edelmüthig und großherzig. Ueberdies kann kein Zweifel sein, daß diese Absicht der Grund wurde, einen englischen Kardinal unter dem folgenden Pontifikate zu ernennen.

Gern würde ich mit diesem Gegenstande hier schließen, aber es ist nicht freie Wahl, sondern fast eine Nothwendigkeit, denselben weiter zu verfolgen. Während es ganz

ausgemacht ist, daß Leo beschlossen hatte, den Bischof Baines zum Mitgliede des Kardinalcollegiums zu ernennen, hatte er jemals seine Gedanken auf einen andern unserer Landsleute gerichtet, so weit äußere Offenbarungen uns ermächtigen können, dies zu behaupten? Ein solcher Akt hätte an sich selbst nichts Unbilliges gezeigt, obwol allerdings die plötzliche Erwählung von zwei englischen Kardinälen unerwartet gewesen sein würde. Leo XII. war nicht der Mann, darauf zu achten und wenn Dr. Baines als der Repräsentant des Benediktinerordens gewählt worden wäre, so hätte Dr. Lingard es wohl auch werden können, wegen seiner hohen Verdienste und als Belohnung für seine herrliche Geschichte. In der That wird Niemand zu behaupten wagen, daß in der ganzen Liste der neuern Literatur oder in den Annalen des brittischen Klerus ein Name ist, der es mehr verdient hätte, in das Verzeichniß römischer Würdeträger eingetragen zu werden, oder demselben einen größern Glanz verliehen hätte, als der Name Lingard. Eine Bekanntschaft begann mit ihm, nur hatte sie das Ungünstige, daß unser Alter zu ungleich war, der eine ein Mann, der andere ein Kind. Doch hatte sie früh genug die Folge, daß ich ihn liebte und hochachtete, und in vielen spätern Jahren die ersten Eindrücke einfacher Gemüthsbewegungen prüfte, sie richtig geleitet und fest begründet fand. Lingard war Vicepräsident des Collegs, in welches ich mit acht Jahren eintrat, und ich habe in meinem Gedächtnisse die lebhafte Erinnerung an besondere Akte einer sinnigen und zarten Güte bewahrt, die ein seiner Pflichten eingedenkes weiches Herz verriethen, mitten unter den lästigen Geschäften, die ihm gerade oblagen in Folge des Todes des Präsidenten und durch seine literarischen Verpflichtungen; denn er ließ gerade sein erstes großes Werk wiederholt durch die Presse gehen. Allein obwol er bald nachher vom College ging und ich später das

Land verließ und ihn fünfzehn Jahre lang nicht wieder sah, so entwickelte sich doch anfangs ein indirektes Einverständniß und nach und nach eine Correspondenz und eine vertraute Freundschaft, die fortdauerte bis zum Schlusse seines Lebens. Persönlich ermuthigte er mich höchst freundlich in meinen wissenschaftlichen Bestrebungen und in meinen Ansichten über das öffentliche Verhalten; was sodann ein schätzbarerer Beweis von Aufmerksamkeit ist, die gelegentliche Erörterung von Differenzpunkten, und von Zeit zu Zeit Notizen und Fragen zur Belehrung, bildeten oft das eigenthümliche Band eines Briefwechsels zwischen uns. Damals konnte ihm Niemand nahen, ohne von der herrschenden Richtung seines Geistes bezaubert zu werden. Eine spielende Leichtigkeit und Einfachheit in den Manieren und im Gespräche, eine köstliche Ader satyrischen und kritischen Humors, der kein vernünftiges Wesen beleidigen konnte; ein gewandter, biegsamer Geist, der sich in jede Gesellschaft zu schicken vermochte, so daß er ihr Abgott wurde, machte ihn zu Hause ebenso vertraut mit dem Rechtsgelehrtenhofe des Nordbezirkes in den Tagen Broughams und Scarletts,*) wie mit dem jungen Collegiumsschüler, der zu Hornby bei ihm einsprach, um ihn über irgend eine Stelle aus der heiligen Schrift oder aus einem Klassiker zu Rathe zu ziehen. Aber ein gesundes Urtheil und eine hohe Stimmung der Gefühle, verbunden mit gediegener und mannigfaltiger Gelehrsamkeit, mit starkem Glauben und aufrichtiger Frömmigkeit bildeten die tiefen festen Grundlagen, auf welcher jene mehr zierlichen und luftigen äußern Reize ruhten. So zeigte sich Lingard gegen alle, die ihn kannten, und er konnte sicher auf Liebe rechnen, wo er nur bekannt war. Daher wird es, wenn er gleich niemals daheim nach kirch-

*) Der Hof beschenkte ihn, mittels Subskription, mit seinem eigenen Portrait.

lichen Ehrenstellen trachtete und seine Freunde ihn zu hoch schätzten, um sie gegen seinen Willen ihm aufzudringen, nie bekannt werden, bis sein Leben wirklich beschrieben und seine Correspondenz veröffentlicht ist, was für einen großen Antheil er an der Leitung unserer kirchlichen Angelegenheiten in England hatte, und wie er in Wahrheit fast das Orakel war, welches unsere Bischöfe in verwickelten oder heiklen Angelegenheiten von Wichtigkeit um Rath fragten. Seine Werke allein werden ihm jedoch seinen wahren Platz bei der Nachwelt sichern.

Daß ein solcher Mann die höchsten Ehrenstellen empfangen und auf eine gleiche Stufe mit einem Mai oder einem Gerdil, einem Baronius oder Norris gestellt werden sollte, hätte die literarische oder geistliche Welt nicht in Erstaunen setzen können. „Plaudente Orbe“ würde er seine Erhebung empfangen haben, und es ist ganz gewiß wahr, daß er, wenn bloß das Verdienst über die Stellung im Leben zu entscheiden hätte, hätte sein sollen, was andere waren oder sind; aber wir müssen von dieser geringern Würde sagen, was der witzige Metastasio einen seiner Helden, — wir müssen gestehen, ziemlich unverschämt, — über den kaiserlichen Staat seines Lehnsherrn sagen läßt, der solche Sprüche nicht leicht zu verdauen pflegte:

Se regnasse sol chi é di regnar capace,
Forse Arbace era Serse, e Serse Arbace. *)

Dieß ist jedoch hier nicht die Frage. Ueber Dr. Lingard's Verdienste gibt es keine zweite Meinung. Auch ist es überhaupt nicht nothwendig, darüber Zweifel zu hegen, was in der einzigen magern Biographie, die bis jetzt über ihn herausgekommen ist, behauptet wird, daß nämlich Leo XII. ihm vorschlug, sich in Rom niederzulassen, noch über die

*) „Wenn nur regierte, wer der Regierung fähig ist, so wäre Arbaces vielleicht Xerxes und Xerxes Arbaces.“

Schlüsse, die man aus der Unterhaltung zwischen ihnen zog. **) Das erstere ist bewiesen genug, wenn Dr. Lingard es selbst an einen Freund schrieb. Aber die Frage, so seltsam sie klingen mag, ist eigentlich: — War Dr. Lingard wirklich ein Kardinal?

In jener Biographie steht die folgende Stelle: „Bei einer Erwählung von Kardinälen im folgenden Jahre benachrichtigte Leo das Konsistorium, daß unter jenen, die er für dieselbe Würde in Petto behalten habe, sich ein Mann befinde von großen Talenten, ein vollendeter Gelehrter, dessen Schriften ex authenticis fontibus geschöpft, nicht nur der Religion große Dienste geleistet, sondern ganz Europa mit freudigem Erstaunen erfüllt hätten. In Rom deutete man dies allgemein auf den Geschichtschreiber Englands."

Wenn der Papst diese Anrede hielt, muß sie in folgender Form gelautet haben: „Ueberdieß erwählen wir einen Kardinal der heiligen römischen Kirche, einen Mann von großen Talenten ꝛc. ꝛc., den wir jedoch in pectore behalten." Er kann die Erwählung einer Person nicht reserviren, sondern nur ihre öffentliche Verkündigung und dies ist so wahrhaft der Fall, daß, wenn zehn Jahre später der Papst Jemand als Kardinal bekannt macht, indem er ihn für die so reservirte Person erklärt, seine Kardinalswürde von der erstern Epoche an datirt und er sogleich den Vorrang vor allen inzwischen gewählten einnimmt. Wenn daher Dr. Lin-

*) Die Unterhaltung, die nach Surtees' „Geschichte Durhams" zwischen dem Papste und dem Geschichtsschreiber stattgefunden haben soll, darf man wohl als eine Sage bezeichnen. Der Papst verleiht ferner goldene Medaillen an manche, wenn es auch nicht Kardinäle sind. Der gegenwärtige Papst schickte der Frau Chisholm eine goldene Medaille, um seine Anerkennung ihrer großen Verdienste um die Emigranten zu bezeugen. Ueber diesen Gegenstand kann ich auch aus Erfahrung sprechen. Dieses Ehrenzeichen des Dr. Lingard hat keine besondere Bedeutung.

gard die Person war, welche der Papst bei der im vorigen Auszuge erwähnten Gelegenheit meinte, so wurde der englische Geschichtschreiber wirklich und wahrhaft zum Kardinal erwählt.

Wenn dem so ist, was verhinderte seine öffentliche Verkündigung? Die Biographie fährt fort zu sagen, daß Dr. Lingard Schritte that, es zu verhindern. Ist dies möglich? Läßt sich mit seiner zarten Bescheidenheit und seinem tiefen Abscheu vor Lob von Kind auf, die Vorstellung zusammenräumen, daß er diese Beschreibung des reservirten Kardinals sogleich auf sich bezog? Thatsache aber ist es, daß eine solche Reservation eine Sache des strengsten Geheimnisses ist, das wahrhaft in der Brust des Papstes begraben liegt; nicht einmal die Person, welche die Allokution aufzeichnet, hat davon mehr Winke als andere, welche über die Person nach den ihr zugeschriebenen Eigenschaften oder Handlungen urtheilen können. Dieselben sind oft bestimmt genug angegeben. Der Gedanke jedoch, daß Msgr. Testa oder sonst Jemand in der Nähe des Papstes sich vermaß, zu entscheiden, wen er meinte, und es versuchte, „ihn von seinem Vorhaben abzubringen", ist eine einfache Unmöglichkeit. Wir dürfen uns darauf verlassen, daß, wenn unser Geschichtschreiber wirklich erwählt und reservirt wurde, er sich nicht so leicht hätte losmachen können. Entweder änderte daher der Papst seinen Sinn oder der Tod verhinderte die Ausführung seiner Absichten, obwol er nachher noch mehr als zwei Jahre lebte, oder, was wirklich der Fall war, es war nicht Dr. Lingard, auf welchen der heilige Vater anspielte. „Aber in Rom deutete man es allgemein auf ihn." Hier liegt das Mißverständniß. Ich erinnere mich noch wohl an den Tag, an die Allokution und ihre Deutung. Es war eine merkwürdige Anrede, als Leo nachdrücklich hervorhob, daß er bei der Wahl künftiger Kardinäle sich nicht durch das Herkommen oder Hofgebräuche leiten, sondern Männer

von großen Gaben auserlesen werde und solche, die der Kirche ausgezeichnete Dienste geleistet hätten.*) Die Anrede athmete vollkommen den Geist Leo's. Am Schluße derselben kam die geheimnißvolle Reservation eines Kardinals, der diese hohen Eigenschaften besaß. Ich weiß noch wohl die Aufregung und die Freude, mit welcher unser Präsident, der alte und innige Freund Dr. Lingard's, als er heimkam, uns von der Anrede erzählte und sagte, soviel er vermuthe, könnten die angegebenen Merkmale sich nur auf ihn anwenden lassen. Dies wiederholte er andern Freunden von Beiden, die ohne Zweifel, wie wir, seiner Auslegung beistimmten. Aber außerhalb dieses Kreises, wo Dr. Lingard bekannt und geschätzt war, war es gewiß nicht so; sondern eine ganz andere Person wurde damals und später immer und wird noch jetzt für den Gegenstand der Reservation des Papstes gehalten. **)

---

*) Man erzählte sich, daß bei Gelegenheit dieser Erklärung ein wohlbekannter Kardinal, ein gefälliger und gutmüthiger Mann, dessen Laufbahn aber eine mehr weltliche als geistliche gewesen war, und der keine Ansprüche auf große Gelehrsamkeit hatte, sich an seine Nachbarn gewendet habe mit den Worten: „Es ist gut, daß ich bereits Kardinal bin, sonst hätte ich jetzt keine Aussicht dazu."

**) Natürlich erwartet man von einem Schriftsteller, so groß er auch sein mag, nicht, daß er außerhalb seines eigenen Landes ohne Uebersetzungen viel bekannt ist. Jetzt allerdings lernen Viele fremde Sprachen und reisen weit von der Heimath fort; aber zur Zeit, von der wir handeln, gab es wenige Italiener in Rom, die englisch lasen oder es übersetzen konnten. Lingard's Ruf verbreitete sich im Auslande durch seine große „Geschichte." Seine „angelsächsische Kirche" und seine „Abhandlungen" waren nie übersetzt worden und die Uebersetzung seiner „Geschichte," die ein Signor Gregorj veranstaltete, schleppte sich langsam dahin durch die Handpresse und durch einen schweren Rechtsstreit über die Bedeutung des „Heißpressens", bis die geistigen Kräfte des Uebersetzers nachgaben und das Werk durch die schnellere und geschmackvollere Feder des Sig-

Dies war der berühmte Abbé de la Mennais. Wie gesagt, war er im Jahre 1824 in Rom gewesen, und von dem Papste mit der größten Auszeichnung empfangen worden. Er strahlte damals ganz im Glanze seines Genius, der sich nicht nur auf die Seite des Glaubens, sondern der höchsten römischen Grundsätze stellte. Die Kühnheit seiner Erklärungen über die Lehre, die Unabhängigkeit seines Tones in der Politik, der Glanz seines Stiles, und die Gedankentiefe, die darunter verborgen war, stellte ihn an die Spitze der religiösen Vorkämpfer in Frankreich. Mit seiner glänzenden Abhandlung über die Gleichgültigkeit in Sachen der Religion (Traité sur l'Indifference en Matière de Religion) hatte er unerschrocken den fliehenden Nachtrab der großen Revolution angegriffen, die Indifferenz, die noch dahintenblieb; zunächst hatte er versucht, die Richtung zu bekämpfen, daß sie nicht wieder herrschend wurde, von welcher er glaubte, sie habe zu jener fatalen Zeit und ihren traurigen Folgen geführt; wir meinen den monarchischen Gallicanismus. Dies hatte er mit einer Abhandlung gethan, die zwar weniger populär, aber voll historischer Untersuchungen ist und sich durch die Klarheit des Raisonnements

---

nor (später Pater) Macio vollendet wurde. Bis dies geschah, war der Name Lingard's nur höhern Gelehrten bekannt. Nehmen wir z. B. den folgenden Auszug aus dem schon oft angeführten Journal: „Den 3. August 1821. Ich hatte eine Privataudienz bei dem Papste; überreichte Bittschriften für die Herrn Lingard, Archer und Fletcher, um zu Doktoren gemacht zu werden. Der Papst gewährte die Bitte mit Vergnügen. Ich führte ihre verschiedenen Verdienste an. Er sagte mir, ich sollte die Bittschriften dem Mgr. Cristaldi, Rektor der Sapienza, überbringen.... Ich wünschte, es möchte mit Empfehlungsschreiben geschehen. Der Papst gab Beifall." Dr. Gondwell kam zu der Zahl noch hinzu. Er und Dr. Lingard empfingen den Grad von Doktoren der Rechte nebst dem von Doktoren der Theologie.

auszeichnet. Sie führt den Titel: Die Lehre der Kirche über das Institut der Bischöfe (la Doctrine de l'Eglise sur l'Institution des Evêques).

Auf dieses Werk, glaubte man, spiele der Papst Leo an. Der Text der Allokution ist nicht zugänglich, aber man meinte, daß sie deutlich genug auf dieses Werk hinweise. So rein historisch war das Buch, so vollständig die Frucht der Lektüre und des Studiums, mehr als des Genie's und geistiger Gewandtheit, daß man es einem würdigen Bruder von ihm zugeschrieben hat, welcher das glänzendere Meteor überlebte, das jetzt vorbeigezogen ist, und in einem stätigen und nützlichen Lichte leuchtet. Er ist der Gründer einer sehr großen Genossenschaft von Ordensbrüdern, die ihr Hauptquartier zu Ploërmel haben, aber über das ganze nördliche Frankreich zerstreut sind und sich der Erziehung der Armen widmen.

Sei dem, wie ihm wolle, der berühmtere Bruder hat seinen Namen auf dem Titelblatte und hatte die Ehre davon beinahe geärntet. Damals sammelte er eine eifrige Schaar um sich, nicht bloß von Bewunderern, sondern auch von Jüngern, so lange er der Wahrheit anhing. Nie hatte das Haupt einer religiösen Schule so große Zauberkraft besessen, um den Genius, die Energie und die aufrichtige Ergebenheit einer glühenden Jugend an sich zu ziehen; nie unterrichtete sie einer so gut in seinen eigenen Grundsätzen, so daß er diese durch seine eigenen Gaben unbesiegbar machte. Er glich in diesem Stücke dem Tertullian, welcher, als er noch gesunden Geistes war, Arzneien verordnete, die zu mächtig waren für das schleichende Gift, das er in seinem heterodoxen Wahnsinne austheilte. Aber beide legten ihre Grundlagen zu tief und machten sie zu stark, als daß sie sogar durch ihre eigenen Minen gesprengt werden konnten.

Wie er auf andere einen so mächtigen Einfluß gewann, ist schwer zu sagen. Er war wirklich in seiner äußern Erscheinung beinahe verächtlich; klein, schwächlich, ohne Adel

des Gesichtes oder ein gebieterisches Auge, ohne irgend einen äußern Reiz. Seine Zunge schien das Organ zu sein, womit er ohne andere Unterstützung, klare, tiefe und starke Gedanken auf wunderbare Weise von sich gab. Mehrmals habe ich lange Unterredungen mit ihm gehabt zu verschiedenen Zeiten und er war immer derselbe. Während sein Haupt herabhing, seine Hände vor ihm gefaltet waren, oder sich sanft in einander bewegten, ergoß er als Antwort auf eine Frage einen Strom von Gedanken, der von freien Stücken sanft dahin floß, wie ein Bächlein im Sommer durch eine Wiese. Sogleich erfaßte er den ganzen Gegenstand und theilte ihn in seine Hauptstücke ein, eben so symmetrisch, wie Flechier oder Masillon; dann nahm er sie nacheinander vor, entwickelte jedes und zog seine Schlüsse. Alles dieses ging in einem einförmigen, aber sanften Tone fort, so ununterbrochen, so ohne Zaudern, und war dennoch so fein und zierlich, daß man, wenn man die Augen geschlossen hätte, sich leicht hätte einbilden können, man höre der Lektüre eines gefeilten, und sorgfältig bearbeiteten Buches zu. Alles wurde sodann durch eine so glückliche Wahl von Bildern beleuchtet, die so passend, so genau und so vollständig waren. Ich erinnere mich, daß er einst in glühenden Farben die künftigen Aussichten der Kirche beschrieb. Er hatte auf die Prophezeiungen der heiligen Schrift und auf ihre Erfüllung in der Geschichte Bezug genommen, und daraus geschlossen, daß nicht einmal zur Zeit Constantins die Vorhersagungen und Vorbilder vollkommen in Erfüllung gegangen waren, und daß daher noch eine glorreichere Zeit die Kirche erwarte, als sie bisher erlebt hatte, und diese Zeit dachte er, könnte nicht mehr weit sein.

„Und wie," fragte ich, „meinen oder sehen Sie, daß diese große und wunderbare Veränderung in ihrem Zustande bewirkt werden solle?" „Ich kann nicht sehen," versetzte er. „Ich komme mir vor, wie ein Mann, der an dem

einen Ende einer langen Gallerie steht, an deren anderm Ende sich glänzende Lichter befinden, die ihre Strahlen auf daselbst befindliche Gegenstände werfen. Ich sehe Gemälde und Skulpturen, Möbel und Personen klar und deutlich; aber davon, was zwischen mir und ihnen liegt, sehe ich nichts. Der ganze Zwischenraum ist dunkel und ich kann nicht beschreiben, was ihn einnimmt. Ich kann die Folge lesen, aber nicht, wie sich das Problem entwickelt."

Bei einer andern Gelegenheit war seine Antwort noch deutlicher. Er hatte über England und darüber, was in unsern religiösen Kämpfen geschehen sollte, einen beredten Vortrag gehalten. Er beschrieb darin die Art, wie die Vorurtheile überwunden werden sollten, und die öffentliche Meinung zu gewinnen wäre. Man fragte ihn: „Aber was oder wo sind die Werkzeuge, mit denen so schwierige und große Werke ausgeführt werden sollen?"

„Sie sind bis jetzt noch nicht vorhanden," gab er zur Antwort. „Ihr müßt damit beginnen, die Hilfsmittel herbeizuschaffen, womit euer Werk durchgeführt werden soll. Das nämliche thun wir in Frankreich."

Herrlich in der That waren die Waffen, die aus jener Rüstkammer kamen, von der feinsten Arbeit und dem hellsten Glanze; ächt wie Stahl, wohl abgewogen und ohne Fehl waren die Instrumente, die aus jener Schmiede hervorgingen: Montalembert, Rio, Coeur, Lacordaire, Cornballot und viele andere, die es an dem Werke nicht mangeln ließen, für welches eine höhere Macht, als die eines irdischen Lehrers sie bestimmt hatte.

Aber in ihm hatte sich schon lange ein Krebs tief eingefressen. Es war ein Wurm gerade in dem Herzen jener schönen Frucht. Als er im Jahre 1837 seine geistliche Laufbahn mit seinem Buche: „Affaires de Rome" beschlossen hatte, hatte sich der Wurm nur vollkommen herausgeschafft, und wand sich wie die Schlange Edens um die

Rinde. Aber er war schon längst dagewesen. Während seiner letzten Reise nach Rom, auf welche jenes Buch sich bezog, soll er, die Zähne knirschend und seine gefalteten Hände an's Herz drückend, vor einem Begleiter ausgerufen haben: „Ich fühle da drin einen bösen Geist, der mich eines Tags in's Verderben stürzen wird." Jener Tag kam bald. Es war der Dämon des Hochmuthes und getäuschten Ehrgeizes. Oft hörte man gute Männer in Rom sagen, wie glücklich die römische Kirche einem Manne entgangen sei, der sich so unwürdig erwiesen habe! Andere waren der Meinung, daß, wenn Leo's Absichten ausgeführt worden wären, der böse Geist dadurch ausgetrieben und die Schlacke auf diese Art entfernt worden, das Gold aber allein zurückgeblieben wäre. Aber wann wurde jemals eine Leidenschaft damit geheilt, daß man ihr schmeichelte oder sie befriedigte? — Daß Leo seine Absichten zu Gunsten dieses elenden Mannes aufgab, läßt sich leicht erklären. Aber wie edel sticht der Charakter unsers Lingard gegen den seinigen ab, den neben ihn zu stellen unsere Aufgabe und ihr Gegenstand nothwendig machte! Wie kernhaft und männlich, wie uneigennützig und consequent erscheint er durchaus! Denn es kann kein Zweifel sein, daß er, angenommen, es wurde ihm gemacht, vor dem Anerbieten jener hohen Würde aufrichtig zurückbebte, die gewiß Niemand ohne Furcht annehmen wird, obwol sein Geist schwanken mochte zwischen dem Beispiele eines Philipp, der sie scherzhaft ausschlug und eines Baronius, der sie aus Gehorsam annahm.

8. Kapitel.

Schluß von Leo's Pontifikat.

Ein Akt dieser päpstlichen Regierung verdient Erwähnung als charakteristisch für den Papst selber und weil er die praktische Wirksamkeit des Supremats unter sonst un-

auflösbaren Verwicklungen deutlich zeigt. Südamerika hatte die spanische Herrschaft abgeworfen und erfreute sich einige Jahre lang der Unabhängigkeit. Am 21. Mai 1827 richtete der Papst an die im Konsistorium versammelten Kardinäle eine Anrede über die kirchliche Lage jenes Kontinents. Spanien hatte sich geweigert, die Unabhängigkeit seiner vielen Staaten anzuerkennen, obwol es in der That aufgehört hatte, sie zu beunruhigen. Es sprach noch immer alle seine alten Rechte über sie an und unter ihnen das bischöfliche Präsentationsrecht. Die Ausübung einer solchen Gewalt, wenn sie existirte, wäre mit ihrem Zwecke unvereinbar gewesen, und sie hätte sich daher selbst vernichtet. Bischöfe sollen eine Heerde weiden, und von welchem Nutzen würden Bischöfe gewesen sein, die nie nach ihren Sitzen hätten sehen oder sich bei ihrem Volke hätten hören lassen dürfen? Denn es wäre ganz unvernünftig gewesen, zu erwarten, daß die freien Republiken die Gerichtsbarkeit des Landes anerkennen würden, das sich im Kriegszustande mit ihnen erklärte.

Auf der andern Seite hatte kein förmlicher kirchlicher Vertrag oder kein Koncordat zwischen diesen Republiken und dem heiligen Stuhle existirt, wodurch frühere Ansprüche abgeschafft und ihre gegenwärtigen Regenten mit neuen Rechten bekleidet worden wären. Es war gerade ein Fall, um die höchste Prärogative auszuüben, welche beide Parteien in dem Supremate anerkannten, so ärgerlich ihre Anwendung für die eine davon sein mochte. In der angeführten Allokution kündigte der Papst an, daß er sich nicht gerechtfertigt fühle, wenn er jene Sitze noch länger unbesetzt und jene unermeßlichen Bevölkerungen wie Schafe ohne Hirten herumirren lasse; er habe sie daher mit würdigen Hirten versehen, ohne die Dazwischenkunft von der einen oder der andern Seite, sondern kraft seiner höchsten apostolischen Vollmacht. Der Madriderhof fühlte sich beleidigt und weigerte sich, den päpstlichen Nuntius Tiberi an-

zunehmen, und eine kleine Episode im Leben des gegenwärtigen Papstes entsprang aus dieser vorübergehenden Kälte.*) Die letzte Erinnerung, die von diesem guten und liebenswürdigen Manne angeführt werden soll, kann man vielleicht als eine allzu persönliche betrachten; allein sie bezieht sich auf einen öffentlichen Ausdruck seiner Theilnahme für unsere Landsleute. Bei einer gewissen Gelegenheit geschah es, daß der Verfasser den Rektor zu einer Audienz bei dem Papste begleitete. Dies war im Jahre 1827. Nach Verhandlung anderer Geschäfte bemerkte Se. Heiligkeit, da es keine englische Kirche in Rom gebe, so hätten Katholiken, die hieher kämen, keine Gelegenheit, das Wort Gottes zu hören und selbst andere, die eine Predigt in ihrer eigenen Sprache zu hören wünschten, hätten keine Mittel, ihren Wunsch zu befriedigen. Es sei daher, sagte er, seine Absicht, während des Winters in einer gut gelegenen Kirche jeden Sonntag eine Reihe englischer Predigten halten zu

*) Pius VII. schickte auf Ansuchen des Gesandten von Chili als Botschafter an jene Republik Mgr. Muzi und als seinen Assistenten den Abbate Mastai, jetzt Pius IX. Da der Papst starb, ehe die Expedition von Genua abgesegelt war, so wurde sie von Leo XII. bestätigt, welcher in seinem Breve erklärt, daß der Graf Mastai ursprünglich auf seinen Wunsch dazu bestimmt worden sei, und ihn als „Nobis apprime charus“ bezeichnet. Die Kommissäre segelten am 11. Oktober 1823 ab, wurden aber durch Unwetter nach Palma, der Hauptstadt von Majorca verschlagen. Als man aus ihren Papieren erfuhr, wer die Geistlichen am Bord waren, und was ihre Mission sei, ließ der Gouverneur sie verhaften, hielt sie vier Tage lang in einem gemeinen Gefängnisse gefangen, unterwarf sie einem schimpflichen Verhör vor Gericht und stand im Begriffe, sie nach einem afrikanischen „Presidio“ in die Verbannung zu schicken, als der gesunde Menschenverstand das Uebergewicht erhielt, und sie wieder in Freiheit gesetzt wurden. Siehe darüber einen vollständigen Bericht in dem Dublin Review, Bd. 24. S. 469.

lassen. Sie sollten von allen Kollegien und religiösen Genossenschaften besucht werden, die unsere Sprache redeten. Eine Schwierigkeit blieb noch übrig; wo war der Prediger zu finden? Der Rektor, welcher den Plan mit Recht billigte, deutete ganz mit Unrecht auf seinen Begleiter und schlug ihn vor, obwol er mit Ausnahme von solchen jugendlichen Vorträgen, wie Studenten sie vor ihren Studiengenossen schüchtern zu halten pflegen, niemals ein Auditorium angeredet hatte.

Allein die Bürde wurde damals sogleich mit freundlicher Entschiedenheit von einer Autorität auferlegt, welcher nicht widersprochen werden durfte. Und drückend lastete sie auf den Schultern. Es wäre unmöglich die Bangigkeit, die Pein und Unruhe zu beschreiben, welche dieser Befehl viele Jahre später noch kostete. Auch würde hierauf nicht angespielt werden, wäre es nicht, um deutlich zu zeigen, was in diesem ganzen Buche im Auge gehalten wurde, — wie nämlich das unbedeutendste Leben, Temperament und Geist, durch die Einwirkung einer großen und fast unbewußten Macht seine Form erhalten kann. Leo konnte nicht sehen, was der Einfluß seines Auftrags war, indem er blos von dem Verkehre mit den Todten zu jenem mit den Lebendidigen, von den Büchern zu den Menschen, vom Lesen zum Sprechen einen Mann hinzog, der gerne seine Zeit den ersteren allein bestimmt hätte. Nichts als dies würde es vermocht haben. Allein auch angenommen, daß die Vorsehung ein Leben zur Thätigkeit und zur Berührung mit der Welt bestimmte und daß die künftigen Pflichten desselben einem Lande und Zeiten gewidmet sein sollten, wo der Schüchternste angetrieben werden kann, für seine Religion oder seine Heerde zu streiten, so mag doch gewiß ein Befehl, der alle Neigung nicht achtet und den Willen zwingt, die beste und einzige Vorbereitung für jene Aufgaben zu unternehmen, wohl als ein heiliger Impuls und als eine

zeitgemäße Richtung für einen Geist betrachtet werden, dem beides fehlte. Wäre es damals nicht gekommen, es würde nie mehr gekommen sein; andere Neigungen wären bald starr und unbeugsam geworden und keine zweite Gelegenheit hätte sich eröffnen können, nachdem andere die erste Forderung befriedigt hätten. Man darf sich daher wohl dankbar fühlen für die huldreiche Strenge jenes Tages und um so mehr im Verhältnisse dazu, was es kostete; denn was damals gethan wurde, wurde später erspart. Die lästige Aufgabe des Predigers und der Zuhörer wurde durch das schon erwähnte gelegentliche Auftreten des beredten Dr. Baines erleichtert, dessen copia fandi und vollendete Rednergabe vielleicht gleich im Anfange das gänzliche Mißlingen des wohlwollenden Planes verhinderte, welchen der Papst hatte.

Er machte es in der That zu seinem eigenen Anliegen. Er wählte eine Kirche aus von ganz passenden Verhältnissen für das Werk und von ausgesuchter Schönheit, die Kirche del Gesú e Maria auf dem Corso; er ließ sie jeden Sonntag auf seine Kosten ausschmücken, befahl alle Ausgaben für Ankündigungen und andere Kosten auf den Palast oder die Civilliste zu übernehmen, und was nützlicher und wichtiger war als alles, eine Abtheilung seines eigenen Chors war anwesend, um den Gottesdienst mit seiner eigenthümlichen Musik einzuleiten. Ihr tüchtiger Direktor, der Canonikus Baini, welcher in neuern Zeiten Palestrina und Bai am nächsten kam, verfaßte ein Mottet mit englischen Worten zu unserm besondern Gebrauche. Nach diesem Pontifikate hörte der päpstliche Chor auf, uns Aushilfe zu leisten, und ein Ausfall in diesem Theile unsers Gottesdienstes fand ohne Zweifel statt, außer zu Zeiten, wenn wir uns z. B. der Mitwirkung eines Edelmannes erfreuten, damals Minister zu Florenz, dessen Musik unter seiner eigenen Leitung von vielen mit Bewunderung gehört wurde.

Ein herzlicher Segen und ein Etui mit einer goldenen und silbernen Medaille waren eine hinreichende Belohnung für die ersten Prediger am Schluße der Fasten; aber der Papst schickte am Vorabende vor Ostern dem Colleg das Material zu einem reichlichen Mahle, an welchem sogleich nach der Befreiung von der Bußdisciplin, eine zahlreiche und vornehme Gesellschaft unserer Landsleute Theil nahm. Ermüdet und beinahe erschöpft durch neue, drückende Arbeiten und Schlaflosigkeit, brach ich am andern Tag nach Neapel und Sicilien auf, reiste rings um jene Insel herum, als sie nur erst zwölf Meilen Wege hatte, wo man fahren konnte, bestieg nicht blos den Vesuv, sondern drang bis zum Krater des Aetna hinauf, hatte nur unbedeutende, aber charakteristische Abenteuer, die wohl Freunde unterhalten konnten, und kehrte neu gekräftigt nach Hause zurück, um unsern lieben und verehrten Rektor zum Bischofe ernannt und im Begriffe zu finden, Rom für immer zu verlassen.

Am 6. Dezember 1828 empfing ich den letzten Beweis von Güte und Vertrauen von unserm heiligen Vater durch die Ernennung zu dem erledigten Amte und hatte darauf meine letzte Dankaudienz, die so väterlich und ermuthigend war wie gewöhnlich. Auf dem Tische stand, wie ich oft bemerkt hatte, ein Briefbeschwerer von Marmor mit einem silbernen Löwen darauf, welcher die Aufmerksamkeit durch den unbedeutenden Umstand auf sich zog, daß der Rücken des edlen Thieres mit mehreren Brillen gesattelt war, ohne Zweifel von verschiedener Stärke. Er kam damit, was kurz darauf erfolgte, in eine interessante Beziehung.

Der Papst machte an Weihnachten seine gewöhnlichen Obliegenheiten durch und hielt sogar am 2. Februar 1829 am Feste Mariä Reinigung Gottesdienst, wobei ein Te Deum gesungen wird zur Danksagung für die glückliche Rettung aus einem fürchterlichen Erdbeben im Jahre 1703. Er nahm von Msgr. Tecta, seinem Sekretär der latei-

nischen Breven an die Fürsten, in der letzten wöchentlichen Audienz, die er hatte, überaus herzlich Abschied und sagte: „Noch einige Tage und wir werden nicht mehr zusammenkommen.“ Den Ring, den der Papst gewöhnlich trägt, gab er dem Maggiordomo oder Oberhofmeister in Verwahrung, und sagte ihm, als er zögerte, ihn anzunehmen, er sei sein eigentlicher Bewahrer, und derselbe könnte leicht in der Verwirrung verloren gehen, wenn ein Ereigniß eintrete, das in Bälde erfolgen werde. Allein der auffallendste Beweis seiner Vorahnung war folgendes. Msgr. Gasperini, sein Sekretär der lateinischen Briefe, ging eines Abends zu seiner gewöhnlichen Audienz. Nachdem er seine Geschäfte ausgerichtet hatte, sagte Leo zu ihm in seiner gewöhnlichen ruhigen und leutseligen Weise: „Ich habe Sie um eine Gunst zu bitten, die ich hoch anschlagen werde.“

„Ew. Heiligkeit hat mir nur zu befehlen,“ war natürlich die Antwort.

„Es ist das,“ fuhr der Papst fort, „indem er ein Papier vor ihn hinlegte. Ich habe meine Grabschrift aufgesetzt und würde Ihnen verbunden sein, wenn Sie dieselbe korrigiren und in einen angemessenen Styl bringen würden.“

„Ich hätte lieber jeden Auftrag empfangen, als diesen,“ sagte der Sekretär bekümmert, welcher seinem Herrn sehr anhänglich war. „Ew. Heiligkeit, es hat jedoch, wie ich glaube, keine Eile?“

„Ja, mein lieber Gasperini, Sie müssen dieselbe das nächste Mal mitbringen.“

Es muß bemerkt werden, daß in Italien und namentlich in Rom ein großes Gewicht gelegt wird auf die besondere Reinheit des Styls bei Inschriften auf Denkmälern. Der Lapidarstyl,*) wie er heißt, ist ein besonderer Zweig

*) Von dem italienischen Worte „lapide,“ was eine steinerne Tafel mit einer Inschrift oder als Denkmal bedeutet.

der klassischen Komposition, welchen nur wenige auserwählte Gelehrte verstehen. Er unterscheidet sich von der gewöhnlichen Schreibart nicht blos im Gebrauche gewisser Symbole, Abkürzungen und bestimmter Phrasen, sondern vielmehr in der Auswahl der Worte, in ihrer Zusammenstellung und in der Abwesenheit aller abgerundeten Perioden und Füllwörter. Dafür müssen Klarheit, Zierlichkeit, Einfachheit der Konstruktion und die Entfernung einer jeden überflüssigen Phrase oder eines jeden unnöthigen Wortes Ersatz geben. Einige Inschriften, die unlängst für öffentliche Gebäude in unserm Lande vorgeschlagen wurden, verstoßen gegen jede Regel des Lapidarstyls, werden ausländischen Gelehrten lächerlich vorkommen, wie sie dem Eingebornen beinahe unverständlich sind, sind lang, verworren und fast eher teutonisch, als lateinisch in der Konstruktion, „die eine Hälfte wird man nicht verstehen, die andere nicht lesen.“

Unter denjenigen, die in Rom im Lapidarstyle als am meisten erfahren galten, war Msgr. Gasparini, erster Professor der schönen Wissenschaften, dann Rektor des römischen Seminars und endlich Sekretär der lateinischen Briefe des Papstes. Zu diesem gefälligen, liebenswürdigen und gelehrten Manne nahmen Manche ihre Zuflucht, wenn sie eine Inschrift verfaßt oder gefeilt haben wollten. Er war der Verfasser der meisten, die in unserm Colleg aufgehängt sind. Bei seiner Audienz in der nächsten Woche legte er die verbesserte Inschrift Leo vor. Er las sie, lobte sie sehr, dankte ihm herzlichst, faltete sie zusammen und legte sie unter die Marmorplatte mit dem Löwen darüber, wo sie blieb, bis sie einige Tage später nach seinem Tode gesucht und gefunden wurde. Er verhandelte seine Geschäfte mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit und als er seinen Sekretär entließ, dankte er ihm mit einem Ernste, der ihm besonders auffiel. Sie sahen einander nie wieder auf Erden.

Am 6. Februar begab er sich in die Gemächer des Staatssekretärs Kardinal Bernetti auf einer geheimen Treppe hinab und hielt eine lange Konferenz mit ihm; dann kehrte er in sein eigenes Kabinet zurück und nahm seine Geschäfte wieder auf. Hier wurde er von seiner letzten Krankheit ergriffen, und man glaubte allgemein, daß eine Operation, die ungeschickt vorgenommen wurde, die Symptome derselben gefährlicher machte, anstatt sie zu heben. Er ertrug die qualvolle Pein seiner Krankheit mit vollkommener Geduld, verlangte nach den letzten Tröstungen der Kirche und verschied ruhig und frei von Leiden am 10. Februar.

Er wurde vorderhand in dem Sarkophage begraben, welcher eine Zeit lang die Ueberreste seiner Vorgänger umschlossen hatte, und dann in einem, dem Altar des heiligen Leo des Großen gegenüber erbauten Gewölbe. Hier in der Mitte des Pflasters, das durch seine Linien mit der schmalen Wölbung oben übereinstimmt, wurde in Erz die folgende Inschrift eingelegt, die er, wie gesagt, selbst verfaßt hatte. Niemand kann sie lesen, ohne von ihrer edlen Einfalt gerührt zu werden.

LEONI. MAGNO
PATRONO. COELESTI.
ME. SVPPLEX. COMMENDANS
HIC. APVD. SACROS. EIVS. CINERES.
LOCVM. SEPVLTVRAE. ELEGI.
Leo XII.
HVMILIS. CLIENS
HAEREDVM. TANTI. NOMINIS
MINIMVS.

Pius, der Achte.

1. Kapitel.

Seine Erwählung und frühere Geschichte.

Von einem Pontifikate, welches am 31. März 1829 begann und am 1. Dezember des folgenden Jahres schloß, sich also auf eine Dauer von 20 Monaten beschränkte, kann man nicht erwarten, daß es einen sehr reichlichen Stoff darbot, weder für öffentliche Denkwürdigkeiten, noch für persönliche Erinnerungen. Dies war mit der kurzen Regierung des gelehrten und frommen Pius VIII. der Fall.

Man kann nicht sagen, daß Rom überrascht wurde, als der Kardinal Franz Xaver Castiglioni zu dieser hohen Würde erwählt und der Nachfolger dieses ehrwürdigen Namens wurde. Man wußte, daß er in dem vorhergehenden Conclave mehr Stimmen als jeder seiner Kollegen auf sich vereinigt hatte, bis die volle Zahl plötzlich auf den Kardinal della Genga fiel, auch hatte sich seitdem nichts zugetragen, was ihn einer ähnlichen Gunst unwürdig machte, wenn wir nicht die sechs Jahre rechnen, die zu einem Alter hinzukamen, welches bereits ziemlich vorangeschritten war. In der That war die Dauer des Conclave ein Beweis von der Leichtigkeit, mit welcher die Wähler zu ihrem Schluße kamen. Leo XII. starb, wie angeführt worden ist, am 10. Februar. Am 23. gingen die Kardinäle in's Conclave und mehrere Tage lang kamen immer noch neue an. Ja erst am 3. März bezog der Kardinal Albani, der beglaubigte Repräsentant Oesterreichs im Conclave, welchem das Veto des Kaisers übertragen war, die geheiligten Räume.

Am 31. jenes Monats trat er zuerst heraus und verkündigte von dem gewöhnlichen Platze aus dem versammelten

Volke, daß Kardinal Castiglioni zum Papst erwählt sei und den Namen Pius VIII. angenommen habe. Man wird natürlich fragen, was die Eigenschaften waren, die ihm diese schnelle Ernennung sicherten. Sein kurzes Pontifikat gab ihm keine Zeit, irgend außerordentliche Gaben zu entfalten; auch wäre es nicht recht und billig, ohne Beweis dafür, sie ihm zuzuschreiben. Allein man hatte ganz die moralische Ueberzeugung, die ein vorangehendes Leben geben konnte, daß er die nothwendigen Gaben besaß, um ihn zu einem mehr als gewöhnlichen Mann in seiner hohen Stellung zu machen.

In einer Erbmonarchie kann der Thronfolger seit vielen Jahren seinen künftigen Unterthanen bekannt sein, und er mag vielleicht während dieser Zeit sich für seine künftige, verantwortliche Stellung die nöthigen Eigenschaften erworben haben. Er kann Symptome von Grundsätzen geoffenbart haben, die denen seines Vaters oder seines Hauses vollständig entgegengesetzt sind, und er kann Verheißungen oder Winke gegeben haben, daß er von der häuslichen oder erblichen Politik gänzlich abweichen werde. Oder er kann ein lockerer und lasterhafter Kronprinz gewesen sein, eher eine Drohung als eine Hoffnung für die kommende Generation. Vielleicht kann der junge Prinz Hal zu einem respektablen König Heinrich werden, oder wahrscheinlicher wird Windsor Castle nach einem königlichen Maßstabe die Laster von Carlton-House fortsetzen. Die Nation aber nimmt nach Recht die königliche Gabe an und muß zufrieden sein. Zum Ersatz dafür sind die Vortheile einer erblichen Thronfolge so groß und so offenbar, daß die Wiedereinführung einer Wahlmonarchie in Europa von allen, die nicht darauf vorbereitet sind, sie in eine Präsidentschaft übergehen zu sehen, als eine Rückkehr zu Zeiten der Anarchie und Revolution betrachtet werden würde. Der ruhige Uebergang eines Wahlreiches in eine erbliche Monarchie in unsern Tagen

beweist, daß selbst in einem Lande, welches heftige Veränderungen weniger berührt haben, als es bei jedem andern der Fall gewesen sein würde, die besten Schutzwachen für den Frieden und die besten Bürgen für die Ordnung ganz gewiß in der einfachen und natürlichen Methode gefunden werden, königliche Vorrechte durch königliches Blut fortzupflanzen. Wie viel von Polens Leiden und gegenwärtiger Lage ist aus der Beharrung auf dem Wahlprinzipe entsprungen!

Aber es gibt eine, und nur eine einzige nothwendige Ausnahme von dieser Regel. Die Souveränität der Kirche konnte unter keinen Umständen in einer Familie erblich werden, nicht einmal, wenn der Cölibat des Klerus nicht wäre. Das Haupt der Kirche ist nicht der geistliche Regent Eines Reiches und sein Amt kann kein Erbstück sein, wie Kronjuwelen. Seine Herrschaft erstreckt sich über eine ganze Welt, allerdings in geistlicher Hinsicht, aber doch fühlbar und wirksam; Königreiche und Republiken sind gleichmäßig darin begriffen und was so vielen gehört, darf in der That das Eigenthum von Keinem sein. Zugleich ist es augenscheinlich, daß die Pflichten dieser erhabenen Amtsgewalt, welche jedes Problem der socialen Politik umfassen, nur von einer Person von gereifterem Alter und Urtheil erfüllt werden können; Regentschaften oder Vormundschaften, Geistesschwäche oder erbliche Mängel, skandalöse Antecedentien oder gegenwärtige Laster könnten da nicht riskirt werden. Nur die Wahl eines Mannes, dessen Leben und Umgang vor den Augen der Männer vorbeigezogen war, die selbst in den vorbereitenden Studien und Uebungen des geistlichen Standes erzogen worden waren, konnte die Ernennung einer Person sichern, die für ein so hohes Amt gehörig ausgestattet war. Sie sehen natürlich zuerst auf die Eigenschaften, die für diese geistliche Würde wünschenswerth sind. Es ist ein Papst, den sie für die kirchliche Regierung

der Welt zu wählen haben, nicht der Souverän eines kleinen Gebietes. Seine weltliche Herrschaft ist die Folge, nicht die Quelle seiner religiösen Stellung. Gewiß kann es nicht bezweifelt werden, daß in spätern Zeiten die Wähler ihrer Aufgabe getreu gewesen sind. Was Ranke an ihren Vorgängern nachgewiesen hat, gilt unstreitig von den neuern Päpsten, daß nämlich nicht nur keiner seine Stellung durch ein unwürdiges Betragen schändete, sondern daß sich alle jedem Schicksale gewachsen zeigten, das sie traf, und sich durch ausgezeichnete und fürstliche Eigenschaften hervorthaten.

Daß jene Charakterzüge, welche die Wahl der Wähler bestimmen, sich nicht erst im Conclave offenbaren, sondern sich seit Jahren im öffentlichen Leben, in Legationen, in Nunziaturen, auf Bischofssitzen oder im Amte daheim entfaltet haben, liegt am Tage. Daher mögen Männer von genauer Beobachtungsgabe dieselben bemerkt haben und ein gewisses unbestimmtes Vorgefühl herrscht vielleicht allgemein in Betreff des wahrscheinlichen Nachfolgers auf den erledigten Stuhl. In Kardinal Castiglioni waren viele Eigenschaften von hohem Werthe schon lange beobachtet worden, die nicht verfehlen konnten, ihn der Aufmerksamkeit seiner Kollegen zu empfehlen, so daß sie ihm sogar den Vorzug gaben. Sagen, daß sein Leben ohne Tadel gewesen sei, wäre nur wenig; es war immer erbauend gewesen und geziert mit jeder Tugend eines Geistlichen.

Obwol am 20. November 1761 aus einer adeligen Familie in dem Städtchen Cingoli geboren, wár er doch frühzeitig nach Rom gekommen, um seine Studien fortzusetzen, und hatte sich darin so sehr ausgezeichnet, daß er im Jahre 1800, als er erst 39 Jahre zählte, zu der bischöflichen Würde auf den Stuhl von Montalto, nahe bei Ascoli erhoben worden war. Hier hatte er sich durch seinen apostolischen Eifer bemerklich gemacht und daher das eifersüchtige Auge der französischen Behörden auf sein Betragen

gelenkt. Man wußte, daß er an dem Papste und an den Rechten der Kirche mit unerschütterlicher Treue festhielt; deßhalb wurde er als gefährlich denuncirt und mit dem Exile beehrt, das er zuerst zu Mailand und dann zu Mantua erstand. Man sagt uns, daß jene, die ihn zu bewachen hatten, erstaunt waren, in dem vermeintlichen Feuerbrand einen der sanftesten und mildesten Menschen zu finden. In all' dem jedoch lag vieles, was ihn jenen empfahl, die sich versammelt hatten, um einen Hirten und nicht einen Miethling für Christi Heerde zu wählen.

Allein bei dieser Probe seiner Standhaftigkeit war auch für eine andere und wenn nicht höhere, doch wenigstens seltenere Eigenschaft Zeugniß abgelegt worden. Dieses war seine theologische Gelehrsamkeit. Von seiner Vertrautheit mit andern Theilen dieses ausgedehnten wissenschaftlichen Feldes wird es Gelegenheit geben, später zu sprechen. Aber der Zweig der theologischen Wissenschaft, in welchem Kardinal Castiglioni sich am meisten ausgezeichnet hatte, war das kanonische Recht. Manche Leser werden nicht geneigt sein, solchen Kenntnissen, deren Werth zu schätzen sie wenig Gelegenheit hatten, eine große Bedeutung oder einen hohen Rang einzuräumen. Das kanonische Recht ist jedoch ein System der kirchlichen Jurisprudenz, das ebenso verwickelt und ebenso vollständig ist, wie jeder andere Civil- und Criminalcodex, und da es zu Rom in Kraft ist und man sogar bei Unterhandlungen mit andern Ländern darauf Bezug nehmen muß, wo die kirchliche Autorität mehr beschränkt ist, so besitzt eine Person, die gründlich darin erfahren ist und in seiner Anwendung eine praktische Gewandtheit hat, natürlich einen schätzbaren Vortheil in der Behandlung von Angelegenheiten, namentlich von solchen, die dem höchsten Geschäftskreise angehören. Wir würden einem Fremden das Recht nicht einräumen, jene eigenthümliche Gelehrsamkeit zu verachten, die, wie wir glauben, einen ausgezeichneten Advo-

katen für den Wollsack geeignet macht, zumal wenn er wegen seiner Unkenntniß unserer in ihrer Art einzigen Rechtsprinzipien und Rechtsgebräuche sich nicht dazu befähigt hat, darüber zu urtheilen. Allein die Vorzüge des Kardinal Castiglioni waren sogar noch höher als diese. Er war ursprünglich der Schüler des ersten Canonisten seiner Zeit gewesen und sein Assistent geworden. Das Werk, welches unter den neuern Handbüchern über das Kirchenrecht den höchsten Rang einnimmt, sind Devoti's Institutionen, und dies war das vereinigte Werk jenes Prälaten und Castiglioni's. Ja, der gelehrteste Theil davon, die Noten, welche es bereichern und erklären, floßen hauptsächlich aus der Feder des Schülers. Nun aber geschah es, daß, als die Beziehungen zwischen Pius VII. und dem französischen Kaiser verwickelt und unfreundlich wurden und sich heikle Fragen über widerstreitende Ansprüche und Gerichtsbarkeiten erhoben, der Papst zu dem Bischof von Montalto seine Zuflucht nahm, als seinem gelehrten und treuen Rathgeber in so gefährlichen Angelegenheiten. Man fand, daß er der Lage gewachsen war. Seine Antworten und Berichte waren fest, genau und tief durchdacht, auch bebte er nicht vor der Verantwortlichkeit zurück, sie zu geben. Dieser Freimuth und diese Unbeugsamkeit zogen ihm das Mißfallen der damals in Italien herrschenden Macht zu. Gewiß mußte eine solche Gelehrsamkeit von denjenigen, die ihre Früchte sahen, vollkommen geschätzt werden, als sie darüber berathschlagten, einen klugen Steuermann und geschickten Führer für das Schifflein Petri herbeizuschaffen, welches durch früheres Unwetter noch abgemattet und von neuen Stürmen nahe bedroht war.

Als der Papst in sein Eigenthum wieder eingesetzt wurde, wurden Castiglioni's Verdienste vollkommen anerkannt und belohnt. Am 8. März 1816 wurde er zur Kardinalswürde erhoben und zum Bischof von Cesena, der Geburtsstadt des Papstes ernannt. Mit der Zeit kam er nach

Rom und wurde so Bischof von Tuskulum oder Fraskati, einer der bischöflichen Titel im heiligen Kollegium. Er wurde auch zum Pönitentiar ernannt, ein Amt, welches große Erfahrung und Klugheit erfordert. Er genoß die Freundschaft Consalvi's, sowie das Vertrauen ihres gemeinschaftlichen Herrn und so kamen seine Kenntnisse in geistlichen Dingen ganz gelegen, um die diplomatische Erfahrung und Gewandtheit des mehr weltlichen Ministers zu unterstützen. In der That konnte man wohl sagen, daß sie oft gemeinschaftlich wirkten und sogar miteinander fremden Ministern Audienz gaben in Sachen, die ein doppeltes Interesse hatten. Und so müssen oft die Unterhandlungen zwischen dem heiligen Stuhle und den katholischen Mächten beschaffen sein. Ferner können wir fragen, war es nicht mehr als wahrscheinlich, daß eine solche Erfahrung in geistlichen Angelegenheiten von der höchsten Bedeutung und solche Resultate ihrer Anwendung mit Recht ein Gewicht hatten für Personen, die sich mit der Wahl eines Regenten der Kirche beschäftigten, welcher nicht als Neuling und unerfahren in die wirkliche Regierung der ganzen christlichen Welt eingeführt werden sollte?

Dies waren die Eigenschaften, welche die Wähler im Conclave bewogen, ihre Stimmen auf die Person des Kardinal Castiglioni zu vereinigen und es ist nicht zu verwundern, daß er zu seinem päpstlichen Namen „Pius der Achte" wählte. Ja man hat sich erzählt, daß der heilige Papst, dem er so seine Dankbarkeit bewies, ihm lange vorher diesen Titel gegeben hatte. Denn bei einer gewissen Gelegenheit, als er gerade ein Geschäft mit ihm verhandelte, sagte Pius VII. lächelnd zu ihm: „Ew. Heiligkeit, Pius VIII., wird vielleicht eines Tages diese Sache in's Reine bringen." *)

Da man von solchen Augurien selten früher spricht,

*) D'Artaud Leben Pius VIII.

als bis sie in Erfüllung gegangen sind, — denn ohne die Bescheidenheit, die sie verbergen wird, wären die Tugenden nicht da, die sie verdienen können, — so werden sie natürlich wenig beachtet. Die Wahrheit zu sagen, man sieht nicht ein, warum, wenn ein jüdischer hoher Priester, die Gabe der Weissagung für sein Amtsjahr hatte, *) einer von einer viel höhern Ordnung und Würde sie nicht auch gelegentlich besitzen dürfte. In diesem Falle jedoch war das Privilegium nicht nothwendig. Wie bereits angedeutet worden ist, mochten die vielen Verdienste, die der Kardinal in sich vereinigte, auf den Papst wegen seiner genaueren Beobachtung sogar mehr Eindruck machen, als auf die Wähler, und die gute Vorbedeutung war vielleicht nur das Resultat eines Scharfsinnes, mit dem sich eine herzliche Zueignung vereinigte. Auf gleiche Weise mochte eine natürliche Scharfsichtigkeit, die Pius besaß, ihn zu einer ähnlichen Voraussagung geführt haben, die an seinen dazwischenkommenden Nachfolger Leo XII. gerichtet war, wenn die Sage wahr ist. Man pflegte nämlich zu erzählen, daß Msgr. della Genga, als man ihm plötzlich sagte, er solle sich für die Nunziatur und folglich für die bischöfliche Weihe bereit halten, und als er deßhalb vor Kummer niedergebeugt war, sich zu Pius Füßen flüchtete, um ihn um einen Aufschub zu bitten. Da sagte der heilige Mann zu ihm: „Das weiße Käppchen**) setze ich ihnen damit auf das Haupt." Die vielen edlen Gaben, die sich an dem jugendlichen Prälaten zeigten und die hinreichend waren, den Papst sogleich zu bewegen, denselben als seinen Repräsentanten in unruhigen und gefährlichen Zeiten in's Ausland zu schicken, mag sein durchdringendes Auge weit über die erfolgreiche Erfüllung jener Mission hinaus auf die Erfüllung einer höhern und ferner liegenden geführt haben.

---

*) Joh. 11, 52.
**) Das Zucchetto, das nur der Papst weiß trägt.

Allein es ist schwieriger, andere Augurien zu erklären, wo man keine Zuflucht zu Weissagungen oder zum Scharfsinn nehmen kann. Die ganze Geschichte ist davon erfüllt; einige werfen wir bei Seite als Aberglauben, andere erklären wir ohne Bedenken für Dichtung; eine ungeheure Menge schreiben wir einem sogenannten glücklichen oder sonderbaren Zusammentreffen zu, während wir die übrigen unentschieden lassen als unerklärbar oder ohne hinreichende Klarheit, um darüber zu urtheilen, als zu unbedeutend, um geglaubt, aber doch zu gut, um nicht wiederholt zu werden. In dem ersten Buche dieses Werkes wurde ein kleiner Zwischenfall erzählt von einem gutartigen Omen, das ein Fuhrmann dem jungen Benediktinermönche, später Pius VII., gab und der Gewährsmann wurde dafür angeführt; er stand nur um eine Stufe niederer, als der erhabene Gegenstand der Anekdote. Ein anderer und sonderbarerer Vorfall kommt mir da in's Gedächtniß, welcher genau auf derselben Autorität beruht. Ich vernahm ihn von dem ehrwürdigen Msgr. Testa, welcher mich versicherte, er habe ihn von dem Papste gehört. Als er als Mönch sich in Rom aufhielt, pflegte er oft seinen Verwandten, den Kardinal Braschi, zu begleiten, wenn er Abends ausfuhr. Eines Abends, als sie gerade aus seinem Palaste fuhren, sprang ein Mann, dem Anscheine nach ein Handwerker, ohne Rock und in der Schürze auf die Wagentreppe, die damals außerhalb zu sein pflegte, steckte seinen Kopf in den Wagen und sagte, indem er zuerst auf den einen und dann auf den andern deutete: „Ecco due papi, prima quaesto e poi questo.“ „Siehe da zwei Päpste, zuerst dieser und dann dieser.“ Er sprang herab und verschwand. Hätte sonst Jemand von außen den Auftritt mitangesehen, er wäre vielleicht zu der Frage versucht worden: „Steht auch alles richtig? Warum kam dieser Verrückte zu euch?“ Und die beiden erstaunten Insassen des Wagens hätten fast mit Jesu antworten können: „So und

so sprach er mit uns, und er sagte: Also spricht der Herr: Ich habe euch zu Könige über Israel gesalbt." *) Der Papst setzte hinzu, er habe nach der Erfüllung der doppelten Weissagung alle möglichen Nachforschungen nach dem Manne anstellen lassen, aber man habe ihn nicht finden können. Er hatte jedoch Zeit genug gehabt, um ein ziemlich langes Leben zu endigen; denn Braschi als Pius VI. regierte beinahe so viele Jahre als Petrus. **)

---

*) 4. Kön. 9, 11. 12.

**) Diese Anekdote bringt mich auf eine andere, die eine ganz verschiedene Person betrifft und wie ich mich erinnere, noch nicht bekannt geworden ist. Ein Gentleman, der von dem berühmten Daniel O'Connell in der Politik und in der Religion zwar wesentlich abwich, aber sich doch an seiner natürlichen Herzensgüte freute und seinen Privatcharakter höchlich bewunderte, erzählte mir, daß er von ihm den folgenden Bericht über seinen ersten großen Erfolg vor den Schranken des Gerichtes vernommen habe. Er wurde in einer Streitsache zwischen der Stadt W. und einer andern Partie in Betreff einer Salmenreuse auf dem Fluße zum Sachwalter genommen. Die Gemeinde sprach sie als Eigenthum an, die Gegenpartei behauptete, es sei eine offene Fischerei. Von ihrer Geschichte war weiter wenig bekannt, als daß sie sich in der Nachbarschaft einer alten dänischen Kolonie befand. Aber sie war immer unter dem Namen „Lachsreuse" bekannt gewesen und dies bildete den Hauptgrund des legalen Widerstandes gegen die Ansprüche der Stadt. Ein tüchtiger Advokat machte diesen Punkt nachdrücklich geltend, während O'Connell, welcher für die Stadt zu repliciren hatte, sich seinen sonst erfinderischen Kopf verbrach, um eine Entgegnung herauszubringen. Aber von dieser Seite kam nur geringe Hilfe. Lax, wurde behauptet, bedeute locker, lose, und lose sei das Gegentheil von aufbehalten, oder vorbehalten, oder unter der Obhut einer Corporation. Dieser Punkt wurde nach allen Seiten gedreht, und in jedes mögliche Licht gestellt und erschien den Zuhörern, den streitenden Parteien und den Advokaten glänzend und blendend. Die Jury stampfte auf den Boden oder scharrte vielmehr mit den Füßen, voll Ungeduld, ihren Wahrspruch abzugeben, und ihr Mittagessen

Der neue Papst wählte zu seinem neuen Staatssekretär den Kardinal Albani, einen Mann kräftigen Geistes, obwol vorgerückt an Jahren, dessen Ansichten, wie er wohl

---

zu bekommen, und das blinzelnde Auge des Hofes, der schon lange aufgehört hatte, Notizen zu machen, nickte eine schläfrige Beistimmung. Nichts konnte einfacher sein. Eine laxe Reuse konnte keine geschlossene Reuse sein (obwol ein solches Argument auf Corporationen nicht anwendbar sein mochte), und keine Reuse konnte den Titel „lax" geführt haben, wenn sie jemals eine geschlossene war. Unter diesen kritischen Umständen warf Jemand dem O'Connell eine kleine zusammengedrehte Rolle Papier zu, wie dies bei Gerichtshöfen häufig der Fall ist. Er öffnete das Papier, las es und nickte freundlichen Dank. Sein ganzes Gesicht veränderte sich; das wohlbekannte Lächeln O'Connell's, halb Scherz, halb Spott spielte um seine Lippen; er fühlte sich ganz behaglich und wartete schmunzelnd auf den Schluß der Rede seines Gegners. Dann stand er auf zur Replik, während kaum Jemand zuhorchte; aber allmälig wurde die Jury bewegungslos, das matte Auge des Hofs nahm seinen Glanz wieder an; der Gegenanwalt stierte erstaunt und ungläubig hinaus, und O'Connell's Clienten rieben sich vergnügt die Hände. Was hatte er gethan? Blos den Herrn Geschworenen die Worte des kleinen zusammengewickelten Papieres wiederholt: „Wissen Sie auch, daß im Dänischen „Lachs" Salm bedeutet?" Der Leser kann sich denken, mit welchem Witze und mit welcher Verachtung die Frage vorbereitet, mit welchen triumphirenden Mienen sie gestellt wurde, und was für eine gründliche Widerlegung der ganzen „Lax"-Argumentation des Gegners darauf folgte. Ob damals ein dänisches Wörterbuch bei Handen war (ein deutsches würde auch hingereicht haben) oder ob der Richter den Punkt sich vorbehielt, weiß ich nicht; aber die Widerlegung erwies sich als glänzend, O'Connell war Sieger des Tags, wurde zum bleibenden Anwalt der Stadt W. gemacht, und es fehlte ihm nachher nie wieder an gerichtlicher Praxis. Aber er suchte nach seiner Rede umsonst den Mann, der ihm so zur rechten Zeit zu Hilfe kam; Niemand wußte, wer das Zettelchen geworfen hatte; wer es sein mochte, er war verschwunden, und O'Connell konnte nie herausbringen, wem er verpflichtet war.

wußte, mit den seinigen zusammentrafen und dessen Politik aus der Schule seines alten Kollegen Consalvi stammte. Das Haus Albani war zudem eines der berühmtesten und ältesten in Italien und rühmte sich sogar kaiserlicher Verwandtschaft. In dem Kardinal waren seine Ehren, sein Reichthum und was er hoch schätzte, das herrliche Museum vereinigt, von dem früher Erwähnung geschah. Er starb im Jahre 1834 in dem hohen Alter von 84 Jahren.

2. Kapitel.

Persönlicher Charakter.

Das Aeußere Pius VIII. war vielleicht auf den ersten Anblick nicht so einnehmend, als das seiner zwei Vorgänger. Dies kam nicht daher, weil es seinen Zügen an Ausdruck oder an Liebenswürdigkeit fehlte. Wenn man ihm in's Gesicht schaute, so sah man, was der Leser in seinem Portraite finden wird, daß es edel und milde war. Die Umrisse waren breit und würdevoll nach ihren Verhältnissen; Augen und Mund voll Anmuth. Aber ein hartnäckiges chronisches Flechtenleiden am Halse war Schuld, daß er seinen Kopf auf die Seite drehen und herabhängen mußte. Dies theilte seinen Bewegungen etwas Linkisches oder Unangenehmes mit und verhinderte, daß sein Gesicht vollkommen und in einem günstigen Lichte gesehen werden konnte. Dies jedoch war nicht das Schlimmste; er schien und war in der That in einem Zustande beständigen Schmerzes, was eine Reizbarkeit hervorbrachte, die sich zuweilen in seinem Tone und in seinen Ausdrücken offenbarte. Einer seiner Sekretäre erwähnte mir ein Beispiel: Als er ihm eine gutmüthige Antwort daraufgab, entlockte es sogleich dem Papste das freundlichste Lächeln und er entschuldigte sich auf's Herablassendste mit seinen körperlichen Leiden. Eine andere Wirkung dieses Leidens war, daß manche kirchliche Funktio-

nen für ihn zu anstrengend waren; zum Beispiel das Miserere in der Charwoche, eine der glänzendsten musikalischen Ausführungen, weil es nach seinem Charakter genau den Umständen angemessen ist, mußte abgekürzt werden, weil der Papst nicht so lange knieen konnte, als es erforderte. Dies war allerdings nur eine Kleinigkeit, aber ungeachtet seiner beständigen Schmerzen schenkte er den Geschäften fleißig seine Aufmerksamkeit und war unermüdlich in der Erfüllung jeder Pflicht.

Da er selbst ein äußerst zartes Gewissen hatte, so war er vielleicht streng und unerschütterlich in seinen Grundsätzen und in der Geltendmachung derselben. Er war z. B. ängstlich besorgt, daß nicht ein Mitglied seiner Familie seine Erhebung benützen möchte, um Ehrenstellen oder hohe Aemter zu suchen. Gerade an dem Tage seiner Wahl schrieb er an seine Neffen einen Brief, worin er ihnen die frohe Kunde mittheilte, daß er durch die göttliche Vorsehung auf den Stuhl des heiligen Petrus erhoben worden sei, und bittere Thränen vergoß über die Verantwortlichkeiten, womit diese Würde ihn überlade. Er bat um ihr Gebet, empfahl ihnen, sich alles Prunkes und Hochmuthes zu enthalten und setzte hinzu: „Keiner von euch oder von der Familie darf sich von seinem Posten entfernen.“ Während seines Pontifikats machte man den Vorschlag, dem großen heiligen Bernhard den Titel eines Doktors der allgemeinen Kirche zu verleihen, in gleicher Weise, wie derselbe von dem heiligen Augustin oder dem heiligen Hieronymus geführt wird. Man erzählte sich, daß Jemand, der mit der Sache beschäftigt war, um die Theilnahme des Papstes zu erregen, die Bemerkung gemacht habe, der heilige Bernhard gehöre der nämlichen Familie an, da die Chatillon in Frankreich und die Castiglioni in Italien nur verschiedene Zweige desselben erlauchten Hauses seien. Diese Bemerkung, mochte sie nun im amtlichen Geschäftsgange, oder im Privatgespräche gemacht

worden sein, reichte hin, um das Verfahren in der Sache aufzuhalten, da der Papst, ängstlich besorgt wegen einer möglichen Parteilichkeit oder Neigung von seiner Seite, sogar den Verdacht fürchtete, daß ein solcher Beweggrund Einfluß auf ihn gemacht habe, und die Sache einstellen ließ. Sie wurde später wieder aufgenommen und unter seinem Pontifikate zu einem glücklichen Ende gebracht.

Als wir von den wissenschaftlichen Vorzügen dieses Papstes sprachen, wurden seine besondern Kenntnisse im kanonischen Rechte hervorgehoben. Aber dies war keineswegs seine ausschließliche wissenschaftliche Beschäftigung. Um eine von ganz anderer Art zu erwähnen, er besaß eine sehr seltene Bekanntschaft mit der Numismatik. Sein französischer Biograph bezeugt, daß er mit ihm lange Konferenzen gehalten habe über diesen Gegenstand, welcher eines seiner Lieblingsstudien bildete, so lange Castiglioni noch Kardinal war. Er sagt, daß, wenn er lange Zeit mit ihm im Kabinete eingeschlossen war, die Leute, die draußen warteten, sich eingebildet hätten, sie seien mit ernsten diplomatischen Erörterungen beschäftigt gewesen, während sie sich in der That blos über die Aechtheit oder den Werth irgend eines Vespasians oder einer Athene besprachen.

Die biblische Literatur indessen war sein Lieblingsstudium und der Verfasser kann bezeugen, daß er sich mit ihren neuern Theorien und namentlich mit den deutschen rationalistischen Systemen bekannt gemacht hatte. Sehr bald nach seinem Regierungsantritte erlangte er eine Audienz in Gesellschaft mit dem nun verstorbenen sehr viel versprechenden Professor Allemand, welcher den Lehrstuhl der heiligen Schrift am römischen Seminar einnahm und eine höchst werthvolle Bibliothek von neuern biblischen Werken in vielen Sprachen gesammelt hatte. Der Papst gab damals förmliche Audienzen auf seinem Throne und nicht in seinem Privatkabinete, so daß eine lange Unterhaltung

schwieriger war. Dennoch hielt er uns lange hin, sprach mit großer Wärme über die Wichtigkeit jener Studien, in welchen zu beharren er seine aufmerksamen Zuhörer ermuthigte, und gab einen Beweis von seiner ausgedehnten und genauen Bekanntschaft mit ihren vielen Zweigen. Er hatte jedoch eine bessere Probe von dieser Kenntniß abgelegt, als in einem bloßen Gespräche gegeben werden konnte.

Es ist jedem Gelehrten wohl bekannt, wie allgemein seit mehr als einer Generation die Bibel in Deutschland das Spiel jeder phantastischen Laune und das Thema für den gelehrten Unglauben gewesen war. Das Wort „Rationalismus" gibt den Schlüssel zu dem Systeme, das heilige Buch des Uebernatürlichen zu entkleiden, indem man alles wegerklärt, was die gewöhnlichen Kräfte der Natur oder des Menschen übersteigt, mögen sie sich nun im Handeln oder im Wissen zeigen, und das Buch zu einer sehr interessanten alten Veda oder Saga, und die darin auftretenden Personen zu mythischen Charakteren macht, zu hindostanischen oder skandinavischen. Bis Hengstenberg auftrat, zeigte der größte Theil der protestantischen Literatur über die heilige Schrift dieselbe Richtung mit mehr oder weniger Spitzfindigkeit oder Plumpheit, bald feiner, bald gröber, je nach dem Geschmacke oder Charakter des Autors. Mehr verwässert in Michaelis oder Rosenmüller, dem jüngern, geschmackvoller eingekleidet in Gesenius, sinnreicher in Eichhorn und kühner in Paulus hatte der nämliche Geist diesen ganzen Zweig der kirchlichen Literatur von Semler an bis auf Strauß befleckt, welcher dem Systeme die Vollendung gab, indem er alle Merkmale seiner Vorgänger mit einer unvergleichlichen Kunst vereinigte, die als Einfachheit erscheint. Vielleicht entsprang aus dieser Concentration des Giftes vieler Jahre die Gegenwirkung in dem Systeme oder in der Verfassung des religiösen Deutschlands, die sich

durch eine Rückkehr zu einer mehr positiven Theologie offenbarte.

Dieses zunehmende Uebel hatte sich bis auf einen gewissen Punkt nur unter protestantischen Theologen geoffenbart und die Universitäten Heidelberg und Halle, Jena und Leipzig gehörten unter die Hauptsitze dieses neuen Unglaubens. Er war um so gefährlicher, weil er alle Spaßmacherei und allen Spott des höhnisch lächelnden Philosophen bei Seite gelegt, und seinen Unglauben wie ein Problem mit aller Ruhe und allem Ernste eines Philologen entwickelt hatte. Aber endlich trat ein Mann auf, dessen Werke, die sich für katholisch ausgaben, mit der Neologie seiner Landsleute befleckt waren und seine Leser und Zuhörer mit ihrem schleichenden Gifte anzustecken drohten. Dies war Jahn, Professor der heiligen Schrift an der Universität Wien, ein strenger Gelehrter, welcher zu sagen pflegte, daß Niemand hoffen dürfe, in seiner Kunst oder Wissenschaft einen Schritt vorwärts zu machen, ohne täglich 18 Stunden zu studieren; ein wirklich gelehrter Mann und von gesundem Urtheile, nur nicht in dem einen Punkte, in welchem er sich so kläglich verirrte.

Er gab zwei Hauptwerke heraus, eine Einleitung in das alte Testament und eine biblische Archäologie, beide höchst werthvoll durch ihre Gelehrsamkeit, aber beide auf gefährliche Weise von den Principien des Unglaubens durchdrungen, namentlich gerade in den ersten Grundsätzen der biblischen Wissenschaft. Dies waren beides umfassende Werke; er gab daher auch Compendien derselben lateinisch heraus, jedes in einem Bande zum Gebrauche der Studierenden. Aber selbst in diese ging das Gift über. Vielleicht wurde Jahn erbittert und gereizt durch die Behandlung, die er von seinen theologischen Gegnern empfing, von einem insbesondere, der an Gelehrsamkeit unendlich unter ihm stand, obwol er gesunde Grundsätze hatte, und er erwi-

derte allerdings mit Heftigkeit und beißendem Spotte. Indessen seine Werke wurden mit Recht verboten und am Ende aus den Schulen entfernt.

Es war Schade, daß sie verloren sein sollten und man schlug deßhalb ein Mittel dagegen vor. Dies bestand darin, die beiden Einleitungen von allem ihrem gefährlichen Stoffe gereinigt, wieder herauszugeben und sie unter dem Namen eines neuen Autors erscheinen zu lassen. Dieser Gedanke ging von Kardinal Castiglioni aus, oder wurde sogleich und mit Wärme von ihm ermuthigt. Man übertrug das Unternehmen dem berühmten Dr. F. Ackermann, der ebenfalls Professor zu Wien und Freund des Dr. Jahn war. Die Probebogen der Bücher wurden nach Rom geschickt und in der Hand des Kardinals durchgesehen. Ich kann mich nicht recht erinnern, ob er es war, der es selbst in der erwähnten Audienz erzählte oder ob ich es von Dr. Ackermann erfuhr, mit dem ich damals das Glück hatte, eine nützliche Correspondenz zu unterhalten. Sein Commentar über die kleinen Propheten beweist, daß die Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit dieses ausgezeichneten Mannes einer viel größeren Aufgabe gewachsen gewesen wäre, als blos die Werke Anderer dem Lehrzwecke anzupassen.

Allein zu gleicher Zeit ist der Antheil, den Pius an diesem nützlichen Unternehmen hatte, ein Beweis von seinem Eifer und von seinen Kenntnissen in dem wesentlichsten Zweige der theologischen Wissenschaft. An weitern Beweisen wird es nicht fehlen.

3. Kapitel.

Französische und englische Kardinäle.

Die kurze Dauer von Pius' Regierung gab keine Gelegenheit, das heilige Collegium bedeutend zu vermehren. Auch würde dieser Gegenstand für die Leser im allgemeinen

nicht interessant genug gehalten werden, wären hier nicht einige eigenthümliche Umstände damit verknüpft.

Es ist keine Würde in Europa durchaus mehr europäisch als das Kardinalat und es ist kein Grund da, warum es nicht dereinst seine Vertreter in Amerika oder Asien oder gar in Australien haben sollte. Es ist allerdings eine kirchliche Auszeichnung, obschon sie auf dem ganzen Festlande auch einen bürgerlichen Rang einnehmen darf. Allein jede andere Würde ist in ähnlicher Weise auf eine besondere Klasse beschränkt. Ein Civilist kann nicht hoffen, General oder Admiral oder Lordkanzler zu werden, noch auch kann ein Geistlicher im Hause der Gemeinen eine Stelle einnehmen oder ein Rechtsanwalt das Viktoriakreuz erlangen. Jede Ehrenstelle hat ihren schmalen Zugang; jede Erhebung ihren steilen und einsamen Pfad; aber jede ist auf ihr eigenes Land beschränkt. Ein Wellington kann eine ganze Milchstraße von Sternen tragen, die in Diamanten auf dem dunkelblauen Sammt seines Staatsmantels funkeln, und einige Kreuze können zwischen verbündeten Nationen ausgetauscht werden. Aber es gibt keine militärische Macht, welche die Uniform des Tapfern, ob sie scharlachroth, blau oder weiß sei, mit einem Ehrenzeichen ziert; keine Gelehrtenrepublik, die Lorbeerkronen auf die Stirnen der gelehrten und der wissenschaftlich gebildeten Männer setzt, in was immer für einer Sprache sie ihre Gelehrsamkeit beurkundet haben; keinen gütigen Kaliphen oder Herren der Provence, dem der zarte Minnesänger einer jeden Nation ein geheiligtes Wesen ist, das auf gute Bewirthung und Achtung Anspruch hat. Kurz keine weltliche Macht gibt sich den Anschein, als schaue sie unter fremden Völkern nach Personen um, um sie gleichsam von Rechts wegen zu ehren, oder als erwarte sie von andern Souveränen und Staaten, daß sie für ihre Unterthanen ihr eigenthümliches Abzeichen einer allgemein anerkannten Würde nachsuchen.

Die Kirche aber, da sie nach ihrer Bestimmung allgemein ist, macht keinen Unterschied in den Nationen, und die Ehren, die sie verleiht, beschränken sich nicht auf irgend ein Land, sondern im Gegentheil, sie empfangen eine Anerkennung, die in einigen allerdings bloße Höflichkeit sein mag, aber in den meisten gesetzlich gesichert ist. Der Code Napoleon hat diese Verordnung überall, wo er herrschend ist. Natürlich ist da, wo ein gutes Einvernehmen zwischen einer Regierung und dem heiligen Stuhle besteht, die Verleihung einer solchen Würde Sache gegenseitiger Uebereinkunft, und es muß der Fehler der Regierung sein, wenn solche freundschaftliche Beziehungen nicht existiren. Die vier großen katholischen Mächte haben folglich ein anerkanntes Recht, eine gewisse Zahl ihrer geistlichen Unterthanen für die Kardinalswürde vorzuschlagen. Früher, wenn eine allgemeine Promotion, wie es genannt wurde, stattfand, d. h. wenn eine Anzahl von Personen, die gewisse hohe Aemter inne hatten, gleichzeitig mit dem Purpur bekleidet wurden, so hatten die privilegirten Höfe einen Anspruch, ihre Candidaten vorzuschlagen. Diesen Gebrauch kann man jetzt beinahe als abgekommen ansehen, und in der That hat der regierende Papst in dieser Hinsicht höchst liberal gehandelt, indem er viel mehr Fremde ernannte, als je zuvor in jenem kirchlichen Senate einen Platz einnahmen.

Um ein Beispiel von den verschiedenen Grundsätzen zu geben, nach welchen eine solche Vermehrung vor sich gehen kann, können wir zwei von jenen anführen, die Pius VIII. mit dieser hohen Würde bekleidete, einen Franzosen und einen Engländer.

Jener war aus der edlen Familie Rohan-Chabot, die unter dem erstern Namen als fürstliches Haus ebenso gut zu Deutschland als zu Böhmen gehört, in Frankreich seine Abstammung von dem heiligen Ludwig ableitet und durch Heirath mit dem königlichen Hause Valois blutsverwandt

gewesen ist. Der Wahlspruch ihres Wappens enthält in einigen Linien ein so starkes Bewußtsein von allen, nur nicht königlichen Ansprüchen, wie es ein so destillirter Tropfen von Familienstolz füglich in sich schließen konnte:

„Roi ne peux,
Prince ne veux,
Rohan suis."
(König sein, kann ich nicht;
Fürst sein, mag ich nicht —
Rohan bin ich.)

Niemand konnte vermöge der Geburt ein höheres Recht haben, sich um den römischen Purpur zu bewerben, als der Abbé Ludwig Franz August, Herzog von Rohan, Fürst von Leon, welcher den geistlichen Stand gewählt hatte. Ueberdieß war er durch Frömmigkeit, hinreichende Gelehrsamkeit und tadelloses Betragen ausgezeichnet. Im Jahre 1824 wurde ein Versuch gemacht, für ihn von Leo XII. den Hut zu erlangen. Der Papst erwiederte, Frankreich müsse sich begnügen, bei seinem Herkommen zu bleiben, nämlich zu dieser Ehre nur seine Erzbischöfe und Bischöfe vorzuschlagen. Der französische Gesandte, dessen Verwandter der junge Herzog war, gab sich alle mögliche Mühe für ihn; als aber in seiner Abwesenheit sein Geschäftsträger in einer Audienz den Gegenstand zur Sprache brachte, antwortete der Papst in seiner mildesten Weise mit einem lateinischen Verse:

„Sunt animus, pietas, virtus; — sed deficit aetas."

Der Bittsteller war etwas überrascht über diese schnell bereitete und vollständige Antwort, welche beiden Seiten der Frage ihr volles Recht widerfahren ließ. Allein durch neues Andringen fühlte er sich gezwungen, sich wiederholt an die Güte des Papstes zu wenden. Er spielte in einer Audienz auf den Gegenstand an, sah aber, wie er uns erzählt, an dem ruhigen, dabei aber etwas boshaften Blicke Leo's, daß

derselbe nicht durch Ueberraschung einzunehmen war. Er veränderte seinen früheren Hexameter, kam aber zu demselben Schluße, indem er erwiederte:

„Sunt mores, doctrina, genus, sed deficit aetas.“

Er setzte hinzu, er habe in seinem Geiste ein reichliches Register von den Verdiensten, Tugenden, Eigenschaften und Ansprüchen des Abbé de Rohan in lauter guten Versen zusammengestellt, aber jeder derselben endige mit demselben Daktylus und Spondäus.

Es war indessen wohl bekannt, daß er gerne den ehrwürdigen Bischof von Hermopolis, Msgr. Frayssinous, in das heilige Kollegium eingeführt haben würde, wenn nicht seine Bescheidenheit jeder Bemühung des Papstes,*) seine Annahme zu erlangen, sich absolut widersetzt hätte.

Erst 1830 wurde Rohan, der jetzt Erzbischof von Besançon war, von Pius VIII. befördert. In der Revolution, die kurz darauf in Frankreich erfolgte, wurde er von einem Pöbelhaufen aufgefangen und mit großer Schmach behandelt; ein Umstand, welcher wahrscheinlich sein Leben abkürzte. Denn er starb im Februar 1833 in seinem 42. Jahre.

Ganz anders wurde das Kardinalat unserm Landsmanne Thomas Weld verliehen. Man hat gesehen, daß der Hut, welchen Leo XII. dem Bischof Baines aus Dankbarkeit gegen den Benediktiner-Orden zu übertragen wünschte, von Pius VIII. gerade bei dem Beginne seines Pontifikats, dem P. Crescini verliehen wurde, der sich aber der Würde nur einer ganz kurzen Zeit erfreute. Kardinal Weld wurde zum Theil in Betracht seiner eigenen Ansprüche ernannt, zum Theil auch um einem Wunsche nachzukommen, einen Engländer unter den höchsten Würdeträgern der Kirche zu sehen. Warum, so fragte man, und der Papst konnte nicht umhin, die Gerechtigkeit der Frage einzusehen, — sollte bei-

*) Chevalier d'Artaud, Leben Pius VIII.

nahe jede andere Nation in jener Körperschaft vertreten sein, welcher die Leitung der religiösen Angelegenheiten in der ganzen Welt anvertraut ist, nur nicht diejenige, deren Sprache von einem großen Theile seiner christlichen Bewohner gesprochen wird? Nicht nur waren die brittischen Inseln, sondern die vereinigten Staaten, Ost- und Westindien, Canada, das Cap, Australien und die Inseln des stillen Meeres im täglichen Verkehre mit dem heiligen Stuhle und mit der Congregation der Propaganda, welche für ihre Bedürfnisse sorgte. War es nicht billig, daß in der Nähe des regierenden Stuhles und unter der Zahl seiner Räthe wenigstens Einer sein sollte, der jenen unermeßlichen Völkerstamm repräsentiren konnte, mit seiner Intelligenz begabt, mit seinen Bedürfnissen und seinen Formen, dieselben auszudrücken vertraut war, sowie mit der eigenthümlichen Stellung, in der sich viele Theile davon befanden? Es würde kaum billig scheinen, dies zu leugnen oder gar darüber zu murren, daß darnach gehandelt wurde.

Die Person, die zuerst für diesen Ehrenposten erwählt wurde, war ein Mann, der ihn gewiß nie als sein künftiges Loos erwartet haben konnte. Er war in London am 22. Januar 1773 geboren und der älteste Sohn des Thomas Weld von Sulworth Castle und der Maria Stanley, welche dem älteren und katholischen Zweige der Familie Stanley angehörte, der nun erloschen ist. Er wurde ganz in der Heimath erzogen und gab frühzeitig Beweise seiner großen Frömmigkeit und freigebigen Mildthätigkeit. Dieselbe entfaltete sich besonders zu Gunsten der vielen religiösen Genossenschaften, welche die französische Revolution, wie schiffbrüchige Familien an unsere Küste warf. Er behandelte sie wirklich wie freundliche Küstenbewohner es thun würden, und sorgte für alle ihre Bedürfnisse. Dies that er zuerst in Gemeinschaft mit seinem vortrefflichen Vater, aber er setzte nach dem Tode desselben alle seine guten

Werke fort oder erhöhte sie vielmehr. Die Trappistennonnen wurden zu Sulworth aufgenommen und mit seltenem Edelmuthe kaufte Msgr. Weld von ihnen, als sie sein Gut verließen, die für ihn werthlosen Gebäude, die sie hatten errichten dürfen und zu deren Bau man ihnen sogar behülflich gewesen war. Die armen Klarissinnen von Grävelingen und die Klosterfrauen von der Heimsuchung, von denen die erstern ihre Zuflucht nach Plymouth nahmen und die letztern nach Shepton-Mallet, waren besondere Gegenstände seiner Wohlthätigkeit.

Inzwischen hatte er geheirathet, und war mit einer Tochter gesegnet worden, der würdigen Repräsentantin der erblichen Tugenden seines Hauses. Er hatte seinen Platz in der Gesellschaft eingenommen und würdig ausgefüllt; er hatte die Honneurs seines Hauses mit Freigebigkeit und Würde gemacht, die Pflichten des englischen Gentleman in seinem edelsten Charakter erfüllt, als Landbeamter gewirkt, ländliche Freuden genossen, und war mit seinen Nachbarn in gastfreundlichem Verkehre gestanden. Es ist wohl bekannt, daß Georg III. bei seinem Aufenthalte zu Weymouth, Sulworth zu besuchen pflegte und stets die größte Hochachtung gegen die Familie des Kardinals ausdrückte. Welches Leben konnte man weniger für den Weg zu kirchlichen Ehren ansehen, als das eines Landedelmanns von Dorsetshire, wie es sich im Felde oder an seinem Tische darstellte?

Dennoch waren diejenigen, die ihn genau kannten, und sein Leben lang die Tugend beobachtet hatten, die es auszeichnete und die Frömmigkeit, die es heiligte, nicht erstaunt zu sehen, wie er nach dem Tode seiner vortrefflichen Gemahlin im Jahre 1815 und nach der Verheirathung seiner Tochter im Jahre 1818 an den ältesten Sohn jenes ächten Edelmanns Lord Clifford, die Welt verließ, seine Güter seinem nächst ältesten Bruder abtrat, ihrem gegenwärtigen würdigen Besitzer, der als Mitglied des Yachtklubs eine

Berühmtheit erlangt hat, und mit einem Jahrgehalte nach Paris ging, um in den geistlichen Stand zu treten. Er wurde im April 1821 von dem Erzbischofe jener Stadt zum Priester geweiht.

Nach England zurückgekehrt, versah er die gewöhnlichen Verrichtungen eines Priesters zu Chelsea, und setzte seine freigebige Ausübung der Mildthätigkeit fort, bis der Bischof und apostolische Vikar von Obercanada seine Ernennung zu seinem Coadjutor erlangte. Er empfing demgemäß die bischöfliche Weihe am 6. August 1826, und blieb theils in Geschäften, theils aus Gesundheitsrücksichten in England zurück. Während der drei Jahre, wo er tacitis regnabat Amyclis — denn er war Bischof in partibus jener klassischen Stadt, lebte er zu Hammersmith als Beichtvater einer Gemeinde von Benediktinerinnen.

Hierauf wurde er zu höheren Zwecken nach Rom eingeladen, zu gleicher Zeit, als die Gesundheit seiner Tochter einen Klimawechsel forderte, und es war natürlich, daß er sie begleitete. Am 25. Mai 1830 wurde er von Pius VIII. zum Kardinal ernannt.

Ein so neues und so unerwartetes Ereigniß hätte wohl mannigfaltig ausgelegt werden können, je nach den Parteiansichten, und man konnte natürlich erwarten, daß jenen widerstreitenden Gefühlen ein Ausdruck verliehen würde. Dies war jedoch in Rom keineswegs der Fall. Einstimmig und unzweideutig waren die Meinungsäußerungen unter den Engländern, die daselbst ihren bleibenden Aufenthalt hatten oder nur als Reisende dahin kamen. Aehnliche Gefühle gaben sich ihm auch von der Heimath her kund. In der Grabrede, die bei seinem glänzenden Leichenbegängnisse gehalten wurde, das sein Schwiegersohn Lord Clifford am 22. April 1837 veranstaltete, kommt die folgende Stelle vor: „Er empfing Zusicherungen von Personen von hohem Einfluße und hoher Würde, daß seine Ernennung nicht

wie vor Alters Eifersucht erregt, sondern im Gegentheil jenen Freude gemacht habe, die jeder Engländer hochschätzt und verehrt. Personen, von denen zu Hause bekannt ist, daß sie sich in Ausdrücken entschiedener Feindseligkeit gegen Rom und gegen unsere heilige Religion gefallen, erkannten in ihm einen Vertreter von Beiden, den sie verehrten und dem sie sich mit Vergnügen näherten, und als seine gastfreundliche Wohnung seinen Landsleuten sich öffnete, so glaube ich, daß der strengste Bekenner eines andern Glaubens nie die Ehre ablehnte, für welche die Einladung des englischen Kardinals allgemein galt." Der erste Theil dieser Stelle kann bloß eine Erklärung erheischen. Er zeigt, daß der angeführte Umstand öffentlich bekannt genug war, um die Gränzen einer zarten Zurückhaltung überschritten zu haben. In der That ist es auch für alle Parteien zu ehrenvoll, als daß es in ein Geheimniß gehüllt zu werden brauchte. Bald nach seiner Erhebung empfing Kardinal Weld einen Brief von dem natürlichen Vormunde der Thronerbin, welcher ein ausgezeichnetes Mitglied ihres Haushaltes einführte, und in welchem er versichert wurde, daß seine Beförderung von dem hohen Kreise, dem sie angehörte, nicht bloß mit Befriedigung vernommen worden sei, sondern daß er, wenn er jemals England besuchen sollte, von jener Familie mit der Ehrerbietung aufgenommen werden würde, die ihm gebühre." Dies ist die Erinnerung, die mir von diesem interessanten und großmüthigen Dokumente im Gedächtnisse geblieben ist, welches ich damals las. Natürlich würde einige Jahre später die praktische Bestätigung desselben eher von der möglichen Laune eines Ministers abgehangen haben, als von irgend welchen edleren Antrieben einer königlichen Seele. Aber es kann kein Zweifel sein, daß bei dieser Gelegenheit nirgends Eifersucht oder Aerger empfunden wurde; vielleicht erwarben die bekannten Tugenden und das zurückgezogene Leben des neuen

Kardinals ihm dieses allgemeine Wohlwollen; vielleicht sah die Presse nichts zu gewinnen, wenn sie die Nation in der Sache in Aufregung brachte. Ausgemacht ist indessen, daß die Beförderung durch die freie Wahl des Papstes geschah, ohne eine Präsentation von England oder eine Berathung mit seiner Regierung. In dieser Hinsicht steht sie im auffallenden Kontraste mit der Beförderung sogar eines Rohan.

Es ließ sich nicht erwarten, daß Kardinal Weld in dem reifen Alter, welches er erreicht hatte, einer neuen Sprache mächtig werden oder daß er die Art und Weise, hohe kirchliche Geschäfte zu verhandeln, vollkommen erlernen würde; auch waren die Beschäftigungen seines Lebens so wenig als seine kurzen Studien darauf berechnet gewesen, ihn denjenigen gleich zu stellen, die sich von Jugend auf juridischen und theologischen Studien gewidmet hatten. Der Kardinal sah sich gegen diese nothwendigen Mängel sehr weise vor. Zu seinem theologischen Rathgeber wählte er den Professor Fornari, einen der ausgezeichnetsten Gottesgelehrten in Rom, welcher bald hernach als Nuntius zuerst nach Belgien und dann nach Paris geschickt und zur gehörigen Zeit selbst zu der Würde erhoben wurde, auf welche seine Rathschläge damals einen solchen Glanz warfen. Zu Sekretären hatte er zu verschiedenen Zeiten den gegenwärtigen Bischof von Plymouth Dr. Vaughan und den Abbate de Luca, später Bischof von Aversa und gegenwärtig Nuntius zu Wien, einen Mann von mehr als gewöhnlicher Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit, schon vorher in der englischen Literatur wohl bewandert, so wie in der seines eigenen und anderer Länder.

Als seinen Antheil brachte der Kardinal einen ausgezeichneten gesunden Verstand und geschäftsmäßige Gewohnheiten, eine vollkommene Geradheit und aufrichtige Demuth in sein Rathscollegium mit, und erlangte bald bedeutenden Einfluß in den Congregationen oder Departementen der

geistlichen Angelegenheiten, welchen er beigegeben wurde. Zu gleicher Zeit war er wahrhaft höflich ohne Falsch, gastfrei und gefällig. Seine Gemächer in dem Palaste Odescalchi waren glänzend möblirt und füllten sich von Zeit zu Zeit mit der Aristokratie Roms, Eingebornen und Fremden, und mit Schaaren seiner Landsleute, von denen ihn jeder stets bereit fand, ihm einen Dienst zu erweisen. In der That, wenn er einen Fehler hatte, so war es das Uebermaß seiner Güte, die nur zu oft in ihren Gegenständen keinen Unterschied machte und durch hinterlistige oder unwürdige Menschen leicht hintergangen werden konnte. Wenn man aber am Schlusse des Lebens auf irgend eine vergangene Schwäche zurückblicken muß, so wird es gewiß nicht dieser Fehler sein, der am meisten Gewissensbisse erregt.

Jenes Ende kam bald. Das Leben strenger Thätigkeit und Abgeschlossenheit in einem südlichen Klima, in einem Alter angefangen, wo die Konstitution nicht mehr biegsam ist, konnte nicht leicht auf eine Jugend voll Thatkraft gepfropft werden, die auf den luftigen Mooren der Hügel von Dorsetshire zugebracht worden war. Große Empfindlichkeit gegen Kälte und Luftveränderungen machte sich allmählig bemerkbar und nahm am Ende die Form einer Lungenkrankheit an. Umgeben von seiner Familie und mit jedem Troste der Religion gestärkt, ging der Kardinal Gott ergeben in die Ruhe des Gerechten ein am 10. April 1837. Selten ist ein Fremder tiefer und mit größerer Theilnahme von den Bewohnern einer Stadt bedauert worden, als dieser fromme Mann von den Armen Roms.

4. Kapitel.

Die Hauptereignisse des Pontifikats.

Wenn die kurze Dauer der Regierung Pius VIII. angeführt worden ist, um die wenigen Ereignisse und Erin-

nerungen während derselben zu entschuldigen, so kann sie doch nicht als Grund angegeben werden für den Mangel an großen und sogar überraschenden Ereignissen. Denn im Verlaufe einiger Monate können viele solche zugleich eintreten, voll erstaunlicher Folgen, und in ihnen waren wahrscheinlich die semina rerum niedergelegt, welche zu einem vollkommenen Wachsthum zu entwickeln eine künftige Generation nicht hinreichen wird. Eine solche Periode war der enge Zeitraum, welchen dieses Pontifikat umfaßt. Drei oder vier ausgezeichnete Ereignisse werden hinreichen, um diese Behauptung zu bestätigen.

Und zuerst — um gerade mit dem Anfange von Pius' Regierung zu beginnen — wurde er am 31. März 1829 erwählt und kaum einen Monat später war es meine angenehme Pflicht, ihm die erfreuliche Nachricht von der Emancipation der Katholiken mitzutheilen. Diese große und gerechte Maßregel empfing die königliche Zustimmung am 23. des folgenden April. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß eine solche Nachricht eine unbegränzte Freude erregte, und dem Haupte der katholischen Kirche wohl mit den Worten hätte mitgetheilt werden können, mit welchen die Ankunft der österlichen Zeit ihm jedes Jahr angekündigt wird: „Pater sancte, annuntio vobis gaudium magnum." Ihm, der nicht blos höchst intelligent war, sondern an allem, was in der ganzen Christenheit vorging, lebhaften Antheil nahm, war die volle Bedeutung dieser Maßregel natürlich klar; aber im allgemeinen war es nicht so. Im Auslande wurde die Lage der Katholiken in Großbritannien nur wenig verstanden. Die Religion, nicht der politische Zustand ihrer Glaubensgenossen interessirte hauptsächlich andere Nationen. Auf dem ganzen Festlande glaubte man, der Katholicismus in diesem Reiche sei auf Irland beschränkt und wiederholt hat ein englischer Katholik auf Reisen, wenn er sich als solchen darstellte, sich verbessern

hören mit Ausdrücken wie die folgenden: „Natürlich meinen Sie einen irländischen?“ Ja noch zur Zeit, bei der wir wirklich verweilen, wo die Sprachen noch nicht so sehr studirt wurden und ausländische Zeitschriften nicht soviel im Umlaufe waren, wo man auch weniger Reisen machte und die internationalen Beziehungen schwächer waren, war die gegenseitige Unkenntniß der Länder sehr groß. Auch möchte weder damals oder auch jetzt Jemand die Behauptung wagen, daß eine vertrautere Bekanntschaft mit andern Nationen unter der Gesammtbevölkerung Englands vorgeherrscht habe, oder vorherrsche, denn jene Kenntniß ist, die man über unser Inselreich in den Staaten des Festlandes besitzt.

Die Verfassung unseres Landes namentlich, die für uns selbst so verwickelt ist, war Völkerstämmen unverständlich, die seit Jahrhunderten an eine einfache Monarchie gewohnt waren und kaum aus Erfahrung etwas davon wußten, was zwischen jener und dem bloßen Republikanismus in der Mitte liegt. Ihnen sagen, daß die Katholiken in Großbritannien von den Sitzen im Parlament ausgeschlossen seien, kam manchen vielleicht nicht härter vor, als wenn sie gehört hätten, daß sie im türkischen Divan keinen Platz einnehmen dürften. Sie konnten den Einfluß und die Bedeutung der Stellung nicht gehörig würdigen, noch die unerträgliche Schmach einer beständigen und erblichen Unfähigkeit zu solcher. Daher war unsere öffentliche Freude über die Erlangung dieses längst ersehnten Gutes der Masse unverständlich. Nach einer Audienz bei dem Papste besuchten der Vikarrektor des Collegs (jetzt Erzbischof von Trapezunt) und ich selbst den Staatssekretär und empfingen von ihm herzliche Glückwünsche. Sodann gingen wir an die Vorbereitungen für unser Fest nach dem gewöhnlichen römischen Plane. Die Vorderseite unseres Hauses wurde mit einer geschmackvollen architektonischen Zeichnung in buntfarbigen Lampen bedeckt und für die Festmusik ein Orchester gegen-

über errichtet. Am Morgen des bestimmten Tages wurde ein Te Deum, welchem die verschiedenen brittischen Collegien anwohnten, gehalten; Nachmittags gab auf seiner Villa nahe bei der St. Paulskirche Msgr. Nikolai, welcher jene Basilika mit solcher Gelehrsamkeit beschrieben hat, ein prächtiges Festmahl und am Abend kehrten wir nach Hause zurück, um die aufwärts gerichteten Gesichter der Schaaren von Menschen zu sehen, auf denen sich die glänzenden architektonischen Lampen abspiegelten, die unsere ehrwürdigen Mauern zierten. Aber die Worte „Emancipazione Cattholica", die in bunten Lampen der Front entlang brannten, wurden von dem Volke mit Mühe gelesen und verschiedenartig ausgelegt, so daß viele kamen und bewunderten, aber unerleuchtet durch den Glanz, der sie geblendet hatte, in der greifbaren Dunkelheit der umliegenden Straßen wieder verschwanden.

In der That das erste der beiden Worte, lang und furchtbar für ununterrichtete Lippen, war in Italien kein bekanntes Wort; auch fand in den Köpfen gewöhnlicher Leute kein irgend denkbarer Zusammenhang statt zwischen ihm und seinem Adjectiv, ebenso wenig als zwischen den beiden und England. Aber für uns und unsere Gäste lag wirklich ein Zauber in diesen Worten, die zu unsern Herzen sprachen und da eine süße Musik wach riefen, lieblicher als die unseres Orchesters, und eine glänzendere Illumination in unserm Geiste anzündeten, als die auf unsern Mauern. Wir hatten unser Land jung verlassen und wußten kaum etwas von dem Unrechte, das ältere Leute als wir, gedrückt hatte; wir sollten nun dahin zurückkehren im Besitze unserer Rechte, und so kaum mehr von den Leiden empfunden haben, als jene, die seit jener glücklichen Zeit geboren sind. So konnten einige von uns empfinden, und hatte das nicht seinen vielfachen Nutzen? Was man auch für die Nachtheile einer Erziehung im Auslande ansehen mag, sie besaß besonders

damals den großen Vortheil, daß sie den Geist erhob und die zartern Gefühle des Herzens pflegte, außerhalb des Bereiches religiöser Streitigkeiten und der Erbitterung, die sie im Gefolge haben. Keine „beflügelten Worte" des Zorns oder der Verachtung, so kräftig sie zum Fluge befiedert sein mochten, konnten wohl die Alpen übersteigen, und wenn es der Fall war, so mußte das Gift von ihrer Spitze herabgetropft sein, gleich wie diese auf einem so langen Wege ihren Stachel verloren haben mußte. Kaum konnte ein noch so starkes Gebrüll auf öffentlichen Rednerbühnen ein sanftes Geflüster von sich über das Meer hinüberschicken, und die beständigen Angriffe einer feindlichen Presse konnten uns nur in einzelnen Bruchstücken erreichen, die manchmal in einer ausländischen Zeitung zusammengestoppelt waren. So wußte man kaum etwas von den bittern Dingen, die gegen das gesprochen wurden, was uns am theuersten war, und gewiß, ich will gerne davon Zeugniß geben, daß man in Rom von allen harten Worten und lieblosen Anspielungen gegen andere in öffentlichen Vorlesungen oder beim Privatunterrichte oder sogar in der Unterhaltung nichts weiß. Man wächst da in einem sanfteren Geiste auf und lernt von Fehlern in einem mildern Tone sprechen, als anderswo, obgleich man sich gerade im Mittelpunkte des höchsten orthodoxen Denkens und Fühlens befindet. Dennoch, wenn das Unrecht auch nicht tief empfunden wurde, so erfüllte doch der für unser Land so ehrenvolle Akt der Gerechtigkeit und das Gefühl der Befreiung von herabwürdigenden Fesseln jedes katholische Brittenherz in Rom mit Jubel, als die Kunde uns erreichte, daß der jahrelange Kampf mit Triumph gekrönt worden war, und daß die Lorbeeren eines friedlichen Waterloo dieselben Stirnen schmückten, die von den Kränzen unsers letzten großen blutigen Sieges gekrönt wurden. Es war indeß die Zukunft und nicht die Gegenwart, die jene Stunde, die Geburtsstunde großer und dau-

ernder Ereignisse, zu einer fröhlichen machte. Dies ist allerdings nicht der Ort, um über diesen Gegenstand weitläufig zu reden, aber es war ein zu gewaltiger politischer Akt, als daß er in einem Augenblicke unter den übrigen Verordnungen einer Parlamentssitzung sich ruhig niedergelassen hätte, oder nur als ein einziges Kapitel der Gesetzesvorschläge angeführt werden könnte, die in einem gegebenen Jahre durchgegangen waren. Die Generation ist noch vorhanden, welche vor jenem bedeutungsvollen Schritte gelebt und gewirkt hatte. Manche sind noch am Leben, die sich sogar mit bitterm Schmerze nach den guten alten Tagen der Ausschließung sehnen, welche sich für sie und die ihrigen zu einem Monopole steigerte; es sind auch noch einige übrig, deren Fesseln entfernt wurden, aber nicht die Erstarrung und der Krampf, die sie hervorgebracht hatten. Nach und nach wird die Gesellschaft immer mehr und dann ganz aus solchen bestehen, die neben einander von Kindheit an unter dem Schutze unparteiischer Gesetze aufgewachsen sind, in dem Gefühle einer wesentlichen Gleichheit, ohne ein Bewußtsein, daß dies eine Concession war, oder ohne eine solche anmassende Rede hören zu müssen. Die Erinnerung an einen Zustand der Dinge, wo der eine Theil derselben Gemeinde bei dem andern um gemeinschaftliche Rechte bitten mußte, wird verschwunden sein und damit der Hochmuth, sie verweigert oder gewährt zu haben, und die Demüthigung, lange mit Füßen getreten und endlich beinahe mit Widerstreben befreit worden zu sein. Dann und nur dann wird jenes freie Feld bereit sein, auf welchem ein friedlicher und intellectueller Streit, wie zwischen Kämpen in alter Zeit aufgeführt werden kann, ohne Haß und ohne Hitze und nicht beeinflußt von Erinnerungen an gegenseitige Verhältnisse, die dann auf beiden Seiten unbekannt sein werden. Aber gewiß darf der Tag, welcher für ein in der Religion getheiltes Land eine solche Aussicht eröffnete, in den kurzen Anna-

len des Pontifikats, in das er fiel, als ein freudevoller angesehen werden.

Die zweite auffallende Begebenheit in Pius' Regierung sollte eher einen andern Namen tragen; es ist mehr eine Maßregel als ein Ereigniß, eine Maßregel, die von dem Papste selbst ausging, damals ein unermeßliches Gewicht hatte, aber erst sieben Jahre nach seinem Tode ihre erstaunlichsten Wirkungen hervorbringen sollte. Zu einer Zeit, wo die bangen Sorgen, die Schmerzen und Streitigkeiten, welche diese Maßregel verursachte, sich gelegt haben und beinahe vergessen sind; in einem Augenblicke, da alle über die künftige Verbindung zwischen der Macht, auf die sie sich bezog, und unserer eigenen königlichen Familie sich freuen, wäre es nicht zeitgemäß und gegen allen Anstand, in die Einzelnheiten der berühmten Antwort des Papstes an vier große deutsche Prälaten über die gemischten Ehen einzugehen. Sie hatten seinen Vorgänger über das Verfahren um Rath gefragt, welches in Betreff derselben beobachtet werden sollte, nicht nach allgemeinen Prinzipien, sondern im Zusammenhang mit der bürgerlichen Gesetzgebung, sofern dieselbe von dem kirchlichen Rechte abwich, wodurch ihr Gewissen in schmerzliche Verlegenheiten kam. Es war für sie ungefähr eine solche Stellung, wie sie manche Geistliche der Hochkirche im verflossenen Jahr einzunehmen erklärten, in Folge der neuen Scheidungsakte. Sie beide betrachteten das Landesgesetz im Widerstreite mit dem göttlichen; aber in dem einen Falle hatte jede Person nur ihr eigenes Gewissen um Rath zu fragen, oder viele mochten ihre individuellen Ueberzeugungen zu einem gemeinsamen Fond von Gegenvorstellungen oder zu einem vereinigten Werkzeuge des Widerstandes zusammen beitragen; in dem andern Falle konnten sich alle an einen anerkannten Obern in geistlichen Dingen und an das Oberhaupt des Kirchenregiments wenden, welches sprechen konnte,

wie einer, der da Gewalt hat, und dem sie alle zu gehorchen pflegten.

Pius war als Kardinal Castiglioni vollständig in die Sache eingegangen, und daher auf den Kampf gefaßt. Vor dem Schluße des ersten Jahres seiner Regierung richtete er sein merkwürdiges Breve an den Erzbischof von Köln und an die Bischöfe von Trier, Paderborn und Münster, worauf sogleich eine lange praktische Anweisung folgte, von dem Kardinal Albani unterzeichnet.

Wir haben hier nicht die Absicht, die Gründe oder Motive dieses Dokumentes zu erörtern, oder in die Natur seiner Verordnungen einzugehen, noch viel weniger das Verfahren des Papstes zu rechtfertigen. Unser Zweck verlangt von uns nur eine angenehmere Aufgabe, nämlich die Urkunde selbst genauer zu bezeichnen. Wenn man sie jetzt nach 17 Jahren durchliest, so muß man von der Ruhe und apostolischen Würde betroffen werden, welche sie in allen Theilen durchdringt. Es ist bekannt, daß sie dem milden, aber doch entschlossenen Geiste Pius VIII. einen Kampf widerstreitender Gefühle kostete, der ihn beinahe ängstlich machte. Sein Amt zwang ihn, zu entgegnen, und die Antwort konnte nur ein Tadel sein über das Verfahren eines mächtigen Staates, mit dem er vollkommen im Frieden lebte, sowie nur Anweisung, dessen Maßregeln zu durchkreuzen und den größten Abscheu davor zu bezeugen. Er konnte die möglichen Folgen seines entschiedenen Benehmens nicht voraussehen. Möglich war es, daß man seinen Anordnungen nicht gehorchte und die Welt konnte vielleicht über seinen unschädlichen Streich lachen, wie über des altersschwachen Priamus,

„Telum imbelle sine ictu.“

Möglich, daß sie ausgeführt wurden, aber nicht in seinem Geiste, und Verwirrung und Mißverständnisse konnten daraus entstehen. Oder man konnte ihnen sogar bewunderungswürdig gehorchen und es konnte doch zu Collisionen

und Streitigkeiten, zu Leiden und Gewaltthat führen und der Tadel deßhalb würde wahrscheinlich ihn selbst treffen. Es war daher äußerst peinlich für ihn, daß er ein solches Dokument herausgeben mußte; aber auf der Oberfläche desselben konnte man keine Spur wahrnehmen von der Aufregung und Trübsal seiner Seele. Es ist ohne Leidenschaft abgefaßt und durchaus würdevoll. Zwei Eigenschaften sind darin verbunden, die man nicht oft vereinigt findet. Seine Verordnungen sind so klar und so bestimmt, wie irgend ein Statut sie machen konnte, ohne Schwanken, ohne Ausweichen oder ohne etwas zu beschönigen; zugleich ist der ganze Ton desselben versöhnlich, respektvoll und sogar freundlich. Mit den Bischöfen spricht er wie ein Vater und Herr, von ihrem Souveräne schreibt er beständig als von einem Mitmonarchen, einem Verbündeten und Freunde. Sein Vertrauen auf die königliche Gerechtigkeit, Billigkeit und Toleranz ist vollkommen und unbegränzt. Pius' Charakter athmet aus jedem Paragraphen, — die Unbeugsamkeit seines Gewissens, die strenge Beobachtung des Prinzips, verbunden mit seiner Herzensgüte und der natürlichen Milde seines Wesens. Ueberdieß läßt sich für den Gelehrteren der vollendete Canonist leicht erkennen, und auch in dieser Richtung zeigt er sich herablassend und versöhnlich. Als sein Nachfolger im Jahre 1837 dieses Breve erläuterte, bemerkte er mit Recht, „daß es die Nachsicht so weit trieb, daß man in Wahrheit sagen könnte, es erreiche die Gränzlinie, die ohne Verletzung der Pflicht nicht überschritten werden könne.“ Jedermann weiß, was für eine pünktliche Genauigkeit in der Gesetzeskunde dies erfordert. Ein Volksagitator, an den man sich noch wohl erinnert, pflegte sich zu rühmen, er vertraue so zuversichtlich auf seine genaue Bekanntschaft mit dem Gesetze, daß er keine Furcht habe, jemals die Gränzen desselben zu überschreiten oder in den Fallstricken gefangen zu werden, die, wie er wußte, seinen Pfad umstellten. Den-

noch wurde sein Fuß am Ende in ihre Netze verstrickt, sein Vertrauen hatte ihn betrogen und seine Energie war unwiderruflich dahin.

Nicht so war es bei Pius. Was er geschrieben, hatte er in der Fülle einer Weisheit geschrieben, welche die Heiligkeit des Lebens gezeitigt hatte, und ein ernstes Pflichtgefühl nun doppelt erleuchtete; nicht ein Wort davon mußte widerrufen, abgeändert oder ausgeglichen werden, und wenn auch nach langen Kämpfen, ist es doch ein Orakel und ein Gesetz geblieben. Aber wie schon bemerkt, er legte nur einen Saamen in die Furche und lebte nicht, um seine Früchte zu pflücken. Mehr als ein Jahr lag dieses Dokument in dem Bureau irgend eines Ministeriums zu Berlin begraben; dann nahm man es hervor, verhandelte darüber und es kam wieder drei Jahre in Vergessenheit. Was darauf folgte, gehört einem andern Pontifikate an, wird aber auch da keiner frischen Aufmerksamkeit bedürfen. Genug, wenn wir sagen, daß die Narben alter Wunden geheilt sind; der römische Purpur prangt auf dem erzbischöflichen Throne des glorreichen Köln, das unter königlichen Schutze beinahe neu gebaut ist. Der junge Prinz, der künftige Erbe der preußischen Krone, der im Begriffe steht, den Glanz und die Bürde derselben mit Englands erster Tochter zu theilen, hat Rom kennen gelernt und ist von Rom kennen gelernt worden und die Folge davon war gegenseitige Hochachtung, während der Monarch, der sie daheim bewillkommen wird, bei manchen Gelegenheiten Beweise von seinen persönlichen Gefühlen zu Gunsten der Gerechtigkeit und Billigkeit gegen die neuern wie gegen die ältern Provinzen seines Reiches gegeben hat.

Zwei wichtige öffentliche Ereignisse bezeichneten so den Anfang und die Mitte dieses kurzen Pontifikats. Das erste war erfreulich, das zweite schmerzlich; ein drittes und noch traurigeres ging seinem Schluße voran oder bereitete ihn

vielleicht vor. Wie die andern entwickelte es seine Folgen erst unter einem andern Pontifikate.

Im Juli 1830 fand das erste jener großen politischen Erdbeben statt, die seitdem so häufig geworden sind, Throne erschüttert und ihre Inhaber zerstreut haben, ohne Krieg und vergleichungsweise ohne die Grausamkeiten einer gewaltthätigen Reaktion. Drei Tage bildeten die mystische Frist, die es brauchte, um eine Dynastie zu stürzen; Straßenbarrikaden und ein auf den Ort beschränktes Blutbad waren die angewandte Strategie. Dann war alles vorbei ohne Guillotine oder Füsiladen. Dies waren die drei Tage, einst in Frankreich die glorreichen genannt, und durch jährliche Feste gefeiert. Der ältere Zweig der Bourbonen war ihr Opfer; das Werk eines vieljährigen Krieges vom verbündeten Europa geführt, war im Nu über den Haufen geworfen; mit seinem liebsten und zartesten Sprößling wurde er von dem revolutionären Sturme gänzlich über das Meer hinübergewirbelt zu einem zweiten Exile, aber nicht zu einem zweiten gastfreundlichen Willkomm. Und doch brachten der Kampf und die Unruhe, die Aufregung und die Kraftverschwendung nicht einmal eine Namensänderung hervor. Als der Staub und Rauch sich verzogen hatten, sah man einen andern Bourbon auf dem Throne; ein Monarch war auf einen Monarchen gefolgt; ein jüngerer Zweig, kräftiger in seinen Schößlingen, mehr mit jüngerem Safte erfüllt, war auf dieselbe Stelle gepflanzt oder sprang vielmehr aus demselben Stamme hervor, wie der so unbarmherzig abgeknickte. Es schien, als ob Frankreich nicht im mindesten mit der Wurzel gehadert hätte.

Im August wurde die schreckliche Lektion, die sich so leicht erlernte, in Brüssel getreulich wiederholt und Belgien für immer von Holland getrennt. Für diejenigen, welche die erste große Revolution in Frankreich erlebt hatten, konnte die nochmalige Erscheinung des unterdrückten Geistes jenes

Ereignisses in demselben Lande nur ein Schauspiel voll Schrecken sein. Die Erinnerung an jene blutige Periode war noch frisch im Gedächtnisse mancher. Karl X., welcher durch die neue Revolution vertrieben worden, war am Ende doch der Bruder des Königs, der in der ersten auf dem Schaffot geendet hatte; dies allein brachte die beiden Ereignisse in einen engen Zusammenhang. Pius VIII. hatte in der einen gelebt und gelitten; er konnte von der andern nur tief ergriffen werden. Es war leicht vorauszusehen, daß so erfolgreiche Beispiele wie diese die Mißvergnügten anderer Länder ermuthigen mußten und daß ein Funke von einem einzigen Brande hinreichen konnte, den trockenen Brennstoff älterer Dynastien in Flammen zu setzen. Sein eigenes Gebiet wurde nicht in Frieden gelassen. Der Sturm, welcher bald in all' seiner Wuth hereinbrechen sollte, zog sich ringsum langsam und in düsteren Wolken zusammen. Bald nach seinem Regierungsantritte erneuerte er die Edikte seines Vorgängers gegen geheime Gesellschaften — die Carbonari. Eine Loge dieser Verschwörer wurde in Rom entdeckt und 26 ihrer Mitglieder wurden verhaftet. Man setzte eine besondere Kommission nieder, um ihnen den Prozeß zu machen; einer wurde zum Tode verurtheilt, einige andere mit Gefängnißstrafe belegt. Der erstere war Großmeister und Haupt der Verschwörung; aber Pius wandelte das Urtheil um und schonte gnädig dessen Lebens.

Diese wiederholten Stöße im Auslande und im eigenen Lande, zu welchen man die Revolution in Polen im November und den Tod seines Freundes und Verbündeten des Königs von Neapel rechnen kann, versetzten der erschütterten Gesundheit des Papstes einen Streich um den andern. Der bösartige Fluß, der ihn so lange äußerlich geplagt hatte, zog sich nach innen auf wichtigere Lebensorgane und drohte gegen das Ende des Jahres 1830 eine schleunige Auflösung.

Inzwischen hatte Pius einen einfachen geraden Weg eingeschlagen. Kaum war die französische Revolution eine vollendete Thatsache, und Louis Philipp saß fest auf seinem Throne, als er frei und offen dessen Regierung anerkannte und die Beglaubigungsschreiben seines Nuntius bestätigte. Der Erzbischof von Paris, Msgr. de Quélen, ein Mann, dessen Tugenden Alle bewundern müssen, äußerte Bedenklichkeiten gerade über diese Entscheidung und schickte einen Gesandten nach Rom, um die Frage wegen des neuen Eides der Treue und wegen der öffentlichen Gebete für das Staatsoberhaupt genau zu erörtern. Mehrere andere Bischöfe hegten gleichfalls ähnliche Gewissensskruppel und fragten die nämliche höchste Autorität um Rath. Am 29. September richtete der Papst ein überaus klares und freundliches Breve an den Erzbischof, in welchem er auf dessen Zweifel antwortete und ihn versicherte, daß er ohne Bedenken die beiden geforderten Unterpfänder der Treue geben könne.

Man braucht nicht zu bemerken, was für fürchterliche und unermeßliche Folgen für den ganzen Kontinent dieser Ausbruch des revolutionären Geistes hatte, welcher sich unter diesem Pontificat zum erstenmal zeigte; wie er nur die erste von vielen aufeinanderfolgenden Zuckungen in Frankreich war, allmählig größere und kleinere Staaten heimsuchte vom Kaiserthum bis zum Großherzogthum herab, und mehr Dynastienwechsel, mehr Verzichtleistungen von Souveränen, mehr Aenderungen von nationalen Verfassungen, mehr provisorische Regierungen, mehr Zeiten der Anarchie, mehr bürgerliche Kämpfe, mehr Belagerungszustände, mehr politische Morde, mehr Störungen der internationalen Gesetze und mehr Untergrabungen der sittlichen Grundlagen der Gesellschaft herbeiführte, die alle in ein einziges Vierteljahrhundert zusammengedrängt waren, als

in den Annalen irgend eines Jahrhunderts in der Weltgeschichte vorzukommen pflegen.

Dem gütigen Papste wurde es erspart, alles dies Elend zu sehen. Denn wie der Leser bereits weiß, schien der Beginn dieser revolutionären Bewegung sein kostbares Leben abzukürzen. Er wußte, daß sein Ende herannahte, und verlangte die heiligen Sakramente zu empfangen, die der Höchste und der Niedrigste in der Kirche gleichmäßig fordern und wünschen; und die uns, die wir alle gleich hilflos sind und der Tröstung bedürfen, mit einander verbinden. Sie gleichen der Nahrung des Leibes darin, daß der Fürst und der Bettler, beide daran Theil nehmen müssen, sind ihr aber darin ungleich, daß nur eine einzige Qualität und nur Ein Maß hier beiden ausgetheilt wird. Ein Papst ordinirt, wie ein gewöhnlicher Bischof, betet sein Brevier, wie ein gemeiner Priester, empfängt die heilige Wegzehrung unter Einer Gestalt, dieselbe, wie irgend ein Kranker im Hospitale, und unterzieht sich der demüthigen Pflicht der Beicht, die er in der Regel einem einfachen Priester ablegt, wie der alltägliche Sünder der Welt. Darin, was für übernatürlich gehalten wird und der Ordnung der Gnade angehört, steht er auf der gleichen Stufe mit seinen Kindern. Er kann mehr geben, als sie, muß aber das nämliche empfangen.

Aber ein Zug wird von dem sterbenden Pius erzählt, welcher rechtfertigen oder beleuchten wird, was über die Zartheit seines Gewissens, sowie über die Uneigennützigkeit seines Benehmens gesagt worden ist. Auf seinem Todbette schickte er nach seinem Schatzmeister Cristaldi und ersuchte ihn, kraft der seinem Amte verliehenen Vollmacht, einem alten und treuen Bedienten, der ihn seit Jahren gewartet hatte, eine kleine lebenslängliche Pension zu sichern. Er hatte selbst nichts bei Seite gelegt, womit er für ihn sorgen konnte, und zweifelte, ob er selbst ein Recht habe, den

Schatz mit diesem unbedeutenden persönlichen Geschenke zu belasten. Er drückte seinen Dank aus, als seinem Gesuche willfahrt wurde, und rüstete sich, zur Ruhe einzugehen.*) Am Morgen des 1. Dezembers gab Pius VIII. ruhig seinen Geist auf.

In den Erinnerungen an die vorhergehenden Päpste wird der Leser bemerkt haben, daß Ein Prinzip im Auge behalten wurde, von welchem er glauben könnte, daß es in dem Berichte über dieses dritte Pontificat aus dem Gesichte verloren worden sei. Es war der Wunsch, selbst auf die Gefahr hin persönlich zu sein, (was Erinnerungen nothwendig sein müssen,) an Beispielen zu zeigen, wie individuell der Einfluß des heiligen Stuhles auf alle ist, so unbedeutend sie auch sind, die mit ihm in nahe Berührung kommen. Der Schatten eines hohen und stattlichen Baumes, wenn er von giftiger Art ist, verderbt alles, was unter ihn gepflanzt wird, während ein anderer, was unter seinem Obdache hervorsproßt, aufwärts zu ziehen und ihm ein gerades, obwol vielleicht langsames Wachsthum zu verleihen scheint. Ebenso verhält es sich mit der gütigen und fürsorgenden Gönnerschaft und Anleitung, die vielen vom Papste zu Theil geworden sein wird, und daher ist die Erinnerung, unter diesem günstigen Einfluße auferzogen worden zu sein, gleichbedeutend mit dem Bewußtsein, ihn empfunden zu haben. Bereits ist ein Gespräch mit Pius über jene Studien erwähnt worden, welche die Lieblingsbeschäftigung des Verfassers bildeten, und es war darauf berechnet, ihn zur Beharrlichkeit darin zu ermuthigen. Eine andere Unterredung kann hier leichter angeführt werden, weil sie bereits seit vielen Jahren veröffentlicht wurde und daher ebenso gut das Eigenthum des Lesers, als des Verfassers ist. Das Folgende also ist ein Auszug aus der letzten von

---

*) Chevalier d'Artaud.

zwölf Vorlesungen, die im Jahre 1835 in Rom gehalten wurden und das Jahr darauf in London herauskamen:

„In meinem eigenen Falle wäre ich ungerecht, wenn ich diesen Anlaß überginge, um zu sagen, daß ich bei jeder Gelegenheit, aber hauptsächlich in Betreff dieser Vorlesungen,*) die herablassendste Ermuthigung von denjenigen empfing, deren Gutheißung jeder Katholik als seinen besten Lohn betrachten wird."

Dieser Anerkennung war die folgende erklärende Note angehängt:

„Mit Vergnügen theile ich die folgende Anekdote mit. Vor einigen Jahren ließ ich einer Thesis, die ein Mitglied des englischen Collegs (später der hochwürdigste Bischof Baggs) vertheidigte, eine lateinische Abhandlung vorangehen über die Nothwendigkeit, allgemeine und wissenschaftliche Kenntnisse mit theologischen Studien zu verbinden. Ich nahm einen schnellen Ueberblick über die verschiedenen Zweige der Gelehrsamkeit, die in diesen Vorlesungen besprochen sind. Der Aufsatz wurde bald in's Italienische übersetzt und in einem sizilischen Journal abgedruckt und erschien auch, wie ich glaube, zu Mailand. Was mir jedoch am meisten Freude machte und dazu dienen mag, um die in dem Texte angeführten Behauptungen zu bestätigen, ist der Umstand, daß ich, als ich zwei Tage nachher dem verstorbenen Pius VIII., einem in der kirchlichen und profanen Literatur wirklich wohl bewanderten Manne, meine Aufwartung machte, um ihm dem Brauche gemäß ein für ihn bereitetes Exemplar der Thesis zu überreichen, dieselbe bereits auf seinem Tische fand. In den gütigsten Ausdrücken erzählte er mir, daß er von meinem kleinen Aufsatze gehört und sogleich darnach geschickt habe, und er setzte auf das

*) Vorlesungen über den Zusammenhang zwischen Wissenschaft und geoffenbarter Religion.

oben angeführte und den alten Vätern entlehnte Bild anspielend hinzu: „Sie haben Aegypten seiner Beute beraubt und gezeigt, daß sie dem Volke Gottes gehört."

Dies war die sanfte und freundliche Bewässerung jenes kleinen Keims, die ihn, wenigstens mit dem thatkräftigen Ernste guter Absichten, zu etwas Vollständigerem heranwachsen ließ. Jene wenigen herablassende Worte gaben angefangenen Forschungen neuen Geschmack, theilten Allem, was bereits gesammelt war, einen Werth mit und ermuthigten zu sammeln, was noch zerstreut lag. Sie goßen lieblichen Glanz über eine Periode des Lebens aus, und gerade jener Augenblick dürfte nicht mit Unrecht als der Mittelpunkt desselben betrachtet werden. Wir alle blicken von unserm sich verlängernden, öden Pfade aus auf eine solche grüne und von der Sonne beleuchtete Oase zurück, von der wir ausgingen; was aber mehr war, die meinige war damals mit verwandten Seelen bevölkert und belebt. Dann, wenn die Erinnerung mich auf jene glücklichere Zeit zurückführt,

Occurrunt animae, quales neque candidiores
Terra tulit, neque queis me sit devinctior alter.

Während jener kurzen und längst verflossenen Lebenszeit erzeugten gleichartige Studien Verbindungen, von denen einige noch jetzt bestehen, zwischen dem Ueberlebenden und vielen, die wohl würdiger gewesen wären, am Leben geblieben zu sein. Um nicht von Italien zu sprechen und von vielen großen und guten Männern, die daselbst blühten, namentlich in Rom, ist es eine angenehme Erinnerung in mündlichem und zuweilen schriftlichem Verkehr gestanden zu sein mit solchen Gelehrten in Frankreich wie z. B. der Patriarch der orientalischen Literatur, Sylvester Sacy; der Rival Grotefends und Vorläufer Rawlinson's, Saint Martin; Abel Remusat, welcher die tartarische und mongolische Gelehrsamkeit gleichsam zuerst einführte (um Balbi, Oza-

nam, Halma, und viele andere nicht zu erwähnen) und in Deutschland ähnliche Beziehungen erhalten zu haben mit Möhler, Klee — beide uns zu früh entrissen, — Scholz, Schlegel, Windischmann dem ältern, und mit den edlen Seelen der beiden Görres, dem Philosophen von den herrlichsten Anlagen, und den Dichter, der die süßesten Empfindungen in Liedern aussprach.

Manche andere sind zwar noch am Leben, um die Erinnerungen an jene Zeit zu theilen, die wir, als ein gegenseitiges Band freundlichen Verkehres und unwandelbarer Sympathien zusammenhalten; aber wir alle müssen dann und wann einen sehnsüchtigen, schmachtenden Blick zurückwerfen und uns mit einem Seufzer abwenden, wenn wir unsere alte Oase, zwar noch grün und sonnig, aber hauptsächlich mit jenem hellen Scheine übergossen sehen, den der Glaube auf die Gräber der Frommen und der Weisen zurückwirft.

Gregor der Sechzehnte.

1. Kapitel.

Seine Konsekration.

„Sie müssen nun Ihre Probebogen selbst durchsehen. Ich fürchte, ich werde in's künftige nicht viel Zeit haben, sie zu korrigiren." Dies waren die ersten Worte, die ich aus dem Munde Gregors XVI. hörte. Ein freundlicher Ausruf der Wiedererkennung ging ihnen voraus, und ein herzlicher Segen folgte ihnen nach, als ich in dem engen Gange vor ihm kniete, der nach den päpstlichen Privatgemächern führte. Es war nur einige Tage nach seiner Thronbesteigung. Der neue Papst spielte auf einen Akt außerordentlicher Güte von seiner Seite an. Er hatte gewünscht, daß ich eine Abhandlung über einen Gegenstand, an dem er als Präfekt der Propaganda ein Interesse nahm, ausarbeiten und sie als ein kleines Werk italienisch herausgeben möchte. Dasselbe ging gerade durch die Presse jenes Instituts und er hatte es unternommen, die Probebogen zu korrigiren. Während der ganzen Dauer des Conclave bis zum Vorabende seiner Wahl hatte er mir diesen Beweis von herablassender Güte gegeben und so wahrscheinlich dem künftigen Leser eine große Anzahl von unglücklichen Ausdrücken in der Diktion oder von Ungenauigkeiten in den Thatsachen erspart. Jedenfalls bewies mir diese kurze Unterredung, daß Gregors Erhebung zum päpstlichen Stuhle jene Liebenswürdigkeit und Geradheit des Charakters nicht geändert hatte, die ich bereits so oft erfahren hatte. Das Conclave nach dem Tode Pius VIII. begann in der Mitte des Dezembers unter Beobachtung aller üblichen Formen. Einmal schien es wahrscheinlich mit der Wahl des Kardinal

Giustiani zu schließen, als der spanische Hof dazwischen trat und es verhinderte. Es ist schon auf dieses Privilegium angespielt worden, das mehr durch das Herkommen als durch einen förmlichen Akt der Anerkennung wenigstens drei großen katholischen Mächten verliehen ist. Sollten sich zwei Drittel der Stimmen auf eine Person vereinigen, so ist sie sogleich Papst, und keine Einsprache kann das hindern. Wenn daher die Stimmen sich einem zuzuneigen scheinen, der, gleichviel warum, einem jener Souveräne nicht genehm ist, so setzt sein Gesandter beim Conclave, der selbst ein Kardinal ist, durch ein Cirkular seine Kollegen von dieser Gesinnung des Hofes, den er repräsentirt, in Kenntniß. Dies reicht hin, daß sie in der Wahl eine andere Richtung einschlagen.

So war in dem Conclave, das demjenigen, von dem wir jetzt handeln, voranging, der Kardinal Severoli beinahe gewählt, als der Kardinal Albani im Namen Oesterreichs, wo Severoli früher Nuntius gewesen war, diese Wahl verhinderte durch eine Note, die man für nichts weniger als höflich ansah. Ebenso erhielt in diesem Conclave der Kardinal Giustiniani am 7. Januar einundzwanzig Stimmen; die zur Wahl hinreichende Zahl ist neunundzwanzig. Da gab der Kardinal Marco, der spanische Gesandte, zuerst dem Neffen Giustiniani's, Odescalchi, dann dem Dekan Pacca fein zu verstehen, daß Spanien jener Ernennung entgegen sei. Jedermann war erstaunt. Giustiniani war Nuntius in Spanien gewesen, und man glaubte, der Grund seiner Ausschließung liege in seiner Theilnahme an der Verordnung Leo's XII., welche Bischöfe für Südamerika ernannte. Wenn dem so war, so wurde der beabsichtigte Zweck merkwürdig gereitelt. Denn die Gewalt, welche die Krone eines Landes besitzt, erlöscht mit der Ausübung derselben. Der Stachel bleibt in der Wunde zurück. Kardinal Capellari hatte weit mehr als Giustiniani dazu beigetragen, jene bischöflichen

Ernennungen zu fördern, er vereinigte die erforderliche Stimmenzahl in seiner Person und wurde Papst.

Jedermann in jenem Conclave war Zeuge von dem bewunderungswürdigen Betragen jenes ausgezeichneten und edlen Kirchenfürsten bei dieser Gelegenheit. Ich habe den Kardinal Weld und seinen Sekretär im Conclave, den Bischof Riddell, schildern hören, wie betrübt und kummervoll er aussah, während die Aussicht auf die päpstliche Würde vor ihm schwebte, denn er besaß eine fast übertriebene Gewissenszartheit, und wie er sich wieder aufheiterte, und sich selbst wieder ähnlich sah, sobald diese Aussicht vorüber war. Kaum war die Note des spanischen Laiengesandten in seiner Gegenwart von dem Dekan verlesen worden, als sich Kardinal Giustiniani erhob und in der Mitte der Kapelle stehend eine Anrede an seine Kollegen hielt. Er war hoch gewachsen, sein dünnes Haar, von Alter gebleicht, sein Gesicht ausnehmend milde. Seine Mutter war eine englische Dame und seine Familie spricht nun von der Krone die Pairswürde von Newburgh in Schottland an. Mit einer festen Stimme und einem natürlichen Tone, nicht erregt durch seine peinliche Lage, sagte der Kardinal: „Wenn ich die Höfe nicht aus Erfahrung kennen würde, so hätte ich gewiß Ursache, über die Ausschließung erstaunt zu sein, die der hochwürdigste Dekan bekannt machte; denn anstatt mir den Vorwurf machen zu können, Sr. katholischen Majestät während meiner Nuntiatur Grund zur Klage gegeben zu haben, darf ich mir vielmehr Glück wünschen, Sr. Majestät in den schwierigen Umständen, in denen er sich befand, ausgezeichnete Dienste erwiesen zu haben." Er bezog sich sodann auf einige Beweise der Anerkennung dieser Treue von Seite der spanischen Krone und fuhr also fort: „Diese Zeichen der Güte, die mir Se. katholische Majestät gab, werden mir immer eine angenehme Erinnerung sein und ich werde stets gegen ihn die tiefste Hochachtung und die

lebendigste Theilnahme für alles hegen, was seine Wohlfahrt und die seiner erhabenen Familie betreffen kann. Ich sage noch weiter, daß unter allen Gnadenbeweisen, die mir Se. Majestät gab, ich für den größten und mir angenehmsten — wenigstens in seinen Folgen — den Umstand betrachte, daß er mir heute den Zutritt zu der höchsten Würde des Pontificats verschlossen hat. Da ich meine große Schwäche kenne, so konnte ich nicht voraussehen, daß ich jemals eine so schwere Bürde auf mich nehmen sollte, aber in diesen paar verflossenen Tagen war mein Geist mit dem bittersten Kummer erfüllt, da ich sah, daß man deßhalb an mich dachte. Heute fühle ich mich frei von meiner bangen Sorge, ich bin wieder ruhig, und habe nur die Freude zu wissen, daß einige meiner würdigsten Collegen die Güte hatten, einen Blick auf mich zu werfen, und mich mit ihren Stimmen beehrten, wofür ich ihnen meinen ewigen und aufrichtigsten Dank darzubringen bitte."

Diese Anrede rührte sichtbar die ganze Versammlung und manche Kardinäle besuchten Giustiniani in seiner Zelle, um ihm ihre Bewunderung über sein Betragen und seine Tugenden auszudrücken. *)

Gregor XVI. gab ihm jeden Beweis seiner Hochachtung und nach dem Tode des Kardinals Weld wurde er in Betracht seiner englischen Abstammung zum Kardinalprotektor des englischen Collegs ernannt. Dies gab mir manche Gelegenheit, mit ihm zu sprechen und seine ächten und wahrhaft guten Eigenschaften kennen zu lernen.

Es möchte scheinen, als ob die päpstliche Würde in neuern Zeiten zwischen den zwei geistlichen Abtheilungen der Kirche, zwischen der Weltgeistlichkeit und der Ordensgeistlichkeit abzuwechseln hätte. Pius VII. gehörte der letztern an, die beiden nächsten Päpste der erstern. In Kardinal

*) Moroni, Dizionario vol. XXXI. p. 221.

Capellari kehrte die Würde zu der Ordensgeistlichkeit zurück. Seine drei unmittelbaren Vorgänger hatten gewisse Vorbereitungsstufen durchgemacht, waren mit der bischöflichen Würde beehrt worden, ehe sie die päpstliche erreichten, waren Bischöfe oder öffentliche Charaktere gewesen in bewegten Zeiten; er hatte niemals das Kloster verlassen, bis er mit dem Purpur bekleidet wurde, obwol dies bei ihm nur eine symbolische Phrase war,*) und nachher füllte er nur ein und zwar ein kirchliches Amt aus. Von seinem frühern Leben mag daher eine kurze Skizze folgen.

Bartholomäus Albert Capellari wurde zu Belluno in der Lombardei am 18. September 1765 geboren. Seine Eltern gehörten zu dem Adel des Ortes. Im Jahre 1783 nahm er den Habit der Camaldulenser in dem Kloster St. Michele in Murano zu Venedig, und erhielt den Namen Maurus. Im Jahre 1795 wurde er in Geschäften nach Rom abgeordnet, und gab daselbst ein bedeutendes Werk von großem Werthe heraus, welches einen Beweis von seiner umfassenden und mannigfaltigen Gelehrsamkeit gab.**) Im Jahre 1805 wurde er zum Abte gewählt und bekleidete das Amt in dem Kloster von St. Gregor in Rom und in jenem zu Venedig, wo er ursprünglich Profeß abgelegt hatte. Das erstere jedoch wurde sein gewöhnlicher Aufenthaltsort.

---

*) Wenn ein Ordensmann Kardinal wird, so behält er die Farbe seines Habites bei. Die der Camaldulenser ist weiß; deßhalb änderte Gregor XVI. nie die Farbe seiner Gewänder, sondern trug die nämlichen, als Mönch, Kardinal und Papst.

**) Es führt den Titel: „Il trionfo della Santa Sede e della Chiesa contro gli assalti dei Novatori.“ (Der Triumph des heiligen Stuhles und der Kirche über die Angriffe der Neuerer.“) Es erlebte in Venedig drei Auflagen und wurde in mehrere Sprachen übersetzt.

Die Kirche und das Kloster von St. Gregor haben eine schöne Lage auf dem cälischen Hügel und nehmen die Stätte eines Ordenshauses ein, welches jener große Papst in seinem eigenen Hause gestiftet hatte. Es war ursprünglich dem heiligen Apostel Andreas geweiht, zu dessen Ehre noch eine Kapelle im Garten steht, die herrliche Freskogemälde zieren. Ueber die Schwelle dieses Hauses gingen der heilige Augustin und die übrigen Missionäre, welche der heilige Gregor nach England schickte. Von den Benediktinern ging es in die Hände der Camaldulenser über, die in der That ein Zweig jenes Ordens sind. Die Camaldulenser erhielten ihren Namen von einem der drei berühmten „Heiligthümer" Toskana's, die mitten in den Wildnissen der Apenninen liegen und sich durch die Schönheit ihrer Lage und der Aussicht, die sie darbieten, auszeichnen. Allein die Camaldulenser, von dem heiligen Romuald im dreizehnten Jahrhundert gestiftet, haben zwei Lebensweisen: eine klösterliche und eine einsiedlerische. Die letztere ist zum Theil beschrieben worden, als wir einen Bericht gaben von der Entführung einer Gemeinde auf Tuskulum durch die Banditen. Dem klösterlichen Zweige gehörte Dr. Mauro Capellari an. In dem herrlichen Kloster von St. Gregor dem Großen brachte er gegen zwanzig Jahre in ruhiger Dunkelheit zu, aber im Genuße einer reichen Bibliothek, die er bedeutend vermehrte.

Obschon dem Publikum kaum bekannt, war er doch einer der vielen in Rom lebenden Männer, die still und ungesehen das große Werk der Kirche betreiben, als deren Räthe, Theologen und Schiedsrichter in schwierigen Angelegenheiten. Auf diese Weise wurde P. Capellari dem heiligen Stuhle wohl bekannt, und man gab ihm vollkommene Gelegenheit, mit kirchlichen und sogar mit bürgerlichen Geschäften vertraut zu werden, und seine Fähigkeit, Klugheit und Geradheit in der Verhandlung derselben zu offen-

baren. Unter andern schweren Pflichten legte ihm Leo XII. die eines Visitators der vier kleinern Universitäten auf. Jene, die seine Verdienste kannten, erwarteten sicher, daß er bald in eine Stellung kommen werde, um sie nützlicher zu entfalten; da schien es, als ob ein befreundeter Rivale zwischen ihn und seine wohlverdienten Ehren getreten wäre.

Ein anderer Religiose aus demselben Orden und aus der nämlichen Provinz war viel später nach Rom gekommen, und um mehrere Jahre jünger als er, Dr. Placido Zuela, ein Mann von großer Gelehrsamkeit und gefälligen Manieren, und überdies mit hohen moralischen Eigenschaften geschmückt. Aber er hatte in den kirchlichen Angelegenheiten Roms keine hervorragende Rolle gespielt und die Last seiner schlimmen Tage nicht getragen. Seine Berühmtheit als Schriftsteller hatte er vielmehr in einem ganz anderen Gebiete erworben, nämlich durch seine geographischen Forschungen. Im Jahre 1818 hatte er zu Venedig ein interessantes Werk über Marco Polo und andere venetianische Reisende der Vorzeit herausgegeben, und eine sonderbare Weltkarte an's Licht gebracht oder wenigstens großentheils erläutert, die in der Bibliothek von St. Markus aufbewahrt wurde, und obwol viel älter als die Zeit des Columbus, schon einen Wink von einem westlichen Festlande zu geben schien. Er war der vertraute Freund des P. Capellari und ganz Rom staunte, als er im Mai 1823 von Pius VII. zum Kardinal ernannt wurde, nicht weil man seine Verdienste unterschätzte, sondern weil seine Erhebung die seines Ordensgenossen zu verhindern schien. Denn man hielt es für unmöglich, daß zwei Religiosen aus Einem sehr beschränkten Mönchsorden zum Purpur erhoben werden sollten. So dachte auch Zuela, und als er Kunde von seiner bevorstehenden Ernennung erhielt, soll er sich Pius zu Füßen geworfen und es abgelehnt haben, als eine Ungerechtigkeit gegen seinen Freund und gewiß als

einen Fehlgriff. Er wurde Vicar Rom's und war Protektor unsers Collegs bis an seinen Tod in Sicilien im Jahre 1834. Nicht die geringste Unterbrechung der Freundschaft fand zwischen den zwei Ordensbrüdern statt, selbst, nachdem der letzte der erste geworden, und Zuela Capellari's Vicar war.

In der That sah Leo XII. von allem Herkommen ab, befahl eine vollständige Ausrüstung für einen Kardinal auf seine eigenen Kosten bereit zu halten, und die Farbe und Form der Gewänder ließ keinen Zweifel, wer der unbekannte Ernannte sein sollte. Am 25. März 1825 erwählte ihn Leo zum Kardinal, behielt ihn aber in petto bis zum 13. März des folgenden Jahres, als er ihn mit einem solchen Lobspruche proklamirte, wie er selten im Consistorium gehört wurde. Er sprach von ihm als von einem Manne, sehr ausgezeichnet durch die Unbescholtenheit und Strenge der Sitten, durch tiefe Gelehrsamkeit, besonders in kirchlichen Gegenständen und durch langwierige Mühseligkeiten, die er für den apostolischen Stuhl erduldet.

Am Feste Mariä Reinigung, den 2. Februar 1831, wurde dem Conclave ein Ende gemacht durch seine Erwählung zum Papste unter dem Namen Gregor. Die Ceremonie seiner Krönung, die am 6. stattfand, wurde durch seine Konsekration zum Bischof am Hochaltar von St. Peter erhöht. Diese Funktion zeigte deutlich, daß sich in seiner Person zwei verschiedene Ordnungen der kirchlichen Gewalt vereinigten. Von dem Augenblicke seiner Annahme der päpstlichen Würde war er Oberhaupt der Kirche, konnte Dekrete erlassen, regieren, Bischöfe ernennen oder absetzen und jede Pflicht der päpstlichen Gerichtsbarkeit ausüben. Aber er konnte nicht Priester weihen, nicht Bischöfe consecriren, bis er selbst die Handauflegung von andern Bischöfen erhalten hatte, die im Range minder waren, als er und die unter und von ihm ihre Bischofssitze und Gerichtsbarkeit inne hatten.

Bei einer frühern Gelegenheit, als Clemens XIV. zum

Papst ernannt wurde, empfing dieser die bischöfliche Konsekration nicht zugleich mit seiner Krönung. Gregor verband die beiden Funktionen, aber einem noch ältern Vorgange folgend, wich er von den gewöhnlichen Formen ab.

In dem römischen Pontifikale ist der für die bischöfliche Konsekration vorgeschriebene Ritus mit der Messe verwoben, während welcher der neue Bischof einen sehr untergeordneten Platz einnimmt bis zum Ende, wo er auf den Thron gesetzt wird und seinen ersten bischöflichen Segen verkündigt. Hier ging der ganze Ritus der Messe voran, welche von dem neuen Papste in der gewöhnlichen Form gesungen wurde. Wie jeder andere Bischof las er vor dem Altare knieend und in Gegenwart seines Klerus das Glaubensbekenntniß ab, welches hier das Band war, wodurch das Haupt mit dem Leibe vereinigt, anstatt wie gewöhnlich das Gelenke zu sein, durch welches ein Glied mit dem Haupte verbunden wird.

Der Morgen war heiter und voll Freude; der Abend kam düster und mit schlimmen Vorbedeutungen. Es war auf dem freien Platze vor dem Vatikan, während wir den ersten päpstlichen Segen empfingen, als die Nachricht von einem Aufstande in den Provinzen zu uns drang. Es war eines jener unbestimmten Gerüchte, deren Ursprung und Weg Niemand nachweisen kann. Erst am 4. war Bologna aufgestanden. Man hatte eine Kanonade in der Richtung von Modena gehört, die man für das Signal einer verfrühten Revolution nahm. Jener Kanonendonner kam von dem Angriff des Großherzogs auf das Haus des Ciro Menotti, welcher von jenem Fürsten mit aller Güte eines Hausfreundes behandelt worden war, während gerade er der Mittelpunkt einer allgemeinen Verschwörung war. Seine Verrätherei wurde entdeckt und seine Absichten wurden durch die Wachsamkeit und Unerschrockenheit des Herzogs vereitelt, welcher ihn gefangen nahm und ihn dahin führte, wo man ihn besser festhalten konnte. Bald breitete sich der Aufstand

aus, nahm die Legationen ein, überfluthete seine ursprünglichen Gränzen und sandte seine Streitkräfte nach der Hauptstadt zu, wo eine Bewegung ohne erheblichen Erfolg versucht wurde.

Ich erinnere mich noch recht wohl an die Nacht vom 12. Januar. Es war Carnevalszeit, wie in den guten alten Tagen, wo man an spätere Beschränkungen noch nicht gedacht hatte und Jedermann sich dem Vergnügen der Stunde hingab, herzlich und harmlos. Am Nachmittage jenes Tages, als eben die Lustbarkeiten angehen sollten, stellte ein Edikt dieselben strenge ein. Truppen patrouillirten auf dem Corso und andern öffentlichen Plätzen, und die Bürger wurden gewarnt, zu Hause zu bleiben, da übelgesinnte Personen Böses im Schilde führten. Drei Tage vorher hatte sich ein Complott gebildet, das Fort St. Angelo zu überrumpeln und einzunehmen; aber es war durch die Wachsamkeit der Regierung fehl geschlagen. Am Abend des 12. drang der scharfe Knall von Schießgewehren an unser Ohr und verkündete uns wenigstens einen Versuch, eine gewaltsame Revolution zu erregen. Es wurde in der That von einem bewaffneten Haufen auf die Wache des Postamtes ein Angriff gemacht, in der Absicht, sich der Waffen und Munition derselben zu bemächtigen. Aber die Soldaten waren auf der Hut; sie erwiderten das Feuer, verwundeten mehrere und nahmen viele ihrer Angreifer gefangen, und damit war alles ruhig. Eine einzige Kugel drang durch das Thor des Palastes Piombino, und tödtete, wie ich glaube, drinnen den unschuldigen Portier.

Wir selbst aber, die nicht wußten, was geschehen oder was für eine Richtung die blinde Wuth eines erfolgreichen Aufstandes nehmen könnte, ergriffen, da wir ebenso wenig die Zahl und die Hülfsmittel der Angreifer kannten, jede Vorsichtsmaßregel gegen einen nächtlichen Ueberfall. Unsere Thüren waren fest, unsere Fenster gut vergittert, unsere Mauern uneinnehmbar. Nach einer sorgfältigen Besichti-

gung der Gebäulichkeiten wurde nur ein einziger schwacher Punkt entdeckt, der gegen die extemporirte Belagerungskunst von tumultuarisch Stürmenden nicht Stich halten konnte, und ich zweifle, ob Todtleben selbst ein wissenschaftlicheres oder wirksameres Mittel hätte angeben können, als wir anwandten, um uns durch schleunigst aufgeworfene Werke gegen einen nächtlichen Angriff sicher zu stellen. Es wurde auch fleißig Wache gehalten, bis der Morgen über unsere unerprobt gebliebenen Vertheidigungswerke und schlaftrunkenen Schildwachen heraufdämmerte.

Was immer die Gefühle der Provinzen gewesen sein mögen, Rom wenigstens gab keinen Beweis von Sympathie mit der Revolution, sondern zeigte vielmehr eine begeisterte Hingebung für seinen neuen Souverän. Als die Bürgergarde vermehrt wurde, damit die regulären Truppen nach dem Norden marschiren konnten, stellten sich die Leute schaarenweise ein, um sich einreihen zu lassen und unter denselben auch Personen der höchsten Klasse, die voll Eifer die Vertheidigung der geheiligten Person des Papstes auf sich selbst nehmen wollten. Fürst Altieri erhielt das Commando über dieses Corps. Die Loyalität der ärmeren Klassen wurde fast beunruhigend. Sie umgaben den päpstlichen Wagen in solchen Massen, daß man kaum durchkommen konnte, und drückten ihre Anhänglichkeit und Bereitwilligkeit zum Kampfe mit einem Geschrei und einer Wärme aus, daß der Versuch, sie zu entfernen, ein gefährliches Experiment gewesen wäre.

Der Papst entwickelte Ruhe, Starkmuth und Klugheit im höchsten Grade. Der Schlag war ohne Zweifel für ihn grausam und enttäuschend und diente besser als irgend eine symbolische Ceremonie dazu, um ihn an seinem Krönungstage daran zu erinnern, wie schnell irdische Herrlichkeit vorübergeht. Er war jedoch noch unabgemüdet, fest entschlossen, sich seinen hohen Pflichten mit Eifer und mit Kraftanstrengung zu widmen. Er hatte allen Grund zu hoffen, daß

er die friedliche Laufbahn seiner Vorgänger fortsetzen würde. Es wurde keine Armee, die den Namen verdient hätte, in den Staaten aufgeboten, — eine Last weniger, die auf das Volk drückte. Druck war nie ein Grundsatz gewesen, der im Plane der Regierung lag und militärische Occupation hatte man nicht als die Stütze einer geistlichen Dynastie angesehen. Ein Trost wenigstens lag in dem, was soeben vorgefallen war. Der Aufstand war ausgebrochen, ehe Gregor's Erwählung bekannt wurde, und konnte daher kein persönliches Motiv haben, keine Feindschaft gegen ihn selbst sein. Er erhob sich gegen die Regierung, nicht gegen den Regenten, gegen den Thron, nicht gegen dessen wirklichen Inhaber.

Auch konnte nicht gesagt werden, daß die Revolution eine letzte Maßregel war nach vorhergehenden Anstrengungen, — die Zuflucht von Menschen, die auf's äußerste getrieben waren, weil man ihnen alle Abhülfe verweigerte. Der Ausbruch war plötzlich, obwol ohne Zweifel vorbedacht und bezweckte den endlichen Umsturz der herrschenden Gewalt, und keine Abänderungen der Regierung. Er wollte keine Reformen, sondern suchte an die Stelle der bestehenden und anerkannten Regierung eine Republik zu setzen. Nun aber möge Jemand unparteiisch bei sich erwägen, was er in ähnlichen Umständen gethan hätte, und es wird für ihn schwierig sein, das von Gregor verfolgte Verfahren zu verdammen. Es handelte sich nicht um ein Zugeständniß, sondern einzig um ein Weichen. Seine Gouverneure und Vertreter waren vertrieben worden und eine Armee zog in Eilmärschen gegen seine Hauptstadt, nicht um Bedingungen zu machen, sondern um ihn zu vertreiben. Sie waren darauf vorbereitet, mit ihm nicht wie gedrückte Unterthanen, sondern wie die höchsten Gebieter zu unterhandeln. Sie waren jetzt das Volk, die Regierung, saßen in provisorischer Form in den Provinzialstädten zerstreut, unorganisirt. War es seine Pflicht, sogleich ihre Ansprüche anzuerkennen, und

wenn sie ihn nicht aus Rom vertreiben konnten, seine Staaten mit ihnen zu theilen, und auf die Aufforderung von höchstens einer Partei die reichen Provinzen zu überliefern, über die er so eben gesetzt worden war? Oder sollte er dieser Gewaltthätigkeit nachgeben, weil das Papstthum im Vertrauen auf eine väterliche Regierung kein unverhältnißmäßiges stehendes Heer im Frieden unterhalten hatte?

Wenn nicht, wenn jeder in ähnlichen Umständen gefühlt hätte, daß es seine erste Pflicht sei, den vollständigen Besitz seines rechtmäßigen Gebiets zu sichern und das Land vor dem Bürgerkrieg zu bewahren, dann gab es keine Wahl, als diejenige, die Gregor traf, nämlich eine verbündete Macht zu Hülfe zu rufen, besonders eine solche, auf die sich die wohlbekannte Lehre anwenden ließ:

„Nam tua res agitur, paries cum proximus ardet..“

Daß Hülfe vom Auslande namentlich, wenn sie länger dauert, ein Uebel ist, kann niemand bezweifeln und als solches beklagte es niemand mehr, als Gregor XVI. Allein es gab hier nur eine Wahl unter Uebeln, und gewiß war dieses ein geringeres, als die Anarchie mit all' ihrem Elende. Es ist in der That ein Irrthum, von einer Wahl zu sprechen, da es eine Nothwendigkeit war, die keinen Ausweg zuließ. Denn der Ausbruch selbst, abgesehen von allen abstracten Fragen, war ein schweres Unglück für das Land. Seine Beförderer eigneten sich natürlich die Kassen in den Provinzen an und schnitten der Hauptstadt, wo die öffentlichen Zahlungen gemacht werden sollten, allen Zufluß ab; die vermehrten Ausgaben, die dadurch nothwendig wurden und die Unregelmäßigkeit, die in der Einsammlung der Steuern erfolgte, brachten die öffentlichen Finanzen auf lange Zeit in Verwirrung. Eine Anleihe mußte zum erstenmale contrahirt und eine auswärtige Schuld geschaffen werden; öffentliches Eigenthum mußte man zum Schaden verkaufen, und nützliche Quellen des Nationaleinkommens für einen augen-

blicklichen Vortheil und mit wahrscheinlichem Verluste verpachten. Vieles Eigenthum, das kirchlichen Korporationen gehörte, wurde veräußert und der Ertrag desselben floß in die Fonds der Regierung. Aber inzwischen blieben Zahlungen aller Art, mochten sie die Dividenden, Besoldungen, Pensionen oder Anweisungen sein, im Rückstande, und ich kann mit schmerzlicher Erinnerung von der Verlegenheit sprechen, in welche Personen, die mit der Verwaltung von Gütern betraut waren, die in Staatshypotheken angelegt waren, sich bald verwickelt sahen, durch die Störung in Folge dieser innern Verwirrung. Es stand mehrere Jahre an, ehe der Strom der Finanzen wieder regelmäßig und ruhig dahinfloß.

Unterdessen war der Papst nicht bloß ruhig und zuversichtlich, sondern überaus thätig, und niemand, welcher die öffentlichen Acte des ersten Jahres seiner Regierung liest, würde sich einbilden, daß es ein Jahr innern Krieges, der Verwirrung und des Elendes war. Noch im Monate seiner Ernennung (am 28. Februar) präconisirte er, wie es genannt wird, 22 Erzbischöfe und Bischöfe; im folgenden September verkündigte er noch 17 weitere, und ernannte 12 Cardinäle, unter ihnen mehrere Männer von bedeutendem Verdienste. Im März befahl er die prächtigen Tunnel für den Anio zu Tivoli zu beginnen. Die Zölle auf Salz und Mehl setzte er herab und ermäßigte andere Einfuhrartikel. In verschiedenen Städten, auch in der Hauptstadt rief er Handelskammern in's Dasein, erließ vortreffliche Gesetze für die Gemeindeverwaltung und reorganisirte die Regierung verschiedener Provinzen, indem er zu deren Vortheile ihren Rang erhob, führte große Verbesserungen in dem Gesetzbuche des Criminal- und Civilprocesses ein und legte einen Amortisationsfond an zur allmäligen Tilgung der neu contrahirten Schuld.

Aber vielleicht der auffallendste Act in diesem Jahre des Druckes und der Empörung war die Veröffentlichung

einer apostolischen Constitution, die vom 31. August datirt war und mit den Worten begann: „Solicitudo Ecclesiarum.“ Es ist schon erwähnt worden, daß Kardinal Cappellari das Hauptwerkzeug gewesen war, um den jungen Republiken Südamerikas Bischöfe zu gewähren. In der That war er es, den Leo XII. im Jahre 1827 abgeordnet hatte, um mit dem Gesandten Labrador zu unterhandeln, den Ferdinand VII. ausdrücklich nach Rom geschickt hatte, um sich dieser Concession zu widersetzen. Labrador wurde von allen Partheien und namentlich von dem diplomatischen Corps in Rom als einer der gewiegtesten und tüchtigsten Staatsmänner Europas anerkannt; dennoch konnte er seine Aufgabe nicht ausführen.

Die Ansichten, welche der Kardinal Cappellari als Unterhändler geltend gemacht hatte, wurden von ihm als Papst vermöge seiner Autorität in der so eben erwähnten Bulle öffentlich ausgesprochen, daß nämlich der heilige Stuhl de facto bestehende Regierungen anerkenne, ohne dadurch in die Frage abstrakter Rechte einzugehen. Zu einer Zeit, in welcher Veränderungen in den Regierungen und Dynastien so rasch gemacht wurden, und wo mit der Schnelligkeit von Zauber- und Gaukler-Stückchen die Scepter von Hand zu Hand gingen, war es zugleich kühn und klug, einfache Grundsätze aufzustellen, nach denen man das Urtheil des heiligen Stuhles leicht erkennen konnte, während er bei wirklichen Kämpfen alle innern Streitigkeiten und Berufungen, die in Verlegenheit setzen konnten, von sich ferne hielt.

2. Kapitel.

Oeffentliche Werke Gregors XVI.

Die Erinnerungen dieses Buches begannen mit dem 19. Jahre eines Pontifikats; doch war es fast nothwendig, den Leser zu wichtigen Ereignissen zurückzuführen, die der

Zeit der persönlichen Erinnerung vorangingen. Sie erreichen ihr Ziel vier Jahre vor dem Schlusse dieser vierten Regierung, und in ähnlicher Weise muß ich mich auf Umstände beziehen dürfen, die meiner Trennung von dem Schauplatze des Jugend- und des Mannesalters folgten.

So kriegerisch die Haltung erscheinen mag, die Gregor im Beginne seiner Regierung annehmen mußte, so waren doch die Künste, welche ihr den Charakter aufdrückten, Künste des Friedens. Kaum irgend einem Pontifikat sind ihre Fußstapfen tiefer oder breiter eingedrückt als dem seinigen. Er begnügte sich nicht damit fortzusetzen oder auszudehnen, was seine Vorgänger begonnen hatten, sondern er war schöpferisch, d. h. er begann aus nichts und vollführte, was bis auf seine Zeit gänzlich fehlte. Auch beschränkte er sich nicht auf ein einziges Gebiet der Kunst, sondern seine Aufmerksamkeit war umfassend und zeugte von großartiger Gesinnung; er wurde nicht von Laune geleitet, sondern von einem Geschmacke, der zu unterscheiden wußte.

Wir wollen mit diesen höheren Proben des Genius beginnen. Die römischen Gallerien waren bis zu seiner Zeit reich an Meisterwerken der griechischen und römischen Kunst. Ja man muß sich nur wundern, wie so viel Schönes noch übrig ist, nachdem Rom die übrige Welt bereichert hat. Leider wurden in alten Zeiten viele der ausgegrabenen Skulpturen, als man den Boden zum erstenmal darnach umwühlte, in den Palästen oder Villen aufgestellt, die der Familie des je regierenden Papstes gehörten, und wurden dadurch deren eigenem Gebrauche zugeeignet. So empfing die Villa Medici jene unvergleichlichen Statuen und Gruppen, welche die Tribuna zu Florenz zu einem Tempel der höchsten Kunst machen, obwol sie nur mit heimlicher aus Rom entführter Beute geschmückt ist. So kann auch alles, was in dem Museum von Neapel den Namen „Farnesisch" trägt, wie z. B. Herkules und Dirce aus dem rie-

ſigen Palaſte jener Familie in Rom. Denken wir uns, dieſe zwei Sammlungen ſtrömten zu ihrer urſprünglichen Quelle zurück, was würde der Vatikan jetzt ſein? Fügen wir ſodann zu der Summe der römiſchen Kunſtreichthümer die unzähligen Werke der Skulptur, die an andern Plätzen geſammelt oder zerſtreut ſind, und ſogar in andern Theilen der Stadt, in den Villen und Paläſten Roms, im Louvre, zu München, in London, und man wird wohl ſagen können, daß die ewige Stadt nicht bloß für ſich ſelbſt Kunſtſchätze aufgehäuſt, ſondern daß ſie damit die ganze Welt bereichert hat.

Bei dieſer unerſchöpflichen Fundgrube von Schätzen hatte ſie nicht daran gedacht, über ihren eigenen Boden hinauszugehen, um ihre Vorräthe zu vermehren. Sie wacht in der That eiferſüchtiger darüber, und über jede neue Entdeckung, und läßt nicht ſo leicht wie früher den Fremden aus ihren eigenen Verluſten Gewinn ziehen. Die Folge davon war überaus wohlthätig. Da wir nicht länger nach Italien blicken konnten, um Meiſterwerke aufzuhäuſen, wandten wir uns nach den urſprünglichen Feldern, wo es ſeine goldenen Ernten ſammelte, nach Griechenland und Aſien, nach Lycien und Halikarnaß. Gregor XVI. war es, der die Gränzen der Kunſtſammlungen Roms zuerſt erweiterte und die Denkmäler früherer Schulen in nahe Verbindung brachte, ſolche nämlich, aus welchen, wie man immer angenommen hatte, die feineren und erhabeneren Produkte des griechiſchen Geſchmackes und Genius ihre erſten Eingebungen empfangen hatten.

Die Entdeckung aſſyriſcher Denkmäler hat dieſe Theorien in der That weſentlich abgeändert. Egypten kann nicht länger den Anſpruch machen, die Wiege der griechiſchen Kunſt zu ſein; nicht hat in den Binſengebüſchen des Nil der Urheber des einſtigen Geſetzbuches ihres Geſchmackes gelauſcht. Auch die etruskiſche Kunſt hat Wege und Weiſe

der griechischen Anmuth vorbereitet; sie ist ein vollendeter und verfeinerter Bruchtheil derselben, obwol sie in der fortschreitenden Entwicklung von starrer Alterthümlichkeit zur gürtellosen Ueppigkeit mit ihr gleichen Schritt gehalten.

Gregor bereicherte den Vatikan mit höchst werthvollen Sammlungen dieser zwei neuen Klassen von Denkmälern. Er begann zunächst bei der Heimath. Es ist bereits Erwähnung geschehen von den etruskischen Entdeckungen, die man einige Jahre früher in dem päpstlichen Gebiete anfing. Campanien hatte Europa lange mit jetzt noch sogenannten etruskischen Vasen versehen, vermuthlich denselben Handelsgegenständen, die in unsern Zolllisten unter der Bezeichnung „Magna-Grăcia-Geschirr" aufgeführt sind. Das Museum zu Neapel hatte eine reiche Sammlung davon und die meisten andern Länder besaßen einige Exemplare. Nördlich von Rom enthielten die meisten etruskischen Städte Localmuseen, in welchen sogenannte Curiositäten, die man in der Nachbarschaft aufgelesen hatte, niedergelegt waren. Chiusi, Volterra, Cortona und andere Nachfolgerinnen alter etruskischer Städte bewahrten die Ueberbleibsel und Zeugnisse ihres alten Geschmackes und Glanzes sorgfältig auf. Manchmal beschäftigte sich eine antiquarische Akademie oder Gesellschaft mit Nachforschungen und wissenschaftlichen Erörterungen an Ort und Stelle, und gab gelehrte und nützliche Verhandlungen darüber heraus. Dahin gehören die der Akademie von Cortona, welche viele Bände umfassen und voll interessanten Inhaltes sind.

Aber einige Jahre vor dem Regierungsantritte Gregor's war man auf eine reiche Ader von Ausgrabungen gestoßen, die außerhalb der Grenzen des neuern Toskana lag, aber noch im Gebiete des alten Etrurien. Schon die Namen Vulci, Tarquinii und Cera bringen classischen Ohren Plätze in Erinnerung, die zu jenem alten Städtebunde gehörten,

aber die Namen selbst waren wie die Städte, welchen sie angehörten, unter Bezeichnungen begraben gewesen, wie z. B. Arco della Baddia, Ponte d'Asso oder Canino. An dem letztgenannten Orte ließ der Prinz, welcher seinen Titel davon hat, Luzian Bonaparte, umfassende Nachsuchungen anstellen und brachte in Folge derselben eine unermeßliche Sammlung zusammen, die ihren Weg in das brittische Museum gefunden hat. Etruskische Ausgrabungen wurden zu einer wahren Wuth, und viele Abentheurer machten sich dadurch reichlich bezahlt. Nicht die Ruinen der Städte untersuchte man, sondern ihre Kirchhöfe. Der Brauch wilder Völker, der sich so oft bis in die hohe Civilisation hinein verlängerte, die Todten mit den Werkzeugen und Geräthschaften zu versehen, die sie auf Erden nöthig gehabt, um ihnen in einer idealen Welt zu dienen, — dieser Brauch, der es veranlaßte, das Streitroß des Kriegers oder die Gattin des Souveräns zu schlachten und seine Rüstung mit dem erstern zu verbrennen, oder den Glückspfennig in die Hand des Reichen oder des Armen zu legen, um dem griesgrämigen Fährmann die Ueberfahrt zu bezahlen, wurde von den alten Italern durchaus hochgeschätzt und beobachtet. Das Grab einer angesehenen Person nahm den Raum eines kleinen Häuschens ein; seine Mauern waren mit Freskobildern von Banketten, Spielen, Pferden und Menschen in großen Dimensionen bemalt, und innerhalb befanden sich köstliche Möbel aus unvergänglichem Erze, Sitze, Betten, Lampen und andere Hausgeräthschaften aus demselben Metall oder von dem mehr zerbrechlichen, aber mit reichern Arbeiten verzierten Thon. Auch waren nicht Vasen allein ihr kostbarster Inhalt, sondern goldene und mit Juwelen besetzte Zierathen, die hier in verschwenderischer Fülle eingesargt sind, bezeugen den Reichthum, den Luxus und den Geschmack der alten Völker, sowie ihre Verehrung für die Todten. Brustharnische, aus dem reinsten Golde fein

gearbeitet, Halsbänder, Ohrenringe, Kapseln für den Hals von Kindern, Ketten von köstlichen Mustern, alles fein gearbeitet und mit Perlen und Edelstein reich besetzt, fand man sogar im Ueberflusse, und sie können noch jetzt als Muster für die Goldschmiedekunst gelten.*)

Eine Ueberschwemmung des Marktes wurde die fast unvermeidliche Folge dieser überreichlichen Entdeckungen. Die römische Regierung, die an Ort und Stelle war, hatte den Vortheil der Wahl, und Gregor XVI. kaufte mit unbegrenzter Freigebigkeit alles, was aufgetrieben werden konnte, um sogleich eine vollständige Sammlung zu bilden. Es befand sich bereits an der vaticanischen Bibliothek eine sehr kostbare Auswahl von Vasen; ein berühmter ächter Streitwagen war im Museum, andere schöne Statuen aus Erz, eine mit einer Inschrift auf dem Arm, waren da und dort zerstreut. Diese wurden in einer Reihe von geräumigen Hallen zusammengebracht, die früher die Gemächer des Kardinalbibliothekars bildeten, aber seit vielen Jahren nicht bewohnt gewesen waren. Es ist Sache der „Handbücher" und der „Führer", eine Beschreibung von dieser glänzenden Sammlung und ihrer bewunderungswürdigen Aufstellung zu geben, und es genügt, wenn wir sagen, daß, wie es scheint, nichts übersehen worden. Es befindet sich hier ein Modell von einem Grabe mit seiner innern Einrichtung, wie es gefunden wurde, und es sind dort auch Copien von den Freskobildern abgezeichnet, von denen viele in Staub fielen, sobald sie an die Luft kamen. Das Wunder

*) Das Morgenland ist voll Mährchen von ungeheuren Schätzen, die noch in den Gräbern von Königen verborgen liegen, aber von Greifen oder Geistern bewacht sind. Der Bericht über Davids Grab zur Zeit des Herodes ist fast geschichtlich geworden; s. Fl. Josephus, B. I. S. 412 u. 802. der Ausgabe von Havercamp. Aus der zweiten Stelle erfahren wir, daß Herodes nicht Geld fand, wie Hyrcanus, sondern „viele goldene Zierathen und Kostbarkeiten" (*κόσμον χρυσοῦ καὶ κειμηλίων πολύν*).

ist, wie sie seit so vielen Jahrhunderten außer Berührung mit derselben geblieben sind. Daß die Familien nicht glaubten, sie hätten den Todten ihre Schätze eher geliehen als geschenkt, und sie nach einer anständigen Trauerzeit nicht wieder in Besitz nahmen; daß ferner Dienstboten sie nicht entwendeten, oder daß keine Gesellschaft von Juwelenräubern, wenn auch nicht von Leichendieben, existirte, um nächtlicher Weile in die Gräber einzubrechen; daß in den Fehden zwischen einzelnen Stämmen, wo die Städte der Plünderung und Zerstörung Preis gegeben, den Ohren der Frauen Ringe und den Leichen erschlagener Krieger gestickte Wehrgehänge entrissen wurden, die Asche der Todten dem Golde und den Perlen einen wirksameren Schutz verliehen haben sollte, als Pferde und Wagen, und daß endlich in den Jahrhunderten der römischen Herrschaft, wo die Ueberlieferungen über die älteren Grabgebräuche noch wohlbekannt waren, oder im Mittelalter, wo keine Fabel von Wache haltenden Drachen liederliches Gesindel von der Plünderung der heidnischen Gräber abschreckte, diese jedem Auge sichtbaren Erdhügel ihre Schätze besiegelt und treu behielten, bis ein besserer Beweggrund und ein verständigerer Geist sie einer mehr gesicherten Obhut und der bewundernden Beschauung freundlich überantwortete — das darf man wahrlich als eine jener untergeordneten Fügungen der Vorsehung ansehen, welche die Werke der Menschenhand, die so seit Jahrhunderten begraben liegen, fähig machen, in der socialen Welt Früchte zu bringen, wie das in den ägyptischen Gräbern gefundene Saatkorn, welches noch nach Jahrtausenden keimte und Aerndten brachte.

Es war am Jahrestag seiner Wahl, am 22. Februar 1837, als Gregor sein etruskisches Museum eröffnete; zwei Jahrestage später erschloß er die andere Sammlung, das ägyptische Museum, welches den Stock unmittelbar unter dem ersten einnimmt.

In einer Hinsicht kann man von Rom sagen, daß es allen übrigen Ländern in der Sammlung ägyptischer Denkmäler zuvorgekommen sei und dieselben Europa bekannt gemacht habe, noch ehe die Sammlungen von Drovetti oder Belzoni es bereicherten, und eine solche Gattung derselben zur Schau stellte, worin keine andere Stadt ihr gleichzukommen hoffen kann. Seit Jahrhunderten waren die Obelisken Roms, auf dem Boden liegend oder stehend, beinahe die einzigen Muster ägyptischer Kunst gewesen, welche die Gelehrten und Künstler kannten. Jetzt sind ihrer sieben oder acht an der Zahl, indem Pius VI. einen auf dem Quirinal aufrichten ließ und seine Nachfolger zu meiner Zeit einen andern auf dem Monte Pincio. Aber die großen vor dem Vatican und dem Lateran, der erstere ganz glatt und einfach und der andere mit historischen Bildwerken reich verziert, waren lange für jeden Reisenden ein Gegenstand der Bewunderung gewesen. Ihre riesenmäßigen Verhältnisse und geschmackvollen Formen, ihr nicht leicht zu behandelndes Material und die vollendete Arbeit, sowol was die Politur als was die Bildnereien betrifft, sodann ihre seit so vielen Jahrtausenden erhaltene Unversehrtheit als Monolithen, und die Berechnung der mechanischen Kraft und Geschicklichkeit, die erforderlich gewesen, um sie aus ihrem Granitlager herauszuziehen, sie fortzuschaffen und auf verhältnißmäßigen Fußgestellen aufzurichten, — ein Aufbeugen des Pelion auf den Ossa —, all' dies hatte vielleicht praktischer als sonst etwas dem Abendlande einen Begriff von der frühreifen Civilisation und von den gewaltigen Werken gegeben, welche die Ufer des Nil schon so frühe auszeichneten, aber ausgenommen die Ueberführung eines einzigen Obelisken zweiter Klasse nach Paris unter Louis Philipp, wurde kein Versuch gemacht, in dieses Monopol der ewigen Stadt einzugreifen.

Abgesehen von dieser eigenthümlichen Klasse von Denkmälern, die in keine Sammlung gebracht werden können,

waren noch andere ägyptische Werke der Sculptur aus der Urzeit da und dort in Rom zerstreut, über deren vollen Werth man nicht eher in's Reine kam, bis von Young und Champollion das ägyptische Alphabet entdeckt wurde. Dahin gehörten z. B. zwei von vier Basaltlöwen, die zu den Füßen Mosis liegend ganz geregelte Wasserstrahlen aus ihren einwärts gezogenen Lippen in den Brunnen ergossen, der den Namen jenes Patriarchen trägt. Sie waren mit Hieroglyphen bedeckt, die von dem gelehrten Pater Ungarelli gelesen wurden und bewiesen, daß sie einer sehr frühen Dynastie angehören und vielleicht mit dem jüdischen Gesetzgeber selbst gleichen Alters sind.

Diese und einige andere solche Ueberreste wurden durch minder edle Stellvertreter ihrer knechtischen Verrichtungen ersetzt, und es wurde ihnen in den Hallen des Vaticans unter andern königlichen Denkmälern ein Platz eingeräumt. Aber es gab noch eine dritte Klasse von ägyptischen oder vielmehr pseudo-äpyptischen Werken, die gleichfalls Rom ausschließlich gehörten. Der Kaiser Hadrian sammelte auf seiner Villa zu Tivoli Nachahmungen berühmter Gebäude in allen Theilen der Welt. Unter den übrigen befand sich „ein Canopus" mit ägyptischen Arbeiten oder vielmehr griechisch-römischen Sculpturen geschmückt, die auf ägyptische Formen zurückgeführt waren. Die Museen strotzten von solchen Monumenten, die man den Ruinen der Villa entrissen hatte, und auch diesen wurde ihre angemaßte Stellung genommen, und man vereinigte sie mit ihren mehr legitimen Brüdern. So bringen sie einen Contrast hervor zwischen den weißen Marmorgebilden des Abendlandes und den düstern Granit- oder Basaltprodukten der morgenländischen Kunst. Diese Vereinigung verleiht der römisch-ägyptischen Gallerie eine lokale Eigenthümlichkeit.

Pius VII. hatte eine kleine aber werthvolle Sammlung erkauft, die Signor Guidi aus Ägypten gebracht, und sie

in einem Halbkreise des Vatikan hatte aufstellen lassen, der das Ende des großen Belvedere-Hofes kreuzt und dessen zwei Flanken verbindet. Man konnte sie nur als vorübergehend hier aufgestellt ansehen und sie wanderte nach den neuen Quartieren, die für die Isis und Anubis, für die Hundsköpfe und Scarabäen bereitet worden. So war der Grundstock dieser neuen Vermehrung der großen Gruppe von Kunstwundern im Vatikan beschaffen; man braucht nicht hinzuzufügen, daß jede Gelegenheit ergriffen wurde, das so glücklich begonnene Werk zu vermehren und zu vervollkommnen. Auch kann es nicht nöthig sein zu bemerken, daß die Dekoration dieser wie einer jeden andern Abtheilung der Kunstsammlung mit dem besondern Zwecke, dem sie gewidmet ist, streng übereinstimmt; daß sie hier rein ägyptisch, wie anderswo etruskisch oder griechisch ist. Die Gemäldegallerie im Vatikan kann man kaum mit diesem Namen bezeichnen, bei welchem man an Mauern denkt, die mit Gemälden von der Decke an bis zur Verkleidung bedeckt sind und sich entweder in großen Längen hinziehen, wie in Paris oder Florenz, oder runde Hallen bilden, wie in London oder Dresden. Bei allen andern Sammlungen verleiht die Quantität bis auf einen gewissen Grad einen Werth, und eine hinreichende Anzahl von Exemplaren einer jeden berühmten Schule wird im Auge behalten. Das sind lauter Gallerien für Studien. Im Vatikan aber ist dies nicht der Fall. Einige Gemälde, hauptsächlich große, hängen, ohne einander zu drängen oder unschön zu contrastiren, an großen Wänden, in hohen geräumigen Gemächern. Drei oder vier dürfen in einem Zimmer sein, das sonst für fünfzig oder hundert eng an einander passende Rahmen hinreichen würde. Es war nicht leicht, sie gut anzubringen und ich kann mich daher wenigstens an vier Stellen in dem ungeheuern Vatikane erinnern, wo sie unbequem angebracht worden sind. Gregor wies ihnen im J. 1836 ihren gegen-

wärtigen Platz an, an welchem man sie wahrscheinlich Generationen lang besuchen wird. Einer der ersten Plätze, den sie einnahmen, war das Appartamento Borgio, eine Reihe von zehn herrlichen Hallen am Palastende des Belvederehofes, deren Decke von einigen vorraphaelischen Künstlern wunderschön gemalt ist. Gregor XVI. fügte der bereits so umfangreichen Bibliothek diese prächtige Zimmerreihe hinzu, und füllte sie mit noch weitern Büchern aus. Eine andere Abtheilung jenes literarischen Schatzes hatte er besonders lieb, nämlich sein christliches Museum. Dieses bereicherte er glänzend auf seine Kosten; unter anderm schenkte er ihm eine überaus seltene und werthvolle Sammlung von byzantinischen Gemälden aus der ersten Zeit, die schön erhalten sind. Er kaufte gleichfalls für sich selbst und hinterließ in dem Palaste die ganze Gemäldesammlung von Peters, einem ausgezeichneten deutschen Thiermaler *), einem Manne von ächtem Schrot und Korn und dem schlichtesten Charakter, der in hohem Alter in Rom starb.

Es wäre unrecht, die besondern Gemälde, die an den Wänden hängen, ausschließlich als die vatikanische Gallerie zu betrachten. Man muß unter diesem Titel die Sixtinische Kapelle als das größte Prachtwerk der Meisterhand Michael Angelos betrachten; die „Stanze" und „Loggie" als die Werke, in welchen sich Raphael's anmuthigere Gaben am edelsten entfalten; die St. Laurenzkapelle als einen makellosen Edelstein von des seligen Angelico's Arbeit, die gerade in die Mitte von Raphael's goldenem Bande eingesetzt ist, nicht zu sprechen von zwanzig andern großen Künstlern, die vorher

*) Der Verfasser besitzt das einzige Bild eines menschlichen Wesens, das er jemals gemalt hat, außer Adam und Eva, die in kleinen Figuren auf einem großen Gemälde des Paradieses dargestellt sind, bei dem den Thieren augenscheinlich die größte Aufmerksamkeit gewidmet ist.

und seitdem herrliche Werke an den Gewölben und Wänden jenes großartigsten der Paläste hinterlassen haben. So wenig Bewußtsein hatten die größten Künstler von ihren unnachahmbaren Fähigkeiten, daß sie nicht daran dachten, ihre Werke vor den unvermeidlichsten Ursachen der Zerstörung zu schützen; sie malten in der offenen Säulenhalle, wo Regen und Sonne abwechselnd spielen konnten, wie wenn sie es für ausgemacht hielten, daß alles, was sie thaten, natürlich zu Grunde gehen müsse, um von andern Männern, ebenso begabt wie sie selbst, wieder ersetzt zu werden. Es ist immer so gewesen. Welcher griechische Bildhauer erwartete, daß man seine Marmorgebilde, die jeder Knabe mit Kieselsteinen verderben konnte, und die, solange den Elementen ausgesetzt, verunstaltet werden mußten, in die schützende Obhut eines Tempels aufnehmen und nicht vielmehr auf dem Dach desselben aufrichten würde? So fand man, als es zu spät war, daß die Freskobilder Raphaels und die Arabesken und Stuckarbeiten seiner Schüler beinahe verloren gingen, und nur durch frühzeitige Copien und Kupferstiche erhalten wurden. Gregor aber setzte das vorher und seitdem betriebene Werk der Erhaltung fort, welches darin bestand, die ganze Reihe der Loggien in Glas einzufassen, nachdem er die Fresken des obern Ganges durch den Professor Agricola bewunderungswürdig hatte herstellen lassen.

Es war natürlich zu erwarten, daß der Vatikan, so umfassend er sein mochte, für den unaufhörlichen Zufluß neuer Museen sowie einzelner Gegenstände von Kunstwerth nicht hinreichen konnte. Er war zum Ueberfließen voll, und Gregor hatte sogar seine Gärten durch die Massen von Bildsäulen, Statuen, Vasen und Altären, mit denen er sie bereichert hatte, kostbar gemacht; denn man kann von ihm sagen, daß er sie gänzlich erneuerte oder sogar frisch anlegte. Man fand es nöthig, irgend ein anderes großes Gebäude für den

Zweck zu bestimmen, Kunstwerke, welche der Vatikan oder das Capitol entweder nicht fassen oder nicht anständig beherbergen konnten, aufzunehmen; denn neue Entdeckungen oder Erwerbungen von Bildsäulen oder andern Werken waren gemacht worden, die ausgezeichnete Plätze verdienten und sich unter geringern Produkten nicht leicht aufstellen ließen. Dahin gehörten z. B. der schöne Antinous, der aus dem Palaste Braschi erkauft und nach dem Rechte des der Regierung vorbehaltenen Vorkaufes dem russischen Besitze entrissen wurde; dahin ferner der erhabene Sophokles, der Nebenbuhler oder Gleiche des Aristides in Neapel, der entdeckt und im Jahre 1839 von der Familie des gegenwärtigen Kardinals Antonelli dem Papste geschenkt wurde. Was aber vor allem einen großen und geschickten Platz verlangte, war ein sehr umfangreiches Mosaikpflaster, das die Helden des Cestus, ausgezeichnete Boxer und Ringer ihrer Zeit und Eingeborne der toskanischen Städte vorstellte, die, wie man wohl annehmen darf, stolz waren auf die Muskeln und Sehnen ihrer Abkömmlinge. Diese Helden des Ringkampfes sind so plötzlich wieder berühmt geworden und werden wahrscheinlich eine zweite länger dauernde Unsterblichkeit erlangen, als die erste, wenn man so sagen darf. Ihre Verhältnisse sind colossal und da sie in abgegränzten Feldern in voller Mannesgröße dastehen, so erforderte es keinen beschränkten Raum, um sie in ihrer ursprünglichen Stellung niederzulegen.

Der lateranische Palast, ein herrliches Gebäude, war lange unbewohnt gestanden, eine Zeitlang ausgenommen, wo er ein Asyl für Arme gewesen. Der Schatzmeister, Monsignore Tosti hatte ihn durchaus ausbessern und in seiner ursprünglichen Schönheit wieder herstellen lassen; dennoch war er ungenügend und nicht gut gelegen für eine päpstliche Residenz. Die Aedes Lateranae — unter Nero für die Krone eingezogen, von Dichtern und Geschichtsschreibern als überaus

kostbar gefeiert, von Maxentius als Aussteuer seiner Tochter dem Constantin übergeben und von Constantin nebst der daranstoßenden Basilika zum bischöflichen Palaste und zur Cathedrale des christlichen Roms bestimmt, waren bewunderungswürdig für den Zweck eines neuen, nicht bloß ergänzenden Museums geeignet. Der erste Beweis von Zweckmäßigkeit war, daß die gewaltige Palästra-Mosaik eine ihrer Hallen gleich einem bunten Teppich bedeckt, wie wenn sie zu diesem Zwecke bei einem nicht antiken Musivarbeiter bestellt worden wäre. Ebenso fanden sich daselbst besondere Schreine für Meisterstücke, und Gallerien oder Zimmer für geringere Werke, deren eines eine Copie in Mosaik von einem berühmten Fußbodengemälde ist, welches Plinius als zu Pergamus befindlich beschreibt und welches ein „unaufgewaschenes Pflaster" nach dem Abendessen darstellt. Gregor XVI. war der Stifter dieses neuen Museums, das unter dem gegenwärtigen Papste nicht bloß eine größere Erweiterung, sondern in manchen Hinsichten eine eigene Bestimmung erhalten hat, als Aufbewahrungsort für christliche Bildwerke.

3. Kapitel.

Ereignisse unter dem Pontificate Gregors.

Jeder Staat oder jede Regierung stellt zwei verschiedene Seiten und Zustände dar, einen innern und einen äußern. Darin gleicht der Staat jedem andern Vereine, jeder Familie, jedem Einzelwesen. Wir wissen wenig oder nichts davon, was in dem Kreise von Personen, die uns zunächst wohnen, vorgeht, von den Kämpfen, Händeln, Entbehrungen, Krankheiten oder Leiden, oder von den häuslichen Freuden, Neigungen und Vergnügungen innerhalb eines Hauses, wenn es nicht unser eigenes ist. Auch in allen Einzelwesen, die einen häuslichen Kreis bilden, ist

ein verborgenes Leben, das für die übrigen Glieder desselben undurchdringlich ist. Niemand kann die Gedanken anderer, mit denen er seit Jahren in Berührung gelebt hat, lesen, ihre Beweggründe enthüllen, ihren Geist erforschen, ihre Wünsche entdecken oder ihre Absichten ausfindig machen. Daher müssen wir uns begnügen, mit ihnen gemäß der Gestalt zu handeln, in der sie sich zeigen, und nach dem Maße, als wir Einer des Andern Mitwirken brauchen.

Ist es nicht so mit Königreichen oder Fürstenthümern? Was wissen wir von der innern Politik, dem jährlichen Wachsthum, den täglichen Handlungen von Regenten und Völkern, zumal in Staaten, die keinen hervorragenden Einfluß erlangt haben? Für die Zeitungsleser sind täglich ganze Bände von Nachrichten bereit, die daheim Aufsehen machen und gierig verschlungen werden; wie viel davon wird über die Länge des Taues, welches das Dover-Paketboot festhält, hinaus, ein Interesse haben? Wer wird sich in Frankreich oder Deutschland darum kümmern, was für erlauchte Gäste die Königin gestern an ihrer Tafel köstlich bewirthete, oder wer bei dem letzten Reformmeeting zu Bradfort oder Wolverhampton gesprochen hat? Schon ihre Namen trotzen jenseits des Canals der Lesung oder Aussprache. Auf gleiche Weise fragen wir wenig darnach, was z. B. in Hessen-Homburg oder Reuß vorgeht; oder wer kümmerte sich über „die Fürstenthümer“ oder ihre innern Angelegenheiten, solange ihr äußeres Leben mit denen anderer Regierungen nicht in genaue Berührung kam? Natürlich ist es für solche, die in ihre eigenen Interessen versunken und mit ihren eigenen Angelegenheiten vollkommen beschäftigt sind, unmöglich, in die wahren Gefühle anderer einzudringen, oder sich mit den Umständen genau bekannt zu machen, die eine andere Nation, welche vielleicht sogar verschiedenen Stammes ist, betreffen.

Wie jedes andere Land hat Rom seine doppelte Daseins-Weise. Ueber seine äußere Wirksamkeit, über den Antheil, den es offen an der europäischen Politik nimmt, über seine Verträge, seinen Tarif, seinen Handel kann natürlich jeder urtheilen und hat jeder wahrscheinlich Anhaltspunkte, nach welchen er wenigstens ein Urtheil versuchen kann. Aber es ist mehr als unwahrscheinlich, daß die wahre Lage des Landes, der Charakter seiner Gesetze, die Gesinnungen der Masse des Volkes besser bekannt sein werden, als die anderer Staaten hinaus über den innern Bereich, welchen sie bedingen. Niemand kann einen Augenblick glauben, daß die gelegentlich und augenscheinlich zu parteiische Mittheilung an eine Zeitung den Stoff ausmache, nach welchem man ein genaues Urtheil bilden kann, während man sich keine Mühe nimmt, den statistischen, finanziellen, sittlichen oder socialen Zustand des Landes, die Verwaltung des Staats oder die allmählig eingeführten innern Veränderungen kennen zu lernen. Während sich aber eine solche Gleichgültigkeit in Betreff des innern Zustandes anderer Reiche offenbart, erlaubt man sich in Betreff Roms keine solche Zurückhaltung und man scheint sich einzubilden, daß es in jedermanns Macht stehe, daselbst Uebel zu entdecken und ihre Heilung vorzuschreiben. Freilich hat dieses Interesse einen ganz andern Grund, als Philanthropie; auch braucht dieser nicht näher bezeichnet zu werden.

Nehmen wir Rom dafür, was es ist, ein von ganz Europa anerkannter Staat, der aus hohen und wichtigen Gründen von einem geistlichen Regenten geleitet wird, und nehmen wir sodann ferner an, daß man von diesem ebenso wenig, als von irgend einem andern Haupte erwarten kann, daß er gegen sich selbst oder seine Autorität selbstmörderische Acte begehe oder daß er den Wünschen oder Versuchen derjenigen nachgebe, die auf den Umsturz von beiden sinnen und ihn wünschen, so dürfen wir ihn gewiß als einen guten

Fürsten ansehen, der sich mit ganzer Seele und mit allen Kräften dem Glücke seiner Unterthanen widmet und in jedem Zweige des Staats und in allen Theilen seines Gebiets Verbesserungen zu bewirken sucht.

Nun aber hat gewiß kein Monarch jemals mit Leib und Seele gewissenhafter zum Besten der ihm Anvertrauten und für die Erfüllung seiner öffentlichen Pflichten gearbeitet, als der tugendhafte Gregor XVI.

Es ist erwähnt worden, daß er schon in dem Jahre seiner Thronbesteigung neue Gesetze über das Gerichtsverfahren veröffentlichte. Das Jahr darauf erließ er ein anderes Dekret über Verbrechen und ihre Strafen. Im Jahre 1833 organisirte er das Staatsekretariat von neuem, indem er es in zwei Departemente theilte, für die innern und auswärtigen Angelegenheiten; ferner gab er dem Departemente der öffentlichen Werke ein neues System.

Im Jahre 1834 wurde in Rom zum erstenmal eine Nationalbank errichtet und ein vollständiger Codex von Gesetzen und Verordnungen für die ganze öffentliche Verwaltung verkündigt. Im folgenden Jahre wurden neue Münzen ausgegeben, die vollkommener als früher auf das Dezimalsystem zurückgeführt waren; denn es standen z. B. die Goldmünzen früher mit demselben in keinem Verhältnisse. Das ganze römische Forum wurde gründlich restaurirt und das Kloster St. Gregor, ein ansehnliches öffentliches Gebäude nebst dem Platze und den Straßen in der Nähe wurde auf die eigenen Kosten des Papstes neu hergestellt und verschönert. Sehr bedeutende öffentliche Werke wurden auch an der Mündung der Tiber aufgeführt, so wie in dem Hafen und in der Stadt Civita Vecchia. Der Anio wurde auch in diesem Jahre durch seine zwei neuen Tunnel gelassen und endlich ein Kirchhof, den man außerhalb der Mauer bei der Basilika von St. Laurentius angefangen hatte, vollendet und eröffnet. Die Beerdigung darin wurde streng geboten

und das Begräbniß innerhalb der Mauern untersagt. Im Jahre 1836 wurden zuerst Nachtschulen eingeführt.

Das Jahr 1837 war ein düsteres in den Annalen der Regierung Gregors. Die Cholera hatte mehrere Theile der Staaten heimgesucht und besonders stark in Ankona gewüthet. Der Papst unterstützte sowol aus seinem eigenen Vermögen, als aus Staatsmitteln jeden angegriffenen Platz, unterließ aber zu gleicher Zeit keine Vorsichtsmaßregeln in seiner Hauptstadt. Es wäre überflüßig zu bemerken, daß jeder religiöse Akt der Sühnung pflichtgemäß vollzogen wurde. Es wurden Predigten in vielen Kirchen gehalten, um das Volk zur Buße zu ermahnen, damit so der göttliche Zorn besänftigt und die Geißel abgewendet werden möchte. Es fand ferner eine feierliche Procession statt, in welcher der heilige Vater mitging. Einige setzten aber einen Zweifel darein, ob es klug sei, auf diese Art große Volksmassen zu versammeln, und der Erfolg schien zum Theil ihnen recht zu geben. Es bildete sich eine Sanitätskommission, zu welcher der Papst reichlich beisteuerte. Außerordentliche Hospitäler wurden zu errichten gesucht; auch bot man den Behörden das englische Kolleg ohne allen Vorbehalt an, nebst den Diensten seiner Bewohner, um die Kranken zu warten. Das Gebäude wurde besichtigt und als Spital für Genesende angenommen; allein dies forderte keine Hülfe von Seiten der Studenten, die das Haus verlassen mußten und sich nach ihrer tuskulanischen Villa zurückzogen.

Hier befanden sie sich eigentlich in einem Belagerungszustande. Jedes Städtchen und jedes Dorf übte die Gemeinderechte aufs äußerste aus und umgab sich mit einem Sanitätskordon, der ebenso eifersüchtig, wie der die Hesperiden bewachende Drache, jede Annäherung eines Fremden abwehrte. Daher wurde alle Verbindung zwischen benachbarten Weilern abgeschnitten, und nur verstohlen konnte

man die Hauptstadt selbst besuchen. In unserm Dorfe organisirten wir ein Gesundheitskomité aus Eingeborenen und Engländern bestehend; jede Stube in jedem Hause wurde untersucht, gereinigt und wo es nöthig war, neugeweißt, alle Schäden ausgebessert, allen Bedürftigen gesunde Nahrungsmittel verschafft und da die ärztliche Pflege in allen römischen Gemeinden auf öffentliche Kosten geht, so sorgten wir unentgeltlich für Arzneien. So erhielten wir unser liebes Dorf Monte Porzio frisch und gesund, während wir im Hause für uns selbst und die mehr gebildeten Einwohner reichlich Mittel zur Unterhaltung herbeischafften.

Der Papst blieb auf seinem Posten in Rom, hatte auf alles Acht, spendete reichlich Almosen und sorgte für alle Bedürfnisse. So ging die Plage endlich vorüber, und der Würgengel steckte sein Schwert in die Scheide, nachdem sich die Sterblichkeit in den zwölf Monaten (zwischen Ostern und wieder Ostern) von 3000 Todesfällen auf 12000 gesteigert hatte. Neue Pflichten traten sodann in den Vordergrund. Der heilige Vater stellte sich an die Spitze der Subskriptionen für Erziehung der zahlreichen Waisen, die in Folge der Pest in einer hülflosen Lage waren. Die Mildthätigkeit zeigte sich hier allgemein. Das englische Kolleg, wie viele andere Anstalten, übernahm die Erhaltung von zwei Kindern. Durch milde Beiträge wurden für diejenigen Häuser errichtet, die noch unversorgt geblieben, und unter den thätigsten und hervorragendsten Theilnehmern an diesem Werke der Barmherzigkeit befand sich unsere Landsmännin, die Prinzessin Borghese, vordem Lady Gwendeline Talbot, Tochter des Grafen von Shrewsbury, eine Dame von seltenen Gaben, deren Andenken noch jetzt in den Gebeten der Armen und in der Bewunderung der Großen fortlebt. Es kann noch bemerkt werden, daß die Statistik der Cholera nirgends mit größerer Genauigkeit und Umständlichkeit zusammengetragen wurde, als in Rom.

Ungeachtet dieser ängstlichen Sorgen sah dieses Jahr bedeutende Verbesserungen. Außer der Eröffnung des etruskischen Museums und der Erweiterung der christlichen Kunstsammlung — beide schon erwähnt — und außer der vollständigen Restauration der Paulinischen Kapelle im Vatikan wurde zum ersten Mal in den römischen Staaten eine allgemeine Versicherungsgesellschaft sowohl gegen Hagel als gegen Feuer errichtet.

Das Jahr 1838 zeichnete sich durch eine der interessantesten antiquarischen Entdeckungen der neuern Zeit aus. Das Thor, welches unter dem Namen Porta Maggiore bekannt ist, weil die Kirche von St. Maria Maggiore in der Nähe liegt, geht unter einem prächtigen Knotenpunkte von mehreren Wasserleitungen hindurch, welcher mit einer glänzenden Inschrift verziert ist. Das Thor war aber durch ganz rohe Werke im Mittelalter befestigt worden. Diese häßlichen Anhängsel wurden entfernt und die Folge davon war, daß nicht nur die schöne alte Arbeit oben auf dem Thore aufgedeckt wurde, sondern ein nach seiner Bauanlage und durch das ihm eigenthümliche Geheimniß merkwürdiges Monument an's Tageslicht trat. Eine Bastion, die an der Außenseite des Thors einen Aussprung bildete, wurde abgetragen und es zeigte sich im Verlauf der Arbeit, daß der Kern derselben ein antikes aus seltsamen Material gebautes Grab aus der Zeit der Republik war. Es war von Markus Vergilius Eurysaces seinem ungenannten Weibe errichtet worden, und da er ein reicher Bäcker war, denn er war ein Staatslieferant (redemptor), so nannte er das Grab eine Bäckerei (pistrinum) und erbaute dessen Mauern aus steinernen Backtrögen, auf welchen sich in halb erhabener Arbeit Darstellungen des ganzen Processes der Brodbereitung befinden.

Allein eine andere seltsame Erscheinung setzte Rom nicht weniger in Erstaunen. Es war dies die Ankunft von zwei türkischen Gesandten; der erste Achmed Fethi Pascha

kam auf seinem Weg nach Paris durch Rom, der zweite, — seitdem ein berühmterer Name — Redschid Pascha, Botschafter Mahmuds II. in London, kam, um dem Papste für die seinem Collegen erwiesene gütige Aufnahme zu danken. Ich erinnere mich noch an den Ausspruch eines dieser intelligenten Türken, als man ihm das Pantheon zeigte und ihm sagte, was es früher gewesen sei. „Wo," fragte er, „sind die Bildsäulen der heidnischen Götter?" „Natürlich wurden sie entfernt, als der Tempel ein christlicher wurde," war die passende Antwort. „Nein," versetzte er, „ich hätte sie stehen lassen, um zu zeigen, wie der wahre Gott in ihrem eigenen Hause über sie triumphirt hat."

In diesem Jahre wurde auch die vatikanische Bibliothek um 10 Zimmer vermehrt. Außer vielen großen öffentlichen Werken, von denen einige bereits erwähnt sind, zeichnete sich das Jahr 1839 durch die Veröffentlichung eines merkwürdigen Dokumentes aus, nämlich durch die Bulle: „In supremo apostolatus fastigio" (von 3. Dezember), gegen den Sclavenhandel. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß in mehreren Ländern dieses herrliche Dekret mehr that, um den Sclavenhandel zu unterdrücken, als Unterhandlungen oder Corvetten. Es enthält in Form einer Aufzählung einen höchst interessanten Bericht über die unermüdete Thätigkeit früherer Päpste, um dem schändlichen Handel ein Ende zu machen*). Dessen wurde ich von mehreren Eingeborenen jener Länder versichert.

Dieses Jahr war vielleicht von der glänzendsten Funktion Zeuge, welche die Kirche je verrichtet, von der Kanonisation von fünf Heiligen. Viele Jahre einer strengen Nachforschung und gerichtlicher Prozesse sind erforderlich,

*) So z. B. richteten St. Wolstan's Predigten zu demselben Zwecke bei den Kaufleuten von Bristol mehr aus, als königliche Verbote.

um diese schließliche und feierliche Anerkennung einer erhabenen Heiligkeit an einem auserwählten Diener Gottes vorzubereiten. Nur ein paarmal in einem Jahrhundert — zweimal bisher in dem gegenwärtigen — ist es das Loos eines Papstes, dieselbe zu vollziehen. Die ganze Basilika von St. Peter ist prächtig verziert und glänzend beleuchtet. Gemälde von großen Ereignissen aus dem Leben der verherrlichten Personen schmücken sie in allen Theilen. Alle Bischöfe der päpstlichen Staaten und viele aus andern Theilen Italiens und sogar aus entfernteren Ländern wohnen dem Feste gewöhnlich an und bilden miteinander eine prachtvolle Procession. Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich an einen ehrwürdigen Mann mit grauen Haaren, welcher das Banner mit dem Bilde des heiligen Alphons Liguori mittragen half; es war der Neffe des Heiligen, welcher ihn gefirmt hatte.

Mit dem folgenden Jahre 1840 schließen sich alle persönliche Erinnerungen an diesen ausgezeichneten Papst, ausgenommen jene, die während eines kurzen Besuchs von ein paar Wochen zwei Jahre später noch gemacht wurden. Denn in diesem Jahre hielt man es für räthlich, die Zahl der Bischöfe in England zu vermehren, indem man die unter der Regierung Jakobs II. errichteten apostolischen Vikariate unterabtheilte, so daß sich ihre Zahl verdoppelte. Dies war in der That eine unvermeidliche Nothwendigkeit geworden. So z. B. umfaßte das nördliche Vikariat nicht nur die vier gewöhnlich mit diesem Beiwort bezeichneten Grafschaften, sondern auch außerdem Lancashire und Yorkshire. Seit dieser ersten Eintheilung der bischöflichen Jurisdiktion hatten sich größere und kleinere Städte, wie Manchester, Liverpool, Leeds und Newcastle vom zweiten Range zu dem Umfange von Hauptstädten erhoben, ohne unzähliger anderer Manufakturplätze oder Distrikte zu erwähnen, die aus ganzen Gruppen oder Ketten

von geschäftigen Industriesitzen bestanden mit einer stets zunehmenden Bevölkerung.

Vier neue Bischöfe wurden demgemäß ernannt und nebst diesen wurde der Verfasser zu dem untergeordneten Amte eines Coadjutors oder Assistenten des ehrwürdigen Bischofs Walsh bestimmt, der seine bischöfliche Residenz zu Wolverhampton hatte. Es war ein trauriger Abend im Beginne des Herbstes, als nach einem Aufenthalte in Rom, der 22 Jahre gedauert hatte, bis das Herz daselbst an jedem alten Steine hing, wie das Moos, das darauf wuchs, dieses starke aber zarte Band zerrissen wurde, und viel von künftiger Seligkeit an die schwermüthigen Erinnerungen der Vergangenheit sich knüpfen sollte.

Cum subit illius tristissima noctis imago,
Quae mihi supremum tempus in Urbe fuit,
Cum repeto noctem, qua tot mihi cara reliqui,
Labitur ex oculis nunc quoque gutta meis.

In der chronologischen Skizze, die hier gegeben wird, wurden nur einige Ereignisse jedes Jahrs ausgewählt, welche hinlänglich zeigen, wie eifrig Gregor XVI. auf eine stetige Verbesserung der Zustände bedacht war. Es wäre leicht, die Beispiele sogar des materiellen Fortschrittes zu vermehren, die für sein Pontifikat ehrenvoll sind. Die ersten Dampfer, welche gegen die wildtobende und aufbrausende Tiber ankämpften, erschienen während desselben auf ihr, und obgleich er sich in seinem hohen Alter nicht in das noch langsam fortschreitende Unternehmen der Eisenbahnen einlassen wollte, so sagte er doch immer, sein Nachfolger müsse nothwendig auf ihre raschere Ausdehnung eingehen.

Von den Bewohnern eines Landes, dessen Verbesserungen naturgemäß ihre gegebene Richtung einhalten, ist es gewiß engherzig und unedelmüthig, andere zu verachten, weil diese einer andern ihnen ebenfalls zusagenden folgen und darin hinwiederum den sie Verspottenden voran sind. Bei unbe-

gränzten Hülfsquellen und unendlichen Vortheilen hat England seine bestimmt vorgezeichnete Laufbahn, auf der es fortschreitet, und kann darin jedes andere Land weit hinter sich lassen. Auf der andern Seite ist es erst unlängst zum Bewußtsein seiner eigenen Mängel gekommen, in allem, was auf die schönen Künste Bezug hat. Italien tritt ihm gerne in allem, was das Erstangedeutete betrifft, die Palme ab; es bewundert und studiert es und sucht es mit weit beschränktern Mitteln, zuweilen nur zu sklavisch nachzuahmen. Aber es spottet nicht über selbes, weil es so spät erst sich seiner Unvollkommenheit in den Künsten bewußt wird und es ziemlich linkisch angreift, um diesen Fehler gut zu machen. Möge daher nicht so fast Nachsicht als gegenseitige Anerkennung herrschend werden, die eher nach dem billigen Maßstabe der Bemühung, als nach dem des Erfolges bemessen wird. Denn die erstere ist das Maß des Willens, der zweite des Könnens; das eine gehört dem Menschen an, das andere streng genommen, mehr der Vorsehung. Jenes kann sich sogleich bilden und augenblicklich heranwachsen; dieses erfordert vielleicht Jahrhunderte, um zur Reife zu gelangen oder hat es vielleicht erfordert. Das erstere kann in vielen gleich sein, das letztere ist natürlich ungleich ausgetheit. Nach diesen gerechten Grundsätzen wird man finden, daß durch ein friedliches und allmäliges Voranschreiten weit mehr geschehen ist, als durch die launenhaften und gewaltsamen Stöße revolutionärer Erschütterung hätte bewirkt werden können.

4. Kapitel.

Einige der merkwürdigen Männer unter dem Pontificate Gregors XVI.

Während einer so langen Regierung wie die Gregors, ließ es sich natürlich erwarten, daß einige Personen von mehr als gewöhnlicher Auszeichnung seinen Hof und seine Stadt

zieren würden; denn es war das von der Zeit stets geachtete Vorrecht von Beiden, Männer von Talent, Gelehrsamkeit und ausgezeichneter Tugend nicht bloß von außen anzuziehen, sondern auch daheim heranzubilden.

Zwei merkwürdige Beispiele dieser Anziehungskraft können hier angeführt werden; das eine steht mit der Religion im Zusammenhang, das andere nicht; dennoch stellten sich beide an demselben Volksstamme dar. Während man eingestehen muß, daß die einheimische Malerschule bis jetzt auf eine ungerechtfertigte Weise sich streng an den klassischen Styl gehalten hat und ihre Gegenstände in der heidnischen Mythologie suchte, da diese zu üppigen Kunstdarstellungen den reichsten Stoff liefert, lebte schon lange Zeit in ihrer Mitte eine fremde christliche Malerschule, die in Rom selber geboren und erzogen worden war. Ja wir können sogar sagen, daß die ganze religiöse Kunst des neuern Deutschlands, selbst Düsseldorf nicht ausgeschlossen, ihre glückliche Geburt jener Pflegerin jeder Kunst verdankt. Vor vielen Jahren traten mehrere junge Künstler — ach daß sie noch jung wären! — zu Rom in eine Gesellschaft zusammen, um da zu zeichnen und zu malen. Sie nahmen zu ihren Mustern die reineren und lieblicheren Vorbilder aus früheren Perioden, da die Religion noch Hand in Hand ging mit den drei großen Schwestern, deren Abzeichen der Pinsel, der Meißel und der Cirkel sind, oder vielmehr, da sie ihr als willige Dienstmägde folgten. Allein während sie so zu sagen noch unbekannt waren, führten sie vereinigt, aber dennoch abgesondert ein Werk aus, indem sie in Fresko, wie in alten Zeiten, Gewölbe und Mauern mit all' ihrem Zugehör in drei Hallen der Villa Massimo beim Lateran malten. Jeder nahm für sich ein Zimmer und damit eine Abtheilung von Dantes goldenem Kunstgedichte, so daß die Hölle, das Fegfeuer und Paradies das ausschließliche Thema für einen jeden Theil lieferte. Bis auf

den heutigen Tag haben die Kunstwerke ihre Frische behalten und können sich wohl den schönsten Leistungen der neuern Zeit an die Seite stellen, obwol sie von Reisenden wenig gesehen und gekannt sind.

Von diesem edlen Kleeblatt, das mit Unerschrockenheit die Schranken des neuern Kunstgeschmackes durchbrach, ließ sich nur einer in Rom nieder und hat daselbst seine Reife erlangt, — der ehrwürdige und verehrte Overbeck. Der zweite war Cornelius, welcher unauslöschliche Proben seines Genius zu München und Berlin hinterlassen hat. Der dritte war, glaube ich, Veith, ebenfalls der Vater einer christlichen Schule zu Frankfurt. In Rom hat Overbecks Einfluß namentlich unter seinen eigenen Landsleuten immer wohlthätig gewirkt. Es besteht in Rom eine Gesellschaft deutscher Künstler, die sich der christlichen Malerei widmen, und es ist erfreulich, sagen zu können, daß sie von englischen Gönnern viele, wenn nicht die meiste Ermuthigung empfangen. Und in Deutschland wird man finden, daß jede lokale Schule von ähnlichen Grundsätzen einem Meister, der mittelbar oder unmittelbar zu Rom gebildet worden ist, ihren Ursprung verdankt. Der ehrwürdige Baron v. Schadow, Präsident der vorzugsweise religiösen Schule zu Düsseldorf, sowie sein Bruder, ein ausgezeichneter Bildhauer, haben einige Jahre in jener Stadt gelebt.

Neben dieser Gesellschaft bestand noch ein anderer, rein wissenschaftlicher Verein von Deutschen, welcher seinen Sitz auf dem tarpejischen Felsen hatte. Er wurde zuerst während der Gesandtschaft des Ritters Bunsen gestiftet und stand unter den Auspicien des preußischen Hofes und der preußischen Regierung, die ihn freigebig unterstützten. Er hielt seine Versammlungen, gab seine Berichte heraus und veröffentlichte alle Jahr eine größere Sammlung von Aufsätzen mit werthvollen Kupferstichen über allerhand antiquarische Gegenstände.

Wenn auf diese Art Fremde von jenseits der Alpen aus freien Stücken nach Rom kamen, um für ihr Talent oder ihren Fleiß Beschäftigung zu suchen, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Religion oder der Geschmack an kirchlichen Dingen viele aus andern Theilen Italiens sowie vom Auslande bewog, sich ganz daselbst niederzulassen. Dahin gehört z. B. der gelehrte Oratorianer, P. Theiner, ein Schlesier von Geburt, der jetzt an zwei riesigen Werken arbeitet, von denen jedes einen Mann wenigstens vollauf literarisch beschäftigen könnte; es ist dies die Fortsetzung der kirchengeschichtlichen Annalen des Baronius und die vollständige Sammlung aller Urkunden, die sich auf das Concil von Trient beziehen. Dennoch gelingt es ihm, beinahe jährlich mehrere Bände von noch ungedrucktem Material aus den Archiven des Vatikan, deren Vorstand er ist, herauszugeben. So macht er jetzt jenen Schatz verborgener Dokumente ebenso fruchtbar als es die darüberliegende Bibliothek in den unermüdlichen Händen des Kardinal Angelo Mai Jahre lang gewesen ist.

Ein anderer Fremder kam unter diesem Pontifikate nach Rom, von welchem viele Leser gehört haben werden und der sich damals in einem von zwei solchen Lebensextremen befand, wie sie sich selten in einer und derselben Person begegnen. Diejenigen, deren Erinnerungen sie *nicht* über die Tage von Waterloo hinausführen, haben vielleicht in Moore's politisch-satyrischen Gedichten einen Mann erwähnt gefunden, der sich einer ähnlichen Berühmtheit erfreute, wie sie später ein französischer Graf, der in London wohnte, und sich zugleich durch seinen Witz und seine vollendete Bildung auszeichnete, als Tonangeber der Mode besaß. Es war dies der Baron Geramb in den Tagen, „da Georg III. König war." Einige aber erinnern sich möglicher Weise, daß er noch eine höhere Berühmtheit erlangte als die, daß sein letztes Bonmot in den

Morgenblättern angeführt wurde. Als Fremder, obwol weder ein Verschwörer noch ein Meuchelmörder, erhielt er Befehl, das Land zu verlassen und weigerte sich dessen. Er verbarrikadirte sein Haus und schlug an dasselbe in gewaltigen Buchstaben einen Zettel an mit den Worten: „Jedes Engländers Haus ist seine Burg.“ Tapfer hielt er geraume Zeit eine Belagerung von der damaligen Polizei aus und Schaaren von Leuten sammelten sich um das Haus, bis er endlich durch die strenge Blokade ausgehungert oder durch die Strategie von Bowstreet überwunden entweder der Klugheit nachgab oder aus Mangel daran gefangen genommen und nach einer fremden Stadt transportirt wurde.

So endigt das erste Kapitel im öffentlichen Leben des ritterlichen und eleganten Baron Geramb, des Lieblings der guten Gesellschaft, welcher er mit allem Rechte angehörte. Was ist später aus ihm geworden? hat jene Gesellschaft, als sie ihn aus dem Gesichte verlor, noch einmal nach ihm gefragt? Wahrscheinlich haben wenige von denen, die sich an seinem Witze ergötzt oder an seinen lustigen Einfällen unterhalten hatten, jemals wieder an ihn gedacht, und ein Commentator über Thomas Moore möchte vielleicht, wenn er in einem seiner Verse auf den „Backenbart Geramb's“ stößt, in Verlegenheit sein, die Geschichte dessen, der ihn getragen, zu erforschen. Jedenfalls würde jener Schmuck seines Angesichtes ihm geringen Beistand leisten, denselben in seinem spätern Leben wieder zu erkennen.

Viele Jahre später unter der Regierung Gregors XVI. versetze sich der Leser auf das schmale mit Steineichen beschattete Plateau, welches dem Franziskanerkloster oberhalb Castel=Gandolfo gegenüber liegt. Er schaut dann durch eine Oeffnung in dem Eichenlaubwerk hinab auf den lieblichen See, der von jenem Dorfe seinen Namen führt, und er freut sich da der kühlenden Winde eines Herbst=

nachmittags. Hier kann er aus dem Thore des Klosters einen Mönch hervortreten sehen, der nicht zu dessen Orden gehört, sondern in den weißen Cistercienserhabit gekleidet ist. Es ist ein Mann von stattlichem Umfange, welcher das demüthigste aber patriarchalischste der menschentragenden Thiere besteigt, auserlesen aus hunderten, wie sein Reiter zu sagen pflegte, um mit der Last in gehörigem Verhältnisse zu stehen. Wenn der Fremde ihn genauer ansieht, so wird er leicht trotz seinem ersten Aussehen nicht nur einen Adel der Gesichtszüge und ungeachtet seines einfachen Habites nicht bloß eine Anmuth des Benehmens erkennen, die den feingebildeten Gentleman verrathen, sondern auch sichtbare Ueberreste des launigen, gutmüthigen und ritterlichen Hofmannes. In seinem Auge lauert noch ein Funke des blitzenden Witzes, der jetzt unterdrückt oder zu einem harmlosen Wetterleuchten ermäßigt ist. Einst als ich ihm zu Albano begegnete, hatte er eine geistvolle Skizze von ihm selbst und seinem „tapfern Grauen", wie sie sich mit einander im Staube wälzen, dem englischen Kardinal Acton zum Geschenk gebracht. Als ich ihn in seinem Kloster besuchte, zeigte er mir einen von kaiserlicher Hand geschriebenen Brief, den er eben empfangen hatte und der ihm die Tapferkeit und Verwundung seines Sohnes, welcher in Circassien focht, ankündigte, sowie mehrere andere königliche Schreiben, die in dem heitern Tone abgefaßt waren, wie ein Freund an den andern schreibt.

Dennoch ist er mit ganzer Seele Mönch des strengsten Ordens, den die Kirche kennt, lebt in einer Zelle, ohne einen Luxusgegenstand darin zu haben, schläft auf einem Strohsack, beschäftigt sich mit Schreiben, Lesen und mit Betrachtung heiliger Dinge, ist andächtig im Gebete, erbaulich in der Unterhaltung. Unter andern seiner von Frömmigkeit überfließenden Werke befindet sich ein besonders rührend geschriebenes Buch, das den Titel führt: „Das

Grab meines Erlösers". Der gute alte Mönch war zu Jerusalem gewesen und hatte seine innige Liebe durch eine neue und ausgesuchte Verschwendung kund gethan, wozu er den Gedanken von einem gewissen Weibe entlehnte, die in der Stadt eine Sünderin gewesen war. Er salbte das Grab Unseres Herrn mit der kostbarsten aller Salben, mit dem Attargul, oder der Rosenessenz, wie wir sie nennen, so daß das ganze Haus von dem Wohlgeruche derselben erfüllt wurde.

Dies ist P. Geramb, dies das zweite Kapitel seines bekannten Lebens. Wie verhält es sich aber mit der dazwischenliegenden verborgenen Periode desselben? Als er zum Glücke für ihn aus England vertrieben wurde, fiel er bald in Feindes Hand, ich weiß nicht wie es geschah; aber er wurde zufällig in dasselbe Gefängniß, ich glaube in Vincennes, geworfen, wo der gute Kardinal de Gregorio ebenfalls in Banden lag. Zuerst machten die Geduld und die Tugenden seines Mitgefangenen Eindruck auf ihn und allmälig ließ er sich mit ihm in's Gespräch ein. Die Folge davon war eine Aenderung des Herzens und eine Aenderung des Lebens. Die Freiheit setzte bald die Aufrichtigkeit von beiden auf die härteste Probe. Baron Geramb blieb dem Lande seiner Gefangenschaft anhänglich und wählte darin das glaubenseifrige und strenge Leben von la Trappe. Einige Jahre darauf wurde er nach Rom geschickt, um dort als Procurator seines Ordens seinen Sitz zu nehmen, wo ich das Vergnügen hatte, ihn kennen zu lernen. Mehrere ergötzliche Anekdoten knüpfen sich an sein Andenken und zeigen, daß sogar unter Sack und Asche sein gewohntes Feuer noch fortlebte.

Unter denen, die Gregor verdienter Massen zu den höchsten Ehren berief, war jener liebenswürdige Wundermann Kardinal Joseph Mezzofanti. Als nach der Revolution die Stadt Bologna eine Deputation abschickte, um

dem Papste ihre Huldigung zu erneuern, ernannte sie weislich als Mitglied derselben den Professor Mezzofanti. Der Papst, der ihn vorher nicht gekannt hatte und über ihn entzückt war, gab ihm den Rang eines Prälaten und zog ihn bald darauf nach Rom, damit er daselbst seinen beständigen Aufenthalt nehme. Er ernannte ihn zuerst zum Custos der vaticanischen Bibliothek, d. h. in Wahrheit zum Bibliothekar, — dieser Titel war damals einem Kardinal vorbehalten, — und im Februar 1838 erhob er ihn zur Kardinalswürde.

Der Name dieses ausgezeichneten Mannes ist in ganz Europa zu wol bekannt, als daß er hier ein Lob bedürfte. Ueberdieß ist eine ganz genaue und ausführliche Lebensbeschreibung von ihm durch einen Mann zusammengetragen worden, der keine Mühe oder Nachforschungen gespart hat, um die Biographie vollständig zu machen. Ich meine den hochwürdigsten Dr. Russell, Präsidenten am St. Patrizcolleg zu Maynooth, dem ich meinen geringen Vorrath von Anekdoten und Nachrichten über meinen guten und hochbegabten Freund mittheilte. Nachdem ich dieses Opfer dem Wunsche eines andern gebracht hatte, dem ich denselben Namen geben kann, will ich hier der anmuthigen Darstellung, die sich von diesem Biographen erwarten läßt, nicht zuvorkommen. Ich sage bloß, daß ich Mezzofanti's vollkommene Geläufigkeit in den wenigen Sprachen, mit denen ich vertraut bin, bezeugen kann und daß ich Eingeborne aus fast allen Ländern Europas und Asiens, Californiens nicht zu erwähnen, in meiner Gegenwart bezeugen hörte, daß er ihre Sprachen vollkommen geläufig und mit richtiger Betonung spreche. Sie machten allgemein die Bemerkung, daß sie ihn leicht für einen Eingebornen ihres Landes hätten halten können.

Diese herrliche Sprachengabe war an ihm in keiner Hinsicht weggeworfen. Sie wurde beständig zum Guten

angewandt, um Manchen Unterricht und geistliche Hilfe zu bringen, die ohne ihn unwissend oder ohne Beistand geblieben wären. Obwol es natürlich war, daß er sich gerne in seinen vielen Sprachen unterhielt, so zweifle ich doch, ob er es jemals that, um sich zu zeigen; denn er war demüthig und zurückhaltend bei jeder Gelegenheit. Er wußte wohl, daß seine Fähigkeiten eher eine Gabe, als etwas Erworbenes waren. Sein Aeußeres trug allerdings nicht den Stempel seines hochgebildeten Geistes; denn seine Kenntnisse in allen Gegenständen waren genau, umfassend und gründlich. Das Gesicht hatte nichts großartiges oder edles in seinen Zügen. Seine Stirne war ein Räthsel für die Phrenologen, obwol seine hervorstehenden Augen den Sprachensinn andeuten mochten. Einer dieser Herren sagte ganz ernsthaft einmal zu ihm, er besitze ein großes Talent, um die Sprachen zu erlernen. Aber, fügte Mezzofanti boshaft hinzu, als er mir diese weise Entdeckdeckung mittheilte, „damals wußte er, daß ich bereits fünfzig konnte". Zudem war Mezzofanti äußerst liebenswürdig, einfach und kindlich mildthätig bis zum Uebermaße, und bereit, Jedermann mit Rath oder That beizustehen.

Zur Zeit der letzten Republik blieb er in Rom, als sich die meisten seiner Collegen entfernten; seine Gesundheit, durch Alter und Krankheiten erschüttert, wurde wahrscheinlich durch geistige Leiden, welche die Ereignisse der Zeit mit sich brachten, noch weiter geschwächt; er wurde immer hinfälliger und starb am 12. März 1849. In dem kurzen Berichte über sein Leben, den die römischen Hofnachrichten, wie man sagen könnte, brachten und der nicht über zehn Linien umfaßt, fehlt ein Wort, dessen Auslassung seit dreißig Jahren in keinem andern solchen Lebensabrisse vorkommt. Wo immer ein Kardinal gestorben sein mag, und wäre es sogar in einem Dorfe der Terra di Lavoro, wird ausdrücklich angeführt, daß er auf dem Paradebett ausge-

stellt (esposto) und in der Kirche des Orts, wenn zu Rom, in seiner Titelkirche, begraben sei. Von Mezzofanti allein wird dies nicht gesagt! Und doch starb er unter einer Regierung, die laut verkündigte, daß Talent und Tugend in allen geehrt werden sollten, wo man sie fände. Hat seine hohe Würde, obschon mit jeder Tugend geziert und ohne einen Makel, ihm den Anspruch seines Antheils an jener so gerühmten unparteiischen Huldigung geraubt? Eine solche Ausnahme reicht hin, um in die Aufrichtigkeit jener Verheißungen zum mindesten einen Zweifel zu setzen.

Als Kardinal Weld in ein besseres Leben einging, war sein Nachfolger in Jedermanns Mund, auch konnte es nicht wol anders sein. Es war nur eine einzige Person in jeder Hinsicht für die Würde befähigt. Dies war Msgr. Carl Acton, der einzige Engländer, welcher zu unserer Zeit jene regelmäßige Vorbereitungslaufbahn durchgemacht hat, die ganz natürlich zum Purpur führt. Denn wiewol er von einer englischen Familie stammte, so war es doch wol bekannt, daß diese sich schon seit lange zu Neapel aufgehalten hatte, wo der künftige Kardinal am 6. März 1803 geboren wurde. Seine Erziehung war indessen großentheils englisch; denn obgleich er die Anfangsgründe vom Herrn de Masnod, jetzt Bischof von Marseille, erlernte, so kam er doch im Jahre 1811 bei dem Tode seines Vaters Sir John Francis Edward nach England. Zu Richmond in Surrey wurde er zum ersten Mal von dem hochwürdigen Herrn Beaumont zur heiligen Kommunion zugelassen, und er pflegte mit großer Freude zu erzählen, wie er an jenem glücklichen Tage an den Ufern der Themse den festen Entschluß gefaßt, den geistlichen Stand zu wählen. Er war damals in einer protestantischen Schule in Isleworth. Von da wurde er nach der Westmünsterschule geschickt, die er jedoch bald aus religiösen Gründen verlassen mußte. Hierauf trat er bei einem protestantischen Geistlichen in Kent,

Herrn Jones, als Privatschüler ein. Nachher im Jahre 1819 ging er nach Cambridge und wurde unter Dr. Neville ein Zögling des Magdalenenkollegs, wo er seine weltliche Erziehung im Jahre 1823 vollendete. Der Leser wird zugeben, daß dies eine sehr ungewöhnliche Vorbereitung auf den römischen Purpur war.

Im Jahre 1823 kam er nach Rom und trat in das schon mehrmals erwähnte Kolleg, wo junge Geistliche, die sich um öffentliche Stellen bewerben wollen, eine besondere Bildung empfangen. Hier zeichnete sich Acton durch seine Frömmigkeit und seinen Fleiß aus. Er hörte nicht bloß die gemeinschaftlichen Vorlesungen, sondern hatte auch zur Nachhilfe einen Privatlehrer in der Person des Professors, später Kardinals Ferrari. Eine seiner Probearbeiten zog die Aufmerksamkeit des Staatssekretärs della Somaglia so auf sich, daß der Papst Leo XII. ihn zu einem seiner Kammerherrn machte und ihn als Attaché zur Nuntiatur nach Paris schickte. Hier hatte er die beste Gelegenheit, mit der Diplomatie gründlich bekannt zu werden.

Pius VIII. berief ihn nach Italien zurück und ernannte ihn zum Vicelegaten, indem er ihm unter den vier Legationen, über welche Kardinäle gesetzt sind, die Wahl ließ. Dies war ein ganz neues Amt und Msgr. Acton wählte Bologna, weil er daselbst die beste Gelegenheit zu finden hoffte, sich zu vervollkommnen. Hier wurde er mit dem ganzen System der Provinzialverwaltung und mit der Anwendung der Civilgesetze vertraut. Er war aber nur kurze Zeit daselbst; denn am Schlusse jenes Pontifikates verließ er die Stadt, ehe die unerwartete Revolution ausbrach. Im Jahre 1829 war er wieder in England, um seine einzige Schwester Elisabeth an Sir Robert Throckmorton zu verheirathen.

Von Gregor XVI. wurde er zum Assessor an dem römischen Civilgerichtshofe und zum Sekretär der höchst wich-

tigen Kongregation für Aufrechthaltung der klösterlichen Zucht ernannt. Aber im Jahre 1837 bestimmte man ihn zu seinem Erstaunen und Schrecken zu der höchsten Würde in Rom nach dem Kardinalate, nämlich zu dem Amte eines Auditors der apostolischen Kammer. Wahrscheinlich war es das erste Mal, daß ein so verantwortlicher Posten, der in der Regel einem in Gerichtssachen sehr erfahrenen und schon bejahrten Prälaten übertragen wird, einem Fremden angeboten worden war. Acton schlug die Stelle aus, mußte sich aber doch dem Befehle seines Souveräns fügen. Dieses Amt wird als ein solches betrachtet, das nothwendig zu einer Stelle im heiligen Kollegium führt; als daher Kardinal Weld in dem April, der auf Acton's Beförderung folgte, starb, ließ es sich wohl nicht anders denken, als daß nun die Reihe der Beförderung bald an ihn kommen werde.

Der Tod seines ältern Bruders Sir Ferdinand Acton von Aldenham in Salop, führte ihn im Jahre 1837 auf kurze Zeit nach England, um Familienangelegenheiten zu bereinigen, was er in der edelmüthigsten Weise that. Er wurde am 24. Januar 1842 zum Kardinal proklamirt, nachdem er beinahe drei Jahre vorher dazu kreirt worden war. Seine nie starke Gesundheit fing bald an abzunehmen; ein lang dauernder Anfall von Fieber schwächte ihn so, daß er es am Ende nicht mehr los werden konnte, und er suchte zuerst zu Palermo, dann in Neapel seiner Geburtsstadt eine Zuflucht vor seinem Leiden. Aber es war zu spät, und er verschied daselbst am 23. Juni 1847.

Manche, die ihn sahen, kannten seinen ächten Werth nur wenig. So freundlich, so bescheiden, so demüthig war er, so gering in seinen eigenen Augen, daß sein gediegenes Urtheil, seine umfassenden Kenntnisse und sogar seine mehr äußerlichen Vorzüge bei einem bloßen Besuche oder von einem zufälligen Gaste nicht leicht bemerkt wurden. Jene, die ihn in früher Jugend kannten, pflegten zu sagen, daß

seine musikalischen Anlagen, verbunden mit ächtem Witze, eine unerschöpfliche Fundgrube unschuldiger Fröhlichkeit bildeten, und sein Gesicht schien allerdings den Ausdruck eines natürlichen Humors behalten zu haben, der leicht hätte wieder geweckt werden können. Allein derselbe wurde durch den Druck einer mehr ernsten Beschäftigung und die Wahl eines mehr geistlichen Lebens beherrscht. Sein gesundes Urtheil und seine Gesetzeskenntnisse wurden von den Rechtsgelehrten vollkommen anerkannt; denn Advokaten ersten Ranges äußerten sich öfters im Vertrauen, wenn sie nur Acton's Ansicht über einen Fall erfahren könnten, so wären sie über die schließliche Entscheidung desselben bald im Reinen. Ebenso war, wenn man ihn von Amtswegen über wichtige kirchliche Angelegenheiten um Rath fragte und wenn er seine Meinung schriftlich abgab, dieselbe so ausführlich, klar und entschieden, daß Papst Gregor zu sagen pflegte, er habe nie Anlaß, etwas von ihm zweimal zu überlesen. Der größte Beweis, den der Papst ihm von seinem Vertrauen geben konnte, bestand darin, daß er ihn bei der wichtigen Zusammenkunft zwischen ihm und dem verstorbenen Kaiser von Rußland zu seinem Dollmetscher und einzigen Zeugen wählte. Davon, was dabei vorgegangen, ließ der Kardinal nie etwas anderes verlauten, als daß der Kaiser, nachdem Acton den ersten Satz des Papstes übersetzt hatte, sich mit dem größten Respekte und in der feinsten Weise zu ihm wandte und sagte: „Es wird mir angenehm sein, wenn Ew. Eminenz auch meinen Dollmetscher machen wollen." Unmittelbar nach der Conferenz, von der später die Rede sein wird, schrieb Kardinal Acton auf das Geheiß des Papstes einen genauen Bericht darüber nieder; er ließ ihn aber nie sehen.

Der König von Neapel kam hauptsächlich nach Rom, um sich einen tüchtigen Bischof für seine Hauptstadt zu verschaffen, und drang in den Kardinal Acton, das Bisthum anzunehmen. Er aber schlug es unerbittlich aus. Als ein

beklagenswerther Unfall die damals in Frankreich regierende Familie ihres Erstgeborenen beraubte, schrieb die betrübte Mutter an ihn als an einen Freund, um ihm ihren Kummer und ihre Hoffnungen anzuvertrauen und durch ihn allenfalls eine Linderung ihres Schmerzes zu erlangen.

Seine Wohlthätigkeit war so unbegränzt, daß er von Neapel aus schrieb, er habe nun wirklich die Noth kennen gelernt, die er so oft andern zu erleichtern suchte. Man kann von ihm sagen, daß er in all' dem Reichthume einer freiwilligen Armuth von hinnen schied.

5. Kapitel.

Kardinal Angelo Mai.

Unter den würdigen Männern dieses Pontifikats verdient Einer ein besonderes Kapitel, obwol es nicht länger werden soll, als es zu einer ganz flüchtigen Skizze unumgänglich nothwendig ist. Es ist dies der Kardinal Mai, welcher mehr verlorene Werke entdeckt und mehr alte Manuscripte, kirchliche und profane, abgeschrieben hat, als sonst Jemand in neuern Zeiten herausgab. Vorausschicken können wir, daß bis jetzt eine eigentliche Biographie von ihm noch nicht erschienen ist.

In der Provinz Bergamo, einem Theile des lombardisch-venetianischen Königreichs, liegt in den Bergen ein kleines Dorf, Schilpario mit Namen. Hier wurde am 7. März 1774 der Gegenstand dieses kurzen Abrisses geboren, welcher durch sein Testament seine Erben, „die Armen" seines Geburtsdorfes bereicherte. Ein Mitglied des unterdrückten Jesuitenordens war sein erster Lehrer, der ihn seinem künftigen Ruhme entgegenführte. Es war dies Luigi Mozzi, unter dessen Leitung er in dem bischöflichen Seminare zu Bergamo reißend schnelle Fortschritte in der klassischen und neuern Literatur machte. Plötzlich verließ er mit vier Schul-

genossen seine Heimath und begab sich nach Colorno im Herzogthum Parma, wo Ferdinand von Bourbon, mit Einwilligung Pius VI. jener Gesellschaft erlaubt hatte, sich niederzulassen. Im Jahre 1799 trat er in den Orden und setzte seine Studien mit solchem Erfolge fort, daß er im Jahre 1804 als Professor der schönen Wissenschaften nach Neapel geschickt wurde.

Von Neapel ging er auf kurze Zeit nach Rom und von da nach Orvieto, auf den besondern Wunsch des dortigen Bischofs Johann Baptist Lambruschini. Hier lebte er einige Jahre in der Zurückgezogenheit und empfing die Priesterweihe. Unter der Leitung der P. P. Manero und Monchaca, spanischer Exjesuiten, machte er große Fortschritte nicht nur in den alten Sprachen mit Einschluß des Hebräischen, sondern auch in jener Kunst der Paläographie, die ihm den höchsten Ruhm bringen sollte. Aber wie vor Alters unter Cäsar Augustus erging ein strenges kaiserliches Edikt, daß jeder Unterthan „des italienischen Königreichs" sich nach seiner Heimath begeben sollte. Demselben gehorsam ging Mai, begleitet von seinem Mentor Mozzi, nach Mailand. *)

Diese Reise war eine Fügung der Vorsehung, und Mai hatte Ursache, Napoleon für sein strenges Gebot zu danken, und so vielleicht auch „die Gelehrten-Republik", was immer für eine Feindseligkeit gegen alle despotischen Befehle dieser Titel in sich schließen mag. Mozzi, mit den Fähigkeiten und Kenntnissen seines Schülers vollkommen bekannt, ließ ihn zum Doktor der ambrosianischen Bibliothek ernennen. Die prächtige Sammlung von Manuskripten, welche ihre Hauptschätze bilden, verdankt sie vorzüglich der Freige-

*) Er hatte die Gesellschaft, die kaum irgendwo wieder eingeführt war, mit der vollen Zustimmung und Gutheißung ihrer Obern besonders des ehrwürdigen und heiligmäßigen P. Pignatelli verlassen.

bigkeit des Kardinals Friedrich Borromão, der ein Neffe und beinahe Nebenbuhler des großen heiligen Karl war. Er schickte gelehrte Männer in alle Welt aus, um Manuscripte zu kaufen oder sie fleißig abschreiben zu lassen. Eine andere Quelle literarischer Schätze war das berühmte Kloster Bobbio gewesen, welches der heilige Kolumban aus Irland im siebenten Jahrhundert gestiftet hatte, und dessen Manuskripte zwischen der ambrosianischen und der vatikanischen Bibliothek getheilt worden waren.

Man kann sagen, daß die Zeit für das Studium von Manuskripten vorüber war, wenigstens das Studium im edelsten Sinne des Wortes. Die bekannten Manuskripte irgend eines Autors, die zwanzig Homere oder die fünf Demosthenesse, oder die zweihundert Neuen Testamente, die, wie man wußte, von einer großen Bibliothek besessen wurden, sah man in einem Jahrhundert vielleicht zweimal durch zum Zwecke einer neuen Ausgabe „coll. Codd. oder Cum variantibus Lectionibus ex Codd. M. S. S.“ Aber die Jagd nach neuen oder vielmehr alten Werken klassischer Schriftsteller in den Manuskriptzimmern der Bibliotheken, war gerade so gut aufgegeben, als die Falknerei in der neuern Jagd. Dies Studium wieder zu beleben, war Angelo Mai vorbehalten. Er fand in der Mailänder Bibliothek eine noch unerforschte Fundgrube. Allerdings waren ihre Manuskripte in einem Katalog zusammengetragen, vielleicht auch abgeschrieben worden und zwar genau; aber seine Vorgänger hatten nur die obere Bodenschichte dieses wissenschaftlichen Feldes bebaut. Sie hatten die überaus kostbaren Schätze nicht entdeckt, welche unter der Oberfläche verborgen lagen. Unter dem Buchstaben der Schrift schlummerte ein Geist, der hier lange, wie von einem Zauber gebunden lag, und auf einen Meister der Zauberkunst wartete, um ihn zu befreien; ein Geist der Poesie zuweilen, manchmal der Beredtsamkeit; eine Muse der Geschichte, ein Genius der Philo-

sophie, eine Quintessenz der reinsten und geistigsten Schönheit.

Um nicht weiter in Bildern zu sprechen, die Eigenthümlichkeit der wunderbaren Entdeckung Mai's bestand darin, zweimal geschriebene Manuskripte oder wie sie mehr wissenschaftlich genannt werden, Palimpseste*) zu lesen. Ein Buch kann z. B. ganz richtig im Katalog eingetragen sein unter dem Namen „Commentare oder Predigten" von einem Abte des eilften oder zwölften Jahrhunderts, Werke, von denen es vielleicht in der Bibliothek mehrere andere Abschriften gibt. Mögen sie gedruckt sein oder nicht, jedenfalls ist es unwahrscheinlich, daß man in das Buch während eines Menschenalters hineingeschaut hat oder hineinschauen wird. Aber das scharfe Auge eines Don Angelo blickt hinein und es wird eine Schatzgrube. Der mittelalterliche Abschreiber hatte von dem Büchergestelle ein Werk herabgenommen, das er für unbedeutend ansah — vielleicht waren Duplikate davon vorhanden — z. B. einige Briefe eines heidnischen Kaisers an seinen Lehrer. Er hatte, wie er dachte, das Pergament sowol von seiner Dinte, als von seinem moralischen Schmutze gereinigt und es dann mit dem neuern Erzeugnisse eines Lieblingsautors überschrieben. Diese untere Schrift entdeckte Mai mit scharfsichtigem Auge; vielleicht war es wie mit den Linien eines übermalten Bildes, die im Laufe der Zeit durch die darüber aufgetragenen immer mehr schwindenden Farben hindurchscheinen, indem ein Arm oder ein Bein durch den Mund eines Kopfes vom zweiten Künstler herausblickt. Er konnte die großen Formen von Initialbuchstaben aus dem vierten oder fünften Jahrhundert deutlich verfolgen, die sich zwischen zwei Linien

---

*) Sie hatten den Namen davon, daß das beschriebene Pergament wieder abgeschabt wurde, um es für eine zweite Schrift benützen zu können.

eines nett geschriebenen Breviers ausstreckten. Oder das Abschaben war gründlicher geschehen, und dann belebte eine Abwaschung mit Galläpfelsäure die blassen Federstriche des früheren Schreibers wieder.

Eine solche Arbeit erforderte Scharfsinn, Geduld, Gelehrsamkeit und ungemeine Beharrlichkeit. Oft wurden nur unzusammenhängende Stellen gefunden, ein halber Satz auf der einen Seite, welchen die nächste nicht fortsetzte; aber das übrige davon fand man vielleicht in einem andern Manuskripte, 300 Nummern weiter. Manchmal waren Theile von verschiedenen Werken bunt untereinander gemengt, wie gemischte Karten und lagen unter einem später geschriebenen Werke verborgen, während vielleicht nicht eine einzige Seite das „Incipit" oder das „Explicit feliciter liber I. de —" enthielt, um so einen Fingerzeig dafür zu geben, was diese Bruchstücke enthielten. Gelehrsamkeit war also gewiß nothwendig; denn Conjekturen gaben oft die ersten Winke davon, was man aus dem Style oder dem Umstande entdeckt hatte, daß der Satz durch Anführung in einem spätern Autor zum Glücke gleichsam einbalsamirt oder versteinert war.

Auf diese Weise arbeitete Mai fort, die verwickelte Masse verwirrten Materials durchblickend, die Enden verschiedener Fäden auffassend und sie mit beharrlichem Fleiße verfolgend, bis er jeden, abgerissen oder ganz, wie es gerade war, herausgezogen hatte. Nach der unbedeutenderen Herausgabe einer Uebersetzung fing er im Jahre 1813 an, einen ununterbrochenen Strom von Büchern herauszugeben, die Werke oder Theile von Werken enthielten, welche man unwiederbringlich verloren gelaubt, und dies setzte er fort bis zum Jahre 1819. Verschiedene Reden von Cicero, die verlorenen Schriften des Julius Fronto; ungedruckte Briefe von Markus Aurelius, Antoninus Pius, Lucius Verus und Appian; Bruchstücke aus den Reden des Aurelius Symma-

chus; die Geschichte des Dionysius von Halikarnaß vom zwölften bis zwanzigsten Buch, ungedruckte Fragmente aus Philo, alte Commentare über Virgil, zwei Bücher von Eusebius Chronik; die Itinerarien von Alexander und von Constantius Augustus, Sohn des Kaisers Constantin; drei Bücher des Lucius Valerius über die Thaten Alexanders des Großen; das sechste und vierzehnte Sibyllinische Buch; endlich die berühmte gothische Uebersetzung der paulinischen Briefe und anderer Theile der heiligen Schrift von Ulphilas, — dies waren die Hauptwerke, welche wieder aufgefunden und in der ebenerwähnten Zeit von sechs Jahren von diesem unermüdlichen Gelehrten mit Anmerkungen, Vorreden und Uebersetzungen veröffentlicht wurden. Es war eine Aufgabe, wo er wenig oder gar keinen Beistand von andern haben konnte, kurz es war eine Kunst, die ausschließlich sein eigen war.

Mai's Ruf war bereits europäisch. Er zählte erst 37 Jahre und hatte zu den Schätzen der alten Literatur, die wir besaßen, bereits mehr zugefügt, als in einem Jahrhunderte vor ihm geschehen war. Zu jener Zeit wurde in der vatikanischen Bibliothek die Stelle des ersten Bibliothekars erledigt. Die Kardinäle Consalvi und Litta warfen sogleich ihr Auge auf den jungen Priester von Mailand, als die passendste Person für diesen Posten. Bei seiner Ankunft zu Rom verlor er keine Zeit, das weitere und reichere Feld zu erforschen, das sich seinem Anbaue darbot. Er kam nicht mehr, um zu lernen, sondern mit einem vollkommenen Takte, einem erfahrenen Auge und einem festen kritischen Urtheile. Daher fing er sogleich sein Werk der Reproduktion an und sonderbar genug; er setzte dabei seine früheren, glücklichen Arbeiten fort. Denn er entdeckte in der Vatikana Theile von eben den Manuskripten aus Bobbio, die er in der Ambrosiana untersucht hatte, und welche die fehlenden Theile von Schriftstellern enthiel-

ten, die bereits theilweise wieder aufgefunden waren. Dies war der Fall mit den Briefen Fronto's und seiner kaiserlichen Zöglinge und Freunde, eine der anziehendsten Briefsammlungen, die jemals herausgekommen sind. Indem Mai, was sich in Rom vorfand, zu dem hinzufügte, was er bereits zu Mailand herausgegeben hatte, konnte er eine viel vollständigere Ausgabe des Werkes liefern. Er gab auch werthvolle Bruchstücke von bürgerlichen Gesetzen heraus, die älter waren, als der Justinianische Codex, und von orthographischen Werken einiger ziemlich unbekannten Autoren.

Aber alles, was er bis jetzt geleistet hatte, wurde durch die glücklichste und glänzendste seiner Entdeckungen verdunkelt. Ich meine die längst ersehnte Abhandlung Cicero's „de republica." Petrarca, Poggio und Bessarion, nebst einer Schaar von Philologen, hatten eifrigst, aber vergebens gesucht, diese Abhandlung zu finden. Sie war ihren Nachforschungen entgangen. Unter einer Abschrift des Commentars über die Psalmen von dem heiligen Augustin entdeckte Mai das Buch in großen starken Schriftzügen geschrieben, den Titel noch ganz lesbar. Ich kann mich wol noch an die Aufregung erinnern, welche die Ankündigung dieses glücklichen Fundes in der literarischen Welt Roms hervorbrachte. Natürlich nahm es einige Zeit weg, um das Werk für die Herausgabe vorzubereiten. Ich hörte in der That von dem gelehrten Entdecker selbst, daß er, während man neue Typen goß und Anstalten für die Herausgabe des Buches in ganz Europa machte, emsig damit beschäftigt war, auf alle Citate von diesem Werke Cicero's Jagd zu machen, die in den schweren Foliobänden späterer Schriftsteller namentlich der Kirchenväter zerstreut waren. Gerade derjenige Kirchenvater, dessen Arbeiter das Buch vor Vernichtung bewahrten und es mit einer Patina oder antiquarischen Kruste bedeckten, wodurch so oft eine werthvolle Medaille gerettet wird, lieferte keine geringe Anzahl von Auszügen, die entweder in

den entdeckten Theilen gefunden wurden und so ihre Aechtheit bestätigten, oder ihnen fehlten und so Lücken ausfüllten.

Wie oft habe ich jenes kostbare Buch in meiner Hand gehabt, während der Mann, dessen Ruhm es die Krone aufsetzte, umstehenden Freunden den ganzen Hergang der Entdeckung erklärte, so wie die Art und Weise, wie er in das wirre Chaos seiner Blätter Ordnung brachte. Ja es war selten der Fall, daß ich eine Gesellschaft in die Vaticanische Bibliothek führte, so lange Msgr. Mai Bibliothekar war, ohne daß er sogleich seine Arbeit verließ, um uns ihre Schätze zu zeigen und nicht den geringsten darunter — sich selbst.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß weitere Ehrenbezeugungen und Beförderungen ihm reichlich zu Theil wurden. Er wurde zum Kanonicus von St. Peter gemacht, — allerdings eine Bürde, aber auch eine Auszeichnung und eine Prälatur des höchsten Ranges. Gregor XVI., welcher seine außerordentlichen Fähigkeiten zum Dienst der Religion angewandt wünschte, ernannte ihn zum Sekretär der Congregation der Propaganda. Dies geschah im Jahre 1833; allein obgleich dies Amt ihn von seinen lieben Manuscripten entfernte und ihm Beschäftigung gab, die für jeden andern Mann hingereicht hätte, so wurden doch dadurch seine Studien nicht unterbrochen. Er durfte die Handschriften mit nach Hause nehmen und fuhr fort abzuschreiben und drucken zu lassen, so viel als früher. Endlich am 12. Februar 1838 ernannte ihn der Papst Gregor zum Kardinal zugleich mit seinem erlauchten Freunde und Nachfolger im Bibliothekar-Amte, mit Mezzofanti.

Aber auch jetzt wurde er zu Aemtern bestimmt, die große Aufmerksamkeit und Emsigkeit erforderten; dennoch trat keine Unterbrechung in seinen Lieblingsstudien ein. Er beschränkte seinen Fleiß nicht auf Palimpseste, sondern

entnahm den Schätzen des Vatikan Geschichten, Gedichte, medicinische und mathematische Abhandlungen, Concilienacten, biblische Commentare, kurz, Werke aus allen Zeiten und jeder Art, klassische, patristische, mittelalterliche und sogar neuere, nicht nur griechische und lateinische, sondern auch arabische, syro-chaldäische und armenische, und gab sie im Drucke heraus. Unter den Auspicien Gregors stellte er die berühmte vaticanische Presse wieder her, welche früher die Prachtausgabe der Werke des hl. Ephrem geliefert hatte. Er ließ für dieselbe neue Typen für verschiedene Alphabete nach den besten Mustern alter Manuscripte gießen, und benützte sie besonders zum Drucke des großen Codex Vaticanus, welchen er abschrieb.

Die Früchte dieses unermüdlichen Fleißes sind kurz folgende:

1. „Scriptorum veterum nova collectio,“ eine Sammlung von kirchlichen und Profanschriftstellern aus verschiedenen Zeiten in zehn großen Quartbänden.

2. „Classici scriptores ex codicibus Vaticanis editi,“ in zehn Bänden von kleinerem Umfange. Diese zwei Sammlungen folgten schnell auf einander; die erste begann im Jahre 1827 und die zweite wurde im Jahre 1838 geschlossen.

England blieb nicht hinter andern Ländern zurück, um den Genius und den unermüdlichen Fleiß dieses großen Mannes zu ehren. Die königliche Literaturgesellschaft erkannte ihm im Jahre 1825 ihre goldene Medaille zu mit folgender Inschrift auf der Kehrseite: Angelo Maio Palimpsestorum inventori et restauratori.

Literarische Auszeichnungen regneten auf ihn von allen Seiten und seine Büste wurde in den Sälen gelehrter Gesellschaften aufgestellt. Allein seine Arbeiten hatten damit kein Ende. Da er noch reichlich Material vorräthig

fand, das der Veröffentlichung werth war, so unternahm und vervollständigte er:

3. Das „Spicilegium Romanum,“ eine andere Sammlung von zehn Bänden, die er im Jahre 1844 fertig brachte.

Im Jahre 1853 beim Tode des Kardinals Lambruschini wurde er zum Kardinal-Bibliothekar ernannt. Man kann allerdings nicht wol sagen, daß diese Ernennung seine Lebensweise änderte oder seine günstigen Gelegenheiten vermehrte. Er setzte wieder sein Werk fort und begann die Herausgabe einer neuen Sammlung von zwölf Bänden.

4. „Nova Patrum Bibliotheca.“ Es waren erst sechs Bände erschienen, als der Tod seinen Arbeiten leider zu früh ein Ende machte. Derselbe trat am 8. Dezember 1854 nach einer kurzen Entzündungskrankheit, die nur fünfunddreißig Stunden dauerte, zu Albano ein, wohin er sich begeben hatte, um eine Luftveränderung zu haben. Sein Ende war ruhig, gottergeben und fromm.

Schon das Verzeichniß der Schriftsteller, von denen er einige Werke zum ersten Male veröffentlichte, würde mehrere Seiten füllen, aber es ist vielleicht der Erwähnung werth, daß es, abgesehen von den vielen klassischen Autoren, die er auf diese Weise herausgab, nicht ein einziges Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung vom zweiten bis zum siebenzehnten gibt, aus dem er nicht wichtige und früher unbekannte Werke an's Licht brachte. Er versicherte mich, daß er alles mit eigener Hand abgeschrieben, wenn es griechisch war, übersetzt und ganz allein Noten und Vorreden hinzugefügt habe, die in der Regel voll Gelehrsamkeit waren. Dies war jedoch zu einer frühern Zeit; denn in der Vorrede zum zweiten Bande seines letzten Werkes nennt er den Abbatte Matranga als seinen Assistenten. Er hatte auch für morgenländische Manuskripte den Beistand gelehrter Orientalisten.

Seine Abschrift des berühmten Manuskriptes der gan-

zen griechischen heiligen Schrift wurde viele Jahre vor seinem Tode gedruckt. Warum sie nicht veröffentlicht wurde, das schien Niemand als er selbst zu wissen. Ein paar Jahre vor seinem Tode fragte er mich, ob ich glaube, daß ein Verleger den ganzen Druck auf eigene Rechnung übernehmen würde. Nun aber darf man es für das Beste halten, daß die Veröffentlichung verzögert wurde; denn bei dem Abdrucke eines solchen Manuskriptes ist die strengste Genauigkeit das erste Erforderniß. Nicht nur ein Wort, sondern ein Buchstabe, ein Zeichen, ein Jota oder Pünktchen, das von dem Manuskripte abweicht, schadet dem Werthe der Copie, so fern sie in gewissen zweifelhaften oder schwierigen Stellen den Schiedsrichter machen soll. Unendliche Streitigkeiten können sich über eine Lesart erheben, die man im Glauben an den richtigen Abdruck für die Lesart des Originals hält, und wenn man sich zur endgültigen Entscheidung auf das Manuskript beruft und findet, daß es an einer einzigen Stelle falsch abgeschrieben worden ist, dann hat alles Vertrauen ein Ende. Daß sich aber bei der Abschrift eines so gewaltigen und unbequemen Buches einige geringe Fehler einschleichen, besonders da sie von einem Manne geliefert wurde, der durch zahlreiche andere Geschäfte zerstreut war — dies stimmt ganz mit einem allbekannten Sprichworte*) über den natürlichen Fehler des menschlichen Wesens überein.

Das Werk wurde daher von einer Commission tüchtiger Gelehrter genau verglichen und ein vierzehn Seiten langes Verzeichniß von Fehlern demselben angehängt. Mit dieser genauen Korrektur ist es jetzt ausgegeben worden.

Das Testament dieses eben so achtungswürdigen als gelehrten Mannes war von seiner eigenen Hand geschrieben und zeichnete sich durch seine menschenfreundlichen Bestim-

---

*) Errare humanum est.

mungen aus. Allen seinen Dienern wurde ihr voller Lohn auf Lebenszeit gesichert, wenn sie zehn Jahre in seinem Dienste gewesen, der halbe Lohn, wenn es sechs waren. Ueberdies sollte eine große Summe unter sie vertheilt werden. Für die Armen seines Geburtsortes stiftete er zwölf tausend Thaler. Ueberdies machte er sie nach Abzug seiner Legate zu Haupterben. Seiner Pfarrkirche vermachte er alle seine Kirchengeräthschaften: Silbergeschirr und Meßgewande.

Von seiner Bibliothek sagt er, er würde sie gerne dem römischen Klerus zum allgemeinen Gebrauche hinterlassen haben; aber er habe nicht die Mittel, für eine Gebäulichkeit zur Aufbewahrung derselben zu sorgen, auch fehle es ihm an den nöthigen Fonds, um die Bibliothek zu vermehren oder um die nöthigen Beamten zur Obhut derselben zu besolden. Er wünscht daher, sie möchte geschätzt und verkauft werden, aber so, daß, wenn die päpstliche Regierung zum Kaufe geneigt wäre, der Preis nur die Hälfte des geschätzten Werthes betragen sollte. Allein auch wenn dies der Fall sein sollte, macht er es zur Bedingung, daß diese Sammlung in einem eigenen Lokale bleiben und seinen Namen führen oder daß wenigstens jedes Buch sein darin bereits angebrachtes Wappen behalten soll. Seine Manuskripte hinterließ er unbedingt der Vatikana. Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß der Papst sogleich Befehl zum Ankaufe der Bibliothek gab, welche einen eigenen Saal erhielt in der großen Bibliothek, über welche Mai von Neuem einen solchen Glanz ausgegossen hatte.*) Pius IX. besuchte dieselbe zur Zeit des Carneval 1856.

---

*) In dem Berichte, welchen der Präsident der königlichen Literaturgesellschaft im Jahre 1855 vorlas, kam die Stelle vor, „daß wegen der dürftigen Finanzen oder der Filzigkeit der päpstlichen Regierung die Bibliothek verkauft worden sei. Dies wurde in dem

Eine kleine Anekdote knüpft sich an diesen Theil seines Testamentes. Einige Tage vor seinem Tode, während er scheinbar im vollen Besitze seiner gewöhnlichen Gesundheit war, hielt sein Wagen an der Thür eines wohlbekannten Buchhändlers, dessen er sich bei seinen Büchereinkäufen viel bediente, und er fragte ihn, ob es nichts Neues im Verfolge seiner Unternehmungen gäbe? Der Buchhändler, überrascht, erwiederte, vor dem Winter werde nichts zu machen sein. „Dann," sagte der Kardinal, „werden Sie bald ein gutes Stück Arbeit bekommen." „Was für eine," war die natürliche Frage. „Mein lieber B—," versetzte Mai mit Thränen in den Augen und indem er seinem treuergebenen Clienten die Hand drückte, „Sie werden bald meine Bibliothek zu schätzen haben. Leben Sie wohl!" Dieser Umstand und daß er zum ersten Mal den Schlüssel seines Privatkabinets, wo seine geheimen Papiere waren, bei seinem Testamentsvollstrecker, dem Kardinal Altieri, ließ, brachte natürlich alle

---

jährlichen Bericht für 1856 S. 10 als ein „Erratum" berichtigt, aber keine Entschuldigung vorgebracht für den Gebrauch eines so beleidigenden, mit Unrecht angewandten Wortes. Der heilige Stuhl oder die päpstliche Regierung kann zu arm sein oder gewesen sein, um alle ihre Wünsche ausführen zu können. Sie mag ökonomisch gewesen sein, hat es aber nie verdient, als „filzig" bezeichnet zu werden. Pius VII. kaufte die Bibliothek des Kardinals Zelada für den Vatikan, Leo XII. Cicognara's seltene Sammlung. Derselbe Papst vermehrte die in ihrer Art einzige Sammlung von Papyrus-Rollen, die Pius VI. angelegt hatte. Gregor XVI. fügte zur vatikanischen Bibliothek zehn Säle hinzu und schenkte ihr ein höchst werthvolles Kabinet von Gemälden aus der ersten christlichen Zeit, stiftete überdies drei neue Museen. Wahrhaftig, selbst wenn Pius IX., der so viel gethan hat, nicht im Stande gewesen wäre, Mai's Bibliothek zu kaufen, so hätte doch ein solcher Ausdruck auf seine Regierung nicht angewendet werden sollen. Aber England darf sich weigern, die Soulage'sche Sammlung zu kaufen, ohne daß man ihm solche Vorwürfe macht.

auf die Vermuthung, daß gewisse Vorboten, die andere nicht sahen, ihn an seine herannahende Auflösung mahnten.

Sein Marmordenkmal, bei seinen Lebzeiten begonnen, ist ein schönes Muster des Cinquecento-Stils. Von der Basis aus erheben sich zwei korinthische Pfeiler zwischen einer tiefen Nische, mit einem Bogen darüber. In der Nische befindet sich ein reichverzierter Sarkophag, auf welchem das Bild des Kardinals ruht, das ihn vorstellt, wie er eben seine Werke, auf die er hindeutet, der fleischgewordenen Weisheit darbringt, die in halberhabener Arbeit auf dem obern Theile der Vertiefung dargestellt ist. An den Wänden sind Medaillone, welche die Ernennung Mai's als Bibliothekar der ambrosianischen und vatikanischen Bibliothek darstellen.

Ueber ihnen und unten sind Engel angebracht, welche Rollen halten, auf denen in griechischer, lateinischer, hebräischer und altsyrischer Sprache die Texteswort aus dem ersten Buche Esdras, 7, 6 angeführt sind: „Er war ein schneller Schreiber im Gesetze." Der heilige Geist und die lateinischen Kirchenlehrer in halb erhabener Arbeit nehmen die innere Seite des Bogens ein; über demselben außerhalb, erhebt sich das architektonische Karnieß, dann eine halbkreisförmige Lünette mit dem Wappen des Kardinals und über das Ganze ragt das triumphirende Kreuz empor.

Unter Mai's Papieren fand sich seine eigenhändig geschriebene Grabschrift, sie ist auf die Basis des Denkmals eingegraben, das jetzt in seiner Titelkirche von St. Anastasia errichtet wird. Benzoni, einer der ausgezeichnetsten Künstler Roms ist der Bildhauer, welchen Mai selbst zu der Arbeit erwählte. Folgendes ist das Epitaph, das darauf eingemeißelt ist:

Qui doctis vigilans studiis mea tempora trivi,
Bergomatum soboles, Angelus, hic jaceo,

Purpureum mihi syrma dedit rubrumque galerum
Roma, sed empyreum das mihi, Christe, polum.
Te exspectans, longos potui tolerare labores;
Nunc mihi sit tecum dulcis et alta quies.

Der nachsichtige Leser wird vielleicht das Folgende als Uebersetzung annehmen:

Der ich der Wissenschaft geweiht mein Leben,
Bergamo's Sproß', Angelo, lieg' ich hier;
Purpuren Kleid und Hut hat mir gegeben
Rom; doch, o Herr! du gibst den Himmel mir!
Dein harrend, trug ich gern die Müh'n hienieden;
Jetzt sei bei Dir mir süßer, tiefer Frieden.

Diese Grabschrift läßt uns den Mann erkennen; er ist sich allerdings seiner großen Anlagen nicht unbewußt, so wenig als ihrer edlen Anwendung; er ist nicht blind für seinen lebenslangen Fleiß und seine wohlverdienten Erfolge, aber er bleibt dennoch in allem und durchaus den Grundsätzen, den Gedanken und dem Betragen eines wahren Geistlichen getreu. Ein solcher war Mai im eminenten Sinne des Wortes von der Jugend an bis zum hohen Alter, geziert mit jeder Priestertugend, aber dabei so bescheiden und demüthig, daß er, wenn man mit ihm von seinen großen Werken sprechen wollte, den Gegenstand des Gespräches sogleich änderte, mit einem Erröthen und einem freundlichen Widerspruche, welcher offenbar aufrichtig war. Sein Leben war höchst einfach und mäßig. Er stand sehr früh auf, setzte sich nach der Messe schon vor sechs Uhr zu seinen Büchern nieder und studierte den ganzen Morgen; nur eine leichte Mahlzeit unterbrach seine Arbeiten. Natürlich hatte er in einer Periode seines Lebens, sowohl vor als nach seiner Erhebung zur Kardinalswürde, amtliche Audienzen zu ertheilen, und er war nie von einem Gottesdienste abwesend, welchem andere seines Ranges anwohnten. Dennoch verwendete er jeden Augenblick, der diesen Pflichten, welche

immer vollständig erfüllt wurden, entzogen werden konnte, auf seine Lieblingsstudien, und ich möchte zweifeln, ob in den wenigen Augenblicken, die ein Sekretär brauchen mochte, um nach einem Papiere in das nächste Zimmer zu gehen und damit zurückzukehren, aus dem offen auf dem Tische liegenden Manuskripte nicht eine Linie abgeschrieben oder übersetzt wurde. Er ging selten in Gesellschaft, außer für einige Minuten, wo die Höflichkeit es gebieterisch verlangte. Eine Ausfahrt ganz allein, woran zuweilen Theil zu nehmen ich für eine Ehre achtete, vielleicht ein kurzer Spaziergang, war fast alles, was er sich zur Erholung erlaubte und was seinen vertrauten Umgang daheim mit jener keuschen Weisheit unterbrach, die schon frühzeitig sein Herz gefesselt hatte. Bald nach der Abenddämmerung entließ er seine Diener, seine äußere Thüre wurde unerbittlich verriegelt, und mit seinen Handschriften allein verlängerte er seine Studien, beim Schein der einsamen Lampe, bis über die Mitternacht hinaus, man wußte nicht, bis zu welcher Stunde.

Diese Zurückgezogenheit und Ungeselligkeit ließ ihn Solchen, die ihn nicht kannten, als mürrisch oder stolz erscheinen; aber diese Ansicht änderte sich, sobald man ihm nahe kam. Er war äußerst leutselig, freundlich und bereit, mit einem Rathe oder Winke, den er fallen ließ, zu helfen und so oft er auch in seiner Arbeit unterbrochen werden mochte, so verrieth er doch nie Ungeduld oder den Wunsch, des Besuches los zu sein. Sein Gesicht verleitete vielleicht manche, seinen Charakter falsch zu deuten. Eine überaus edle Stirne, groß genug, um eine Masse von Kenntnissen, gut geordnet, in sich zu schließen, zog das Auge dessen an, der einer päpstlichen Funktion beiwohnte; und flößte in der Regel den Wunsch ein, zu erfahren, wessen Gesicht sie auszeichnete; sodann kamen Augen, die tief unter Brauen lagen, welche etwas zusammengezogen waren, durch die Anstrengung, die eine kurzsichtige Person macht, um zu sehen,

bis der Ausdruck jener Anstrengung ein bleibender geworden ist. Seine Gesichtszüge waren würdevoll und trugen den Stempel eines hohen Geistes an sich. Allerdings war seine Unterhaltung ernst, für einen Zuschauer streng, aber nicht wenn man ihm zuhorchte. Man sprach natürlich mit ihm über ernste Gegenstände, lernte gern etwas aus seiner Unterhaltung, hörte mit Hochachtung oder vielmehr mit Ehrfurcht zu und fühlte sich einem tugendhaften und weisen Manne gegenüber, mit welchem vertraut gewesen zu sein, dereinst zur Ehre gereichen durfte. Aber es zeigte sich nicht eine Spur von Hochmuth oder Anmassung oder sarkastischem Wesen an ihm; man spürte nichts von dem gewichtigen Drucke, den das Genie und eine seltene Gelehrsamkeit manchmal empfinden lassen, obwol beides, die Gelehrsamkeit und das Genie in allem, was er that oder schrieb, sich leicht erkennen ließen. Sein Betragen war ruhig und ernst, aber leidenschaftslos; er sprach überzeugend und beredt, ohne heftiges Geschrei. Seine im Drucke erschienenen Reden sind Muster einer schönen Diktion und edler Gedanken.

Man warf ihm jedoch gewöhnlich vor, daß es ihm an Liberalität fehle, auch andern seine literarische Schätze benützen zu lassen. Man pflegte insgemein zu sagen, daß er den Vatikan den Gelehrten besonders aus fremden Ländern verschloß, welche für irgend ein Werk Manuscripte zu vergleichen wünschten. Wenn ich aus persönlicher Erfahrung sprechen soll, so kann ich nur sagen, daß ich diesen Fehler niemals fühlte oder beobachtete. Ich fand ihn immer nicht bloß gefällig, sondern jederzeit außerordentlich freundlich, und ich durfte alle Manuscripte, die ich brauchte oder zu studieren wünschte, untersuchen, vergleichen, abschreiben oder durchforschen *), und ich sah in der Regel das große

*) Schon im Jahre 1827 wurden diese Gefühle von mir offen ausgesprochen in der folgenden Stelle: Neque pariter silentio

Lesezimmer in der Bibliothek gedrängt voll von Gelehrten, die sich mit Handschriften beschäftigten. Bloße Müssiggänger oder Leute, die mit keinem bestimmten Zwecke kamen, pflegte er natürlich nicht zu ermuthigen, ihren Besuch zu wiederholen; aber ich möchte bezweifeln, ob irgend ein großes classisches Werk in unserer Zeit erschienen ist, das die Vortheile, die sich aus römischen Manuscripten ziehen lassen, nicht benützen konnte in Folge einer solchen Weigerung sie prüfen zu dürfen, oder ob irgend ein gehörig empfohlener Gelehrter abgewiesen wurde. Wie die meisten Personen, die selbst hart arbeiten, und daher auch von ihrem Untergebenen eine vollständige Arbeit verlangen, hatte Mai seine Tadler in der Bibliothek selbst, aber die Zeit hat die Strenge, womit er von ihnen Wachsamkeit und Fleiß forderte, vollkommen gerechtfertigt.

Vielleicht dürften wir ihn und seine Studien nicht übel kennzeichnen, wenn wir zwei Lobsprüche eines alten Dichters mit einander verbinden und unserem Zwecke anpassen.

Mit Recht konnte Niebuhr von ihm sagen, er sei ein Mann gewesen, den Gott unserm Zeitalter schenkte, und welchem kein Bürger oder Fremder, — um die Worte des Ennius zu brauchen, — die Früchte seiner Arbeiten zu vergelten im Stande sein wird. *)

Angele Mai," studiose, memor, celer, ignoratis
Assidue in libris, nec nisi operta legens;

---

praetermittendus Vir toto litterario orbi clarus. Ill. Angelus Mai, sub cujus auspiciis Bibliothecae Vaticanae κειμήλια Syriaca evolvi: quique cum nihil a se alienum putet quod litteris sacris profanisque, quas omnes dum colit exornat, possit benevertere, me in his studiis aliquid proficere conantem, jam non dicam humanitate, sed et benevolentia est prosecutus. Horae Syriacae, Praef. p. XIII.

*) In vita Agathiae.

Exesas tineis opicasque evolvere chartas
  Major quam promtis cura tibi in studiis.
Aurea mens, vox suada tibi, tum sermo quietus:
  Nec cunctator eras, nec properante sono.
Pulchra senecta, nitens habitus, procul ira dolusque,
  Et placidae vitae congrua meta tibi."

Will der geneigte Leser wieder eine geringfügige Uebersetzung von uns annehmen?

Angelo Mai" behend, rastlos, tieffassenden Geistes
  Liest du, je fremder ein Buch, klarer die Schrift und den Sinn.
Fröhlicher blätterest du in der modrig vergilbeten Rolle,
  Denn in nach heutiger Art Allen bequemlichem Werk.
Gold im Gemüth, Wohlklang in dem Laut und Ruhe beim Vortrag
  Hielt Dir Zögerung fern, hemmte zu flüchtigen Ton.
Schön in dem Silbergelock, so rein, so friedesam, arglos
  Siehst du der heiteren Bahn würdig gesegnetes Ziel!"

Ausonius, Prof. de Victorio und Staphylio.

6. Kapitel.

Charakter Gregors XVI.

Es lebt noch wenigstens ein durch seine Liebe zur Kunst berühmter englischer Edelmann, welcher Pius VII. sah, als dieser zu Venedig im Jahre 1800 zum Papste erwählt wurde, und es ist zu bezweifeln, ob es noch eine andere Person im vereinigten Königreiche gibt, deren Erinnerungen an Päpste soweit zurückreichen. Es gibt jedoch Hunderte, wo nicht Tausende, die sich an Gregor XVI. erinnern, die ihm vorgestellt worden sind und also noch deutliche Eindrücke seines Aussehens, seines Benehmens und seiner Unterhaltung bewahrt haben. Kaum ein Engländer, dessen Reisen in sein langes Pontifikat fielen, verließ Rom ohne die Ehre und Freude gehabt zu haben, ihm vorgestellt worden zu sein. Man kann daher wol sagen, daß in Bezug auf solche Punkte, die bloß in das Auge fallen, Erinnerungen an ihn über das ganze Land verbreitet, und in der

That in einer oder der andern Generation jeder gereisten Familie vorhanden sind.

Die Bemerkungen, die man von solchen oberflächlichen Beobachtern hörte, bestanden darin, daß seine Züge auf den ersten Anblick nicht aus so edlem Gusse zu sein schienen, wie die seiner Vorgänger; sie waren breit und gerundet und es fehlte ihnen jener schönere Ausdruck, der an den höhern Genius oder den verfeinerten Geschmack erinnert. Allein dieses Urtheil hörte sogleich auf, wenn man mit ihm in nähere Berührung und in's Gespräch kam. Er drückte sich in keiner Sprache als in der italienischen und lateinischen geläufig aus, und deshalb vermochten Personen, die mit ihm mittelst eines Dollmetschers sich unterhielten, wie z. B. der verstorbene Baron Kestner, und denen jeder Satz zweimal wiederholt werden mußte, sich nur eine sehr unvollkommene Meinung von seiner Unterhaltungsgabe zu bilden. Aber diejenigen, die fließend italienisch sprechen konnten, und ihm bloß nahten, um seinen Segen zu empfangen, sahen sich bald in eine vertrauliche Unterhaltung verwickelt, die ihnen seine doppelte Würde bald in Vergessenheit brachte. Dann, und noch mehr, wenn er über ernstere Gegenstände sprach, strahlte sein Angesicht auf einmal und nahm einen glühenden Ausdruck an; seine Augen wurden glänzend und belebt und seine Intelligenz und Gelehrsamkeit gaben sich in seiner fließenden und anmuthigen Rede kund. Ich erinnere mich an einen englischen Gelehrten, der in seiner Audienz auf die Poesie zu sprechen kam, und nachher ganz erstaunt war über die scharfsinnigen Bemerkungen des Papstes, sowie über die umfassende und vertraute Bekanntschaft desselben mit diesem Gegenstande. Seine Gesundheit war kräftig und er konnte körperliche und geistige Anstrengungen im hohen Grade aushalten. Bei seinen täglichen Spaziergängen konnte er die meisten seiner Begleiter müde machen. Sein Lieblingsgang war

über Ponte-molle hinaus, den alten Flaminischen Weg entlang nach Torre die Quinta, eine bedeutende Entfernung: und er freute sich, wenn er sah, daß viel jüngere Leute froh waren, wieder zu Pferd zu steigen oder in ihrem Wagen nach Hause zurückzukehren. Sein Befinden war in der That bei seiner Thronbesteigung so frisch und gesund, daß er es ablehnte, für seine eigene Person einen Arzt oder Chirurgen zu ernennen, sondern befahl, die Besoldungen dieser und anderer Aemter, die er ebenfalls unbesetzt ließ, sollten zu einem Pensionsfond für die Diener und Beamten des Palastes angelegt werden. Diesen Fond pflegte und vermehrte er, bis er bedeutend angewachsen war. Nach einigen Jahren jedoch wurde sein Gesicht von einem krebsartigen Leiden befallen und im Jahre 1835 ließ er auf den Rath des preußischen Ministers einen geschickten Arzt, Dr. Alertz, aus Aachen kommen, mit dem ich zufällig auf einem Dampfschiffe in Gesellschaft des Dr. Reumont reiste, welcher seit vielen Jahren der preußischen Gesandtschaft zu Florenz zugetheilt und in der Kunstliteratur durch seine gediegenen Schriften über Andrea del Sarto wohl bekannt ist. Der junge Deutsche hielt im Vereine mit dem italienischen Palastarzte den Fortschritt der Krankheit auf, so daß es nicht scheint, als habe dieselbe auf Gregor's Constitution eingewirkt oder seine Tage abgekürzt.

Dieser starke Körperbau und diese gesunden Organe setzten den Papst während seiner Regierung in den Stand alle geistlichen und weltlichen Geschäfte mit unermüdetem Fleiße und stets gleicher Freudigkeit zu verrichten. Sein strenges Klosterleben hatte ihn an die Regelmäßigkeit und sogar Einförmigkeit der päpstlichen Lebensweise gewöhnt; an das Frühaufstehen, an die Abgeschlossenheit von gesellschaftlichen Genüssen, an die stillen Mahlzeiten, an so manche einsame Stunden und an eine ununterbrochene Beschäftigung. Er begann seine Morgen so wahrhaft mit der Ma-

tutin, daß er auf die Begleitung eines Caplans zu seiner Messe verzichtete, indem er sagte, es wäre unbillig von andern Personen zu erwarten, daß sie sich in seine ungewöhnliche Zeiteintheilung schicken sollten. Sein Diener allein assistirte ihm. Eine besondere Einfachheit in der Lebensweise zeichnete ihn aus. Als er noch Kardinalpräfekt der Propaganda war, habe ich dies öfters bemerkt und gesehen, wie er selbst das zu thun pflegte, wozu man gewöhnlich einen Diener ruft. Daher kam es, daß er, während er für den Glanz des Gottesdienstes reichlich sorgte und manche geraubte Ornamente ersetzte, selbst nichts Kostbares tragen mochte *).

Sein kräftiger Geist schien, wie schon bemerkt worden, vor keinem Aufwande von Fleiß für irgend ein Geschäft zurückzubeben. Es war wirklich kein müßiges Leben, das er führte. Bei der Verwaltung kirchlicher Angelegenheiten sind die Geschäfte unter Congregationen getheilt, aber das schließliche Resultat hängt bei jedem wichtigen Falle von der päpstlichen Gutheißung ab. Es war bei Gregor nichts Ungewöhnliches, daß er zögerte, seine Zustimmung zu geben, sich in einer Sache die Papiere bringen ließ und endlich zu einer ganz andern Entscheidung kam, als die Congregation. Kardinal Acton sagte öfters, er habe acht oder zehn Fälle gekannt, in welchen der Papst sich weigerte, das Urtheil einer Congregation zu bestätigen, ja es endlich aus kanonischen Gründen umstieß, welche von den vielen gelehrten Männern übersehen worden waren, die sich früher mit der Untersuchung der Sache beschäftigt hatten. Diese instinktmäßige Einsicht zeigte sich auch in Fällen, die weit entfernte Länder betrafen. Ein Beispiel betraf Canada. Ein ausgezeichneter Bischof jenes Landes erklärte, der Papst

*) Z. B. reich gestickte Schuhe; nach dem Herkommen trägt der Papst immer das Kreuz auf den seinigen.

habe über einen dasselbe betreffenden Beschluß der Propoganda sein Bedenken geäußert, und in ein paar Tagen seien neue Nachrichten eingelaufen, welche die Richtigkeit seines Urtheils vollkommen rechtfertigten. Ein ähnlicher Fall kam mit Deutschland vor.

Ich erinnere mich, daß ich ihn einst, als ich eine Privataudienz hatte, mit Schreiben beschäftigt fand. Er schrieb einen langen lateinischen Brief an einen Bischof in Deutschland und las mir ihn mit der größten Herablassung vor. Meisterhaft dem Inhalte und der Form nach brachte er in der That die beabsichtigte Wirkung hervor, obwol er einen Fall betraf, wo die päpstliche Autorität sehr selten ausgeübt wird. Ebenso schrieb er selbst eine Antwort von mehreren Bogen an einen der Bischöfe Englands über einen Gegenstand, der sich auf eine kirchliche Angelegenheit dieses Landes bezog.

Im Anfange seiner Regierung erschienen lange Edikte über die Wirren und Unruhen der damaligen Zeit, die voll rührender Aufrufe und großherziger Gesinnungen waren und wie ich glaube, als aus seiner eigenen Feder geflossen angesehen wurden. In Fällen, wo es sich um Tod und Leben handelt, ist das Stillschweigen des Papstes über den Bericht des Processes, welcher ihm von dem obersten Richter vorgelegt wird, gleichbedeutend mit einer Bestätigung des Urtheils, das dann seinen Lauf nimmt. Aber Gregor ließ sich immer die vollständigen Actenstücke bringen und ging sie sorgfältig durch. Wenn er bei der Zurückgabe der Papiere keine Bemerkung machte, so verstand es sich von selbst, daß er das Todesurtheil stillschweigend guthieß. Oefter jedoch neigte er sich der Gnade zu und Hinrichtungen fanden selten und nur wegen abscheulicher Verbrechen statt. Ich erinnere mich nicht, daß ein einziger politischer Verbrecher unter seiner Regierung hingerichtet wurde.

Bei der Erfüllung seiner hohen Pflichten sah er nicht

die Person des Menschen an und kümmerte sich nichts um den Stolz und die Macht derjenigen, mit denen er es zu thun hatte. Auf einen großen Kampf, den er aushielt, wurde unter dem letzten Pontifikate angespielt, ohne daß wir die Absicht hätten, den Faden der Erzählung desselben hier wieder aufzunehmen. Die Bemerkung mag hinreichen, daß er in der letzten Phase desselben, bei der Gefangensetzung des Erzbischofes von Köln, seinen Beruf die dem Schutze seines erhabenen Amtes anvertraute Sache aufrecht zu halten, vollkommen bewährte. In der That verging kaum ein Jahr seiner Regierung, ohne daß er sich in einer Allocution über die Bedrückung der Kirche in dem einen oder andern Lande im Norden oder Süden Europas, im Morgen- oder Abendlande auszusprechen hatte. Er sprach die Wahrheit gerade und offen heraus und ärndtete gewöhnlich die Früchte seiner Geradheit und seines Muthes.

Sein peinlichster Kampf jedoch war der, den er von Angesicht zu Angesicht mit dem größten Souveräne Europa's auszufechten hatte, mit einem Manne, der gewohnt war, ohne Widerspruch zu befehlen und überall dem vollkommensten Gehorsam zu begegnen. Er bildete sich nicht ein, daß es ein menschliches Wesen gebe, welches es sich herausnehmen würde, ihm eine Lektion zu lesen, und noch weniger, ihm einen Verweis zu geben. Es mag nicht unpassend sein vorauszuschicken, daß der gegenwärtige Kaiser von Rußland als Czarowitsch Rom besuchte und von allen Ständen mit der größten Hochachtung, von dem Papste mit der außerordentlichsten Güte empfangen wurde. Der junge Prinz äußerte sich höchlich befriedigt über seine Aufnahme, und ich ließ mir von denjenigen, denen er es gesagt hatte, erzählen, daß er sich ein Portrait von Gregor verschafft hatte, welches er immer bei sich behalten zu wollen erklärte, als das Bild eines tiefverehrten und hochgeschätzten Freundes. Ferner hatte im Jahre 1842 der Kaiser, sein Vater, pracht-

volle Geschenke an den Papst geschickt, eine Vase von Malachit, die jetzt in der vatikanischen Bibliothek steht und ein bedeutendes Quantum von demselben kostbaren Material für die Basilika von St. Paul. Dennoch hatte er nicht aufgehört, hart, um nicht zu sagen grausam, mit seinen katholischen Unterthanen, namentlich den Polen zu verfahren. Dieselben wurden in die griechische Kirchengemeinschaft hineingetrieben, indem man es ihnen unmöglich machte, ihrem eigenen Cultus gemäß zu leben. Man beraubte sie ihrer Bischöfe und Priester und verfolgte sie sogar durch gewaltthätigere Unbilden und persönliche Leiden. Ueber diesen Gegenstand hatte der heilige Stuhl sowol öffentlich als privatim Klage geführt, aber keine Abhilfe und nur wenig oder gar keine Erleichterung wurde erlangt. Endlich im Dezember 1845 kam der Kaiser Nikolaus I. selbst nach Rom. Man machte sowol in Italien, als auch wie ich glaube in England die Beobachtung, was für genaue und strenge Maßregeln ergriffen wurden, um ihn vor jeder Gefahr einer Verschwörung sicher zu stellen; wie seine Wohnung, sein Bett, seine Nahrung, seine Leibwache mit der größten Vorsicht bestellt wurden, um jeden Ueberfall von Seite geheimer Feinde zu verhüten. Sei dem, wie ihm wolle, es stieß ihm kein Unfall zu, wenn wir nicht seine denkwürdige Unterredung mit dem Haupte jener Kirche, die er schonungslos verfolgt hatte, dahin rechnen, — mit ihm, als dessen Nebenbuhler er sich ansah, da er wirklich das autokratische Haupt eines großen Theils der sogenannten orthodoxen Kirche und der anerkannte Schutzherr ihres ganzen Bekenntnisses war. Es wurde ausgemacht, daß der Kaiser von dem Herrn Buteneff, seinem Minister zu Rom, begleitet sein, und daß der Papst einen Kardinal zur Seite haben sollte. Er wählte dazu, wie schon gesagt, den englischen Kardinal Acton. Es war dies nicht eine gewöhnliche Anordnung bei einem fürstlichen Besuche, sondern gab ihm vielmehr das

Ansehen einer Konferenz, was er in der That war. Der Papst fühlte, daß er eine feierliche und peinliche Pflicht zu erfüllen hatte. Konnte er den Verfolger seiner Heerde ihm sich nahen und wieder abziehen lassen, ohne ein Wort des Tadels oder sogar des Vorwurfes? Konnte er ihn mit einem einschmeichelnden Lächeln und einer nicht redlich gemeinten Umarmung empfangen, mit ihm über unbedeutende Gegenstände, wie sie gerade an der Tagesordnung waren oder über die kalte weltliche Politik sprechen? Unmöglich! Das wäre zwar nicht gegen die persönliche Neigung, aber gegen den geistlichen Charakter gewesen, den er hatte als Vater der Gläubigen, als Vertheidiger der Schwachen, als Hirt der schwer bedrohten Heerde, als Beschützer der Verfolgten, als Nachfolger furchtloser, unnachgiebiger, gemarterter Päpste, als Statthalter dessen, der den heranschleichenden Wolf ebenso wenig fürchtete, als wenn dieser offen auf den Raub ausging. Es wäre für sein Gewissen ein nagender und ewiger Vorwurf gewesen, wenn er die Gelegenheit unbenützt gelassen hätte, Angesicht gegen Angesicht zu sagen, was er von dem Abwesenden geschrieben und gesprochen hatte, oder wenn er sein Vorrecht als Souverän nicht benutzt hätte, um seine Mission als Papst zu unterstützen. Er würde durch seine Feigheit oder Nachsicht, — wiewol man es vielleicht höfische Feinheit oder Milde des Charakters genannt hätte, — all' das Selbstvertrauen und die Furchtlosigkeit eines fanatischen Verfolgers bekräftigt haben, der über alles erhaben dastand, und dem nur eine große moralische Macht entgegentreten konnte.

Gewiß hing von dem Entschluße dieses Papstes, wie er handeln sollte, vieles ab. Der sanftmüthigste der Menschen, Pius VII., hatte die Gelegenheit seiner Gefangenschaft nicht versäumt, um seinen gewaltigen Gebieter aus der Fülle des Herzens, aber mit Milde alle die Uebel aufzuzählen, welche die Kirche von seiner Hand erlitten hatte.

Gregor unternahm nie ein wichtiges Werk, ohne vorher viel gebetet zu haben und ein so bedeutungsvolles wie dieses, wurde sicher nicht beschlossen, außer nach langen, inbrünstigen Gebeten. Was des Kaisers Absichten, was seine Ideen, seine Wünsche waren, um nach Rom zu kommen und eine persönliche Zusammenkunft mit dem Papste zu haben, darüber lassen sich unmöglich Vermuthungen anstellen. Hoffte er etwa durch sein glänzendes, wahrhaft majestätisches, soldatisches und kaiserliches Auftreten ihn niederzubeugen, oder ihn durch schmeichelhafte Reden und unaufrichtige Versprechen zu hintergehen und zu gewinnen? Oder glaubte er, der Papst werde nachsichtig schweigen, was man dann als Gutheißung seines Verfahrens auslegen könnte? Alle Muthmaßungen darüber sind vergeblich. Gewiß aber ist, daß er kam, sah und nicht siegte. Es ist bereits erwähnt worden, daß der Gegenstand und die Einzelheiten der Conferenz von dem einzigen Zeugen derselben zu Rom nie enthüllt wurden. Der Bericht des Papstes selbst darüber war kurz, einfach und zeugte von dem vollen Bewußtsein seiner Macht. „Ich sagte ihm," so sprach er, „alles, was der heilige Geist mir eingab." Und daß er nicht vergeblich gesprochen, Worte, die bloß im Winde verhallten, sondern solche, die gut angebracht waren und den rechten Fleck trafen, dafür haben wir einen andern Zeugen. Ein englischer Gentleman befand sich in einem Theile des Palastes, durch welchen der kaiserliche Gast kam, als er von seiner Unterredung zurückkehrte, und er beschrieb dessen ganz verändertes Aussehen. Er war eingetreten mit seinem gewöhnlichen festen und königlichen Aussehen, imponirend durch die statuengleichen Gesichtszüge, durch die stattliche Körpergestalt und die martialische Haltung, frei und ungezwungen, mit huldvollen Blicken und herablassenden Gebärden des Grußes. So schritt er durch die lange Reihe von Vorzimmern, — der kaiserliche Adler, glänzend und

feurig mit glattem Gefieder und mit flammendem Auge, in all' der Herrlichkeit der Schwingen, die kein Flug jemals ermüdet, des Schnabels und der Krallen, denen noch keine Beute widerstanden hatte. Er kam heraus mit unbedecktem Haupte, und wenn man das von einem Manne sagen kann, mit aufgelösten Haaren, verstört und blaß, wie wenn er in einer Stunde ein langwieriges Fieber durchgemacht hätte, große Schritte machend, mit eingezogenen Schultern, ohne jemand zu beachten oder zu begrüßen. Er wartete nicht, bis sein Wagen an den Fuß der Treppe kam, sondern stürzte hinaus in den äußern Hof und eilte von dem Orte hinweg, der augenscheinlich der Schauplatz einer Niederlage gewesen. Es war der Adler, der von seinem Horste in den Felsenklüften, „von seinem Neste zwischen den Sternen" *) herabgezogen worden war, die Federn zerzaust und das Feuer des Auges ausgelöscht durch eine Macht, die er bisher verachtet hatte.

Aber wir müssen vollständig gerecht sein. Die Unterredung erregte in ihm weder Gefühle des Grolles noch der Rache. Ohne Zweifel athmete die Rede des Papstes den Geist der Worte auf dem Brustschilde des hohen Priesters: „Lehre und Wahrheit" gesund im Prinzipe und wahr in der That. Diese Worte überzeugten und überwiesen ihn. Thatsachen mit ihren Beweisen waren ohne Zweifel sorgfältig vorbereitet worden und konnten nicht geleugnet werden. Die starke Aufregung, welche Gregor bei andern Gelegenheiten so leicht verrieth, konnte hier nicht zurückgehalten worden sein. Oft sah man, wenn er im Gebete war, die Thränen von seinen glühenden Wangen herabrollen; oft sahen jene, die ihm mit dem Berichte über Noth und Elend nahten, oder die dabei stunden, wenn ihm die Nachricht von einem Verbrechen mitgetheilt wurde, seine Gesichtszüge beben und sein Auge trübe werden durch den

*) Abdias, 1, 8, 9.

doppelten Kummer des Apostels, durch die Thränen der Schwäche mit den Schwachen, durch den brennenden Tropfen des Unwillens über die Sünde. *) Dieses lebhafte Gefühl kann nicht gedämpft worden sein, selbst nicht durch die Kälte einer gedollmetschten Unterhaltung, sondern es muß jene beredten Worte begleitet haben, die aus Gregor's Munde hervorströmten, wenn er im Feuer der Begeisterung war. All' dies muß seine Wirkung gehabt haben, um so mehr, da hier nichts erwidert werden konnte. Mißverstandener Eifer, frühzeitige Vorurtheile und ein übertriebenes Nationalgefühl hatten ohne Zweifel auf das Benehmen des Czaren gegen seine katholischen Unterthanen Einfluß geübt, den bessern Regungen seiner Natur zuwider, welche die Russen immer für gerecht, edelmüthig und sogar väterlich ansahen. Niemand hatte vorher die Gelegenheit oder den Muth gehabt, an das innere Tribunal dieses bessern Gefühls zu appelliren. Zur rechten Zeit angebracht, konnte eine solche Berufung nicht wohl fehl schlagen.

„Prima est haec ultio, quod se
Judice nemo nocens absolvitur, improba quamvis
Gratia fallaci praetoris vicerit urna.“ Juvenal.

Von jener Unterredung an dürfen die Katholiken Rußlands eine mildere Behandlung und vielleicht eine gerechtere Verwaltung ihrer Angelegenheiten datiren.

Man könnte noch andere Beispiele von Gregor's Festigkeit in Fällen anführen, welche jene Tugend ebenso sehr, als Klugheit erforderten. So z. B. wurden die Lehrsätze eines Mannes verurtheilt, von dem bereits erwähnt wurde, daß er dereinst die Hoffnung gab, ebenso der Leiter einer herrlichen politisch-religiösen Schule in Frankreich zu werden, wie er ihr Gründer gewesen war. Ich meine den Abbé de la Mennais. Durch die Encyklika vom 25. Juni 1834 (Singulari Nos) verdammte der Papst die „Paroles

*) 2. Kor. 11, 29.

d'un Croyant," und riß dadurch dem die Maske ab, der sich bald Tausenden, die entweder staunten und vor Betrübniß weinten, in seiner wahren Gestalt zeigte. Aehnlicher verfuhr er mit einer andern Schule, mit den Hermesianern in Deutschland, deren Irrthümer rein theologisch waren und eine rationalistische Tendenz hatten. Diese Schule übte auf die Erziehung der Geistlichen am Rheine einen gefährlichen Einfluß aus; denn sie wurde von Professoren von untadelhaftem Wandel und in der Hauptsache von gesunden Lehrgrundsätzen unterstützt. Der langsam schleichende Irrthum wurde in seinem Entstehen unterdrückt, nach vielen Erörterungen und großer Nachsicht, die man dabei bewies.

Güte und Bedachtsamkeit waren allerdings in allen Handlungen des Papstes erkennbar. Seine Wohlthätigkeit stimmte vollkommen überein mit den Traditionen und der Weisheit des heiligen Stuhles. Kaum verstrich ein Jahr seiner Regierung, das nicht durch irgend einen bedeutenden Privatbeitrag zu dem einen oder andern Werke der Barmherzigkeit bezeichnet gewesen wäre. Bedeutend erhob und erweiterte er die prachtvolle Anstalt San Michele a Ripa, welche Industrie und wohlthätige Zwecke mit einander verbindet und wo unter Einem Dache alle Arten von Leidenden, männliche wie weibliche versammelt sind, vom presthaften und hülflosen Greise an bis herab zum Kinde; von Insassen der Besserungsanstalt bis zu denen der Ammenstube; wo jede Art von Industrie getrieben wird, sowol die Kunst des Malers, Bildhauers und Kupferstechers, als das Handwerk des Webers, des Schuhmachers und des Zimmermanns. Unter der liberalen Verwaltung des Kardinals Tosti und dem besondern Patronate Gregors, welcher die Anstalt jährlich besuchte, um ihre Erzeugnisse der Kunst und Manufaktur einzusehen und welcher selbst auch große Bestellungen machte, ist dieselbe ein Institut geworden, welches die verschiedensten Zweige der christlichen Wohl-

thätigkeit herrlich in sich vereinigt. Dasselbe läßt sich von einer andern ebenfalls wichtigen Zufluchtsstätte für arme Kinder niedern Standes sagen, bei den Termini, d. h. den Thermen des Diokletian. Diese Anstalt war sehr in Verfall gekommen, aber theils durch die Freigebigkeit, aber mehr durch die väterliche Fürsorge des Papstes nahm sie einen neuen Aufschwung und es fehlte nur die vollendende Hand seines Nachfolgers, um sie zu ihrer erreichbaren Höhe zu bringen.

Die lange Regierung dieses Papstes von 1831—1846 gab Gelegenheiten genug, um jene Mildthätigkeit zu üben, welche die rechte Hand vor der linken nicht verbergen kann. So z. B. zerstörten vom 26. Oktober 1831 an bis zum Anfang des Jahres 1832 aufeinander folgende Erdbeben viele Häuser und Dörfer in Umbrien und verwandelten ganze Städte mit ihren kostbaren Gebäuden beinahe in Trümmer. Ich erinnere mich nicht lange nachher durch die Provinz gereist und Zeuge von den fürchterlichen Wirkungen des Erdbebens gewesen zu sein. Einige Dörfer, durch welche der Weg führte, und noch mehr solche, die im Gebirge lagen, wurden gänzlich zerstört, obwol durch eine gnädige Fügung der Vorsehung der Verlust an Menschenleben nicht im Verhältnisse stand zu dem materiellen Schaden. Foligno wurde so erschüttert, daß mit Ausnahme der festgebauten Domkirche und einiger andern öffentlichen Gebäude daselbst nicht ein Haus ohne Stütze war. Und in der That waren über die Hauptstraße nach ihrer ganzen Länge Balken gelegt, welche die geborstenen und bauchigen Wände auf beiden Seiten stützten. Noch jetzt kann der Reisende überall Mauerplatten sehen, woran eiserne Bänder befestigt sind, die jedes Haus innerhalb zusammenhalten. Aber der merkwürdigste und traurigste Einsturz war der, welcher das herrliche Heiligthum von St. Maria degli Angioli traf, dessen Kuppel in der Ebene oder im Thale von Perugia gerade

unterhalb Assisi in die Höhe ragte und ein wunderschöner Anblick war. Diese Kuppel bildete das Dach der berühmten Portiunkula- oder St. Franziskus-Kapelle, des kleinen ländlichen Oratoriums, in welchem der Heilige das Werk seines erstaunlichen Ordens begann. Das ganze Schiff fiel ein, nur die Kuppel über dem kleinen Heiligthum blieb wunderbar stehen, nicht ein Ziegelstein davon wurde verrückt. *)

Subscriptionen für die vielen von diesem Unglücke Betroffenen wurden sogleich eröffnet und der Papst stellte sich an die Spitze. Obwol er und viele andere zu der Kirche reichlich beisteuerten, so gebührt doch das große Verdienst eines geduldigen beharrlichen Almosensammlers einem einfachen Laienbruder des Franziskaner-Klosters, welcher den Dienst in der Kirche versah. Es war dies der Bruder Luigi Ferri aus Bologna, welcher von Land zu Land ging, um Almosen zu betteln, aber dafür oft abschlägige Antworten, Hohn und Spott und manchmal in Gefängnissen und vor Polizeigerichten die Behandlung eines Betrügers erfuhr. Er brachte 16000 Thaler zusammen. Die Kirche wurde vollständig restaurirt und in vierzehn Monaten feierlich wieder eröffnet.

Als ferner die Cholera in Ankona auftrat, einer Stadt, die sich gegen Gregor besonders feindselig gezeigt hatte,

---

*) Als man die Kapelle reinigte, fand man, daß das eine Ende derselben von Pietro Perugino in Fresko gemalt und so gespalten war, daß das Bild dadurch verstümmelt wurde. Overbeck hat ein überaus liebliches Gemälde am andern Ende ausgeführt; es stellt eine himmlische Vision dar, die den heiligen Franz im Gebete mit einem Blumenregen überschüttet. Das Bild ist durch den Kupferstich wohl bekannt. Der Künstler lebte einige Jahre, so lange er an dem Werke arbeitete, in dem anstoßenden Kloster, wie ein anderes Mitglied desselben, und schlug jede Belohnung aus. Im Jahre 1830 hatte er die Arbeit begonnen.

schickte er aus seiner Privatkasse eine bedeutende Unterstützung.

Die Wohlthaten, die er mehr in der Stille übte, waren bekanntlich verschwenderisch, aber eine mehr geistliche Art derselben zeigte sich auf eigenthümliche Weise. Bei einer Gelegenheit wünschte eine spanische Dame, die Gewissensskrupel hatte, ihre bangen Zweifel ihm als obersten Hirten vorzulegen und Gregor ging ihr zu lieb in den Beichtstuhl und versah die Verrichtung eines einfachen Priesters. Eine deutsche Dame, sehr gebildet und geistreich, die Baronin K—, erzählte mir Folgendes: Da sie noch Lutheranerin gewesen sei, habe sie sich besonders zu der katholischen Kirche hingezogen gefühlt und deßhalb um eine Gelegenheit nachgesucht, ihre Zweifel zur Lösung dem heiligen Vater als der höchsten Autorität vorzulegen, und diese Gelegenheit sei ihr sogleich verschafft worden. Er empfing sie in seinem Garten, befahl seinen Begleitern an einer Stelle desselben zurückzubleiben, und ging dann in ihrer Gegenwart mit derselben auf und ab, bis er ihre Zweifel gelöst und ihr seinen Segen ertheilt hatte. Sie war später eine der eifrigsten Mitarbeiterinnen der Fürstin Borghese in Unterstützung der Cholerawaisen.

Um nun der Heimath näher zu kommen, muß ich sagen, daß er gegen diejenigen, die unser Vaterland in Rom vertraten, immer mehr als Güte bewies. Da er so viele Jahre Präfekt der Propaganda gewesen war, so war er mit allen Theilen Großbritanniens und der Colonien genau bekannt geworden, mit ihren Bischöfen, ihren Bedürfnissen, ihrer wirklichen Lage und ihren künftigen Aussichten. Ein auffallendes Beispiel seines Scharfsinnes in dieser Hinsicht verdient Erwähnung. Nicht nur vermehrte er, wie schon gesagt, die Zahl der apostolischen Vicariate in England, sondern aus freien Stücken, ohne dazu veranlaßt zu sein, theilte er dem Verfasser mit, daß die Hierarchie hier

aufgerichtet werden müsse, wenn Ein Hinderniß entfernt wäre, das er genau beschrieb und besonders hervorhob und welches zu beseitigen nicht in seiner Macht stehe. Wenn dieser Fall eintrete, bemerkte er ausdrücklich, dann müsse diese Form der kirchlichen Regierung in England eingeführt werden. Im Verlaufe einiger Jahre, aber erst nach seinem Tode, trat das Ereigniß, auf welches er hingedeutet hatte, ein, unter Umständen, die er nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge nicht hätte voraus sehen können, und sein Nachfolger, der von diesem Gedanken nichts wußte, führte beinahe sogleich aus, was Gregor unter ähnlichen Verhältnissen beabsichtigt hatte.

Das irländische Colleg hatte besondere Gründe, diesem Papste dankbar zu sein. Der verstorbene, ehrwürdige Bischof von Dromore, Dr. Michael Blake, damals Pfarrer in Dublin, kam nach Rom, um diese Anstalt wieder herzustellen, die zuerst unter der französischen Occupation aufgehoben und dann mit dem Colleg der Propaganda vereinigt worden war. Das alte Gebäude auf dem Quirinalischen Hügel hielt man für unpassend oder es war wahrscheinlich zu dem Zwecke nicht vortheilhaft, und der Papst Leo XII. wies durch sein Breve: „Plura inter collegia", vom 14. Februar 1826 dem neuen Colleg ein kleines Haus an, früher das Umbrische Colleg, das in der Straße Delle botteghe oscure lag mit einer ganz kleinen Kirche. Dr. Blake stand dem College vor, bis er das Amt in die Hände des hochwürdigen Dr. Boylan niederlegte, auf welchen sodann der gegenwärtige Erzbischof Cullen folgte.

Dr. Blake wurde im Jahre 1833 Bischof von Dromore, und nun, da er hingegangen ist, um den Lohn zu empfangen, welchen seine liebenswürdigen Tugenden verdienten und da die Delikatesse mir nicht mehr verbietet zu sagen, was ihm zur Ehre gereicht, darf ich wol erzählen, was ich von ihm über seine frühere Laufbahn hörte. Als

Student zu Rom, sagte er, sei er merkwürdig langsam in seinen Fortschritten gewesen und für einfältig gehalten worden. Dies kam wenigstens zum Theil von seiner sehr undeutlichen Aussprache her, auch stotterte er zugleich. Einst als er es wagte, bei einem wissenschaftlichen Streite unter seinen Kameraden auch seine Meinung zu sagen, unterbrach ihn einer derselben barsch mit den Worten: „Was hast du darein zu sprechen, du bist ja der erste Dummkopf des Collegs?" Die Wunde war schmerzlich, aber heilsam. Der sanftmüthige Knabe erwiderte nichts darauf, sondern zog sich im Herzen tief gekränkt in die Einsamkeit zurück. Da dachte er darüber nach, was man ihm öffentlich gesagt hatte, ohne daß ein einziger Einsprache dagegen erhob, mit stillschweigender Beistimmung Aller. Dies war sein Ruf unter ihnen, dies die Meinung sogar seiner ergebensten Freunde. Wenn sie ihm auch nichts davon gesagt hatten, einer hatte es nun ausgesprochen. Diesem groben Mahner mußte er dankbar sein, denn er sagte ihm die Wahrheit. Und nun, was war zu thun? Die Schmach mußte abgewaschen und die Meinung von ihm eine andere werden. Die Ursachen derselben, mochten sie nun wirkliche oder eingebildete sein, mußten um jeden Preis entfernt werden. Dies sollte stets die Aufgabe seiner Schulzeit sein, die er nie vergessen durfte.

Er that sogleich Schritte zu diesem Zwecke. Demgemäß schrieb er auf einen Streifen Papier die Worte: „Der Dummkopf des Kollegs" in klaren und deutlichen Buchstaben und legte den Zettel auf sein Pult, wo er, von andern ungesehen, ihm immer vor Augen sein sollte. In den gewöhnlichen Arbeitsstunden lag derselbe da, und auch in Zeiten, wo andere sich der Erholung hingaben, hatte er diesen peinlichen Mahnzettel neben sich und blieb bei seinen Studien. Er nahm eine langsame, bedächtige Aussprache an, die er sein Lebenlang beibehielt, die aber seinen ange-

bornen Fehler vollkommen heilte. Bald kam er in seiner Klasse rühmlich empor und stieg auch in der Meinung seiner Schulkameraden, jener strengsten, aber genauesten Richter, die jedoch nichts von dem Zauber wußten, welcher das Geheimniß seiner glücklichen Fortschritte ausmachte. So durchlief er alle Ehrenstufen seines heiligen Berufes, bis er endlich die höchste Würde desselben erreichte. Oft habe ich diese Anekdote von Nutzen gefunden, um einen verzagten Studenten zu ermuthigen, obwol ich natürlich den Namen geheim gehalten habe.

Im Jahre 1836 verschaffte Gregor XVI. dem irländischen Kolleg ein viel geräumigeres Haus mit einem ansehnlichen Garten. Was aber dem Gebäude seinen Hauptwerth verleiht, ist die damit verbundene Kirche. Es ist die alte Basilika von St. Agatha in Suburra, welche der heilige Gregor der Große, wie er uns selbst in seinen Dialogen sagt, von dem Schmutze des Arianismus mitten unter eigenthümlichen und wunderbaren Ereignissen reinigte. Es ist die Kirche des Kardinaldiakon Antonelli, welcher viel aufwendete, um sie wieder herzustellen und sehr zu verschönern.

Was das englische Kolleg betrifft, so zeigte Gregor XVI. gegen dasselbe immer das größte Wohlwollen. Zweimal besuchte er es, einmal während ich der Vorstand desselben war unter folgenden Umständen. In Folge einer ganz ungesuchten Gnade hatte er mich in seinem Haushalte angestellt, zuerst als Ehrenkammerherrn und dann als wirklichen Kammerherrn.

In beiden Fällen hatte ich nichts von dem Gnadenakte gehört, bis er vollzogen war, auch durfte keine Taxe dafür bezahlt werden. Dieses Amt, womit kein Gehalt verbunden ist, verschaffte einen Platz bei allen öffentlichen Funktionen, den günstigsten vielleicht, um sie genau zu sehen. Am 2. Februar 1837, am Jahrestage der Erwählung des Papstes ging ich gerade aus, um meinen Platz in der Six-

tinischen Kapelle einzunehmen, als eine Stimme mir in's Ohr flüsterte, daß am andern Tage in der Früh Se. Heiligkeit beabsichtige, unser Haus zu besuchen. Es war ein Prälat aus seiner nächsten Umgebung, der uns eine Ueberraschung ersparen wollte und die zeitliche Warnung gab, sonst hätten wir erst am Abend Nachricht erhalten und keine Zeit gehabt, passende Vorbereitungen zu treffen. Alles war daher zu rechter Zeit in Ordnung. Das Colleg, ein herrliches Gebäude, hatte eine Reihe großer Hallen, die wohl passend waren, sogar einen Papst zu empfangen. Die erste war so eben mit etwas geschmückt worden, was bisher in Rom nicht zu sehen war, mit einer Sammlung großer Landkarten, die an Rollen hingen, und von England gekommen waren; die zweite enthielt eine Anzahl werthvoller Gemälde und die dritte war die Bibliothek. In der ersten war ein Thron errichtet, auf welchem der Papst die Bewohner des Hauses empfing, sowie einige Freunde, die man in der Eile zusammen brachte. Ein Gutes bei solchen Gelegenheiten ist es, daß keine Adresse zu überreichen und keine förmliche Antwort zu ertheilen ist; man braucht nicht nach Gemeinplätzen herumzusuchen und nicht darauf zu studieren, um auf der einen Seite soviel als möglich und auf der andern so wenig als möglich zu sagen. Eine ungezwungene Vertraulichkeit und Freimüthigkeit zeichnet allen solchen Verkehr zwischen dem Fürsten und den Unterthanen aus. Unschuldige Witze, unterhaltende Anekdoten, ja sogar frohes Gelächter sind nicht verboten und man hält es auch nicht zurück. Die Funktion auf dem Throne war daher bald vorbei, und Gregor setzte sich in die Bibliothek und unterhielt sich bald darauf in seiner gewöhnlichen gutmüthigen Weise mit allen Umstehenden. Auf die eine oder andere Art hatte er von manchen Gegenständen Nachricht bekommen, die ich bei meinem Besuche in England im Jahre 1836 aus diesem Lande mitgebracht hatte und er drückte seinen Wunsch

aus, alles zu sehen. Er besuchte daher jeden Theil des Hauses und betrachtete mit augenscheinlicher Freude viele ausländische Dinge; über nichts lachte er aber mehr als über die Biermaschine zu dem Zwecke, das Produkt des Weinstockes heraufzupumpen, anstatt den Gerstensaft. Ebenso amüsirte er sich über eine riesenmäßige Medizinkiste, von welcher der erste Fabrikant solcher Waaren in London erklärte, daß sie die größte und vollkommenste sei, die er je fabrizirt habe; die für den Kaiser von Marokko komme gleich nach derselben. Die Flaschen mit den unerforschlichen Mixturen der Londoner Apotheken, mit ihren einladenden vergoldeten Etiketten, die schöne vollendete Arbeit aller Theile, die Nettigkeit der Anordnung und die Genauigkeit der Verpackung überwanden beinahe jenen unwillkührlichen Schauder und jene Gänsehaut, mit der ein gewöhnlicher Mensch eine große Sammlung von Dingen betrachtet, die in jenem Zustande und von gesunden Leuten in der Regel „Heilmittel" genannt werden. In einem kleinen Fläschchen neben dem Bette wird es Medicin.

So verstrichen die Morgenstunden angenehm bei dem langdauernden, so erfreulichen Besuche, ohne alle Etikette, oder Formalitäten, bis die Thüre erreicht und ein freundliches Lebewohl gesagt war; dann fuhren die päpstlichen Karossen eilends einem andern Platze zu, der ebenfalls zu einem dieser Besuche in der Karnevalszeit auserlesen war. Natürlich durfte das Ereigniß jenes Tages nicht aus dem Gedächtnisse schwinden, sondern wurde wie gewöhnlich durch eine Inschrift verewigt, und zwar durch folgende:

GREGORIO. XVI. PONT. MAX.

CATHOLICAE. RELIGIONIS. PROPAGATORI

QVOD. III. NONAS FEBRVARIAS. AN. M.D. CCC. XXXVII.
COLLEGIVM. ANGLORVM. INVISENS
ALVMNOSQVE. ADLOQVIO. ET. OMNI. BENIGNITATE. SOLATVS
STVDIOSISSIMAM. ANIMI. VOLVNTATEM
IN. CATHOLICOS. ANGLOS. VNIVERSOS
PVBLICO. HOC. TESTIMONIO. DECLARAVIT
NICOLAVS. WISEMAN. COLLEGII. RECTOR
IIDEMQVE. ALVMNI
AD. MEMORIAM. AVSPICATISSIMI. DIEI
IN. ANGLORVM. CATHOLICORVM. ANIMIS. ALTE. DEFIXAM
POSTERITATI. COMMENDANDAM
THOMA. WELD. PRESB. CARD. PATRONO. SVFFRAGANTE
DEVOTI. SANCTITATI. MAIESTATIQVE. EIVS.

Eine andere marmorne Tafel erinnert an einen zweiten Besuch im Collegium im Jahre 1843, liegt aber außerhalb der Gränzen persönlicher Erinnerungen. Und nun kommen wir an unsere letzten Blätter, die schwierigsten und zugleich die angenehmsten für den Verfasser; denn sie müssen mit den mehr persönlichen Eindrücken über den Charakter dieses Papstes ausgefüllt werden, und nicht blos mit Erinnerungen, die der amtliche Verkehr hinterlassen hat. Nur durch allgemeine Bemerkungen kann dieses geschehen. Ich muß also wiederholen, daß die Bekanntschaft mit diesem Papste begann, wie es mit keinem andern vor ihm der Fall gewesen war, so lange er eine untergeordnete Stellung einnahm und Niemand sich denselben als den künftigen Souverän dachte. So lange er Präfekt der Propaganda war, mußte ich ihn häufig in Geschäften besuchen und fand ihn höchst einfach in seiner Lebensweise und freundlich im Verkehre. Die Klarheit seiner Ansichten und die Schnelligkeit seiner Fassungskraft machten es ebenso leicht als angenehm, Geschäfte mit ihm zu verhandeln. Hatte man sein Vertrauen einmal in Gegenständen gewonnen, die sich mehr

auf die eigene amtliche Sphäre bezogen, so dehnte es sich leicht auch auf andere Angelegenheiten aus. Ich könnte mehrere Beispiele hievon anführen, und dieses Verhältniß dauerte fort auch in der Zeit seines Pontificats. Nicht nur wurde eine Audienz an gewöhnlichen Tagen und zu gewöhnlichen Stunden leicht erlangt, sondern sie wurde fast zu jeder Zeit huldvoll gewährt, auch wenn die Vorzimmer geschlossen waren, und an Tagen, die sonst für Privatgeschäfte vorbehalten waren. Es war in der That nichts Ungewöhnliches, an solchen Tagen einen Befehl zu erhalten, sogleich in gewöhnlicher Kleidung nach dem Palaste zu kommen. Einmal — ich erinnere mich noch ganz gut daran — kam mir diese vertrauliche Güte sehr zu Statten. Ich war im Jahre 1835 mit einer Reihe von Vorlesungen beschäftigt, von denen bereits die Rede war, und die in den Gemächern des Kardinals Weld gehalten wurden. Sie waren von einem sehr zahlreichen und hochgebildeten Publikum besucht. An einem der zu den Vorlesungen bestimmten Tage war ich verhindert worden, die Vorlesung zu rechter Zeit niederzuschreiben und arbeitete gerade daran, das Versäumte einzubringen, aber vergeblich. Eine Viertelstunde um die andere flog rasch dahin, und ich kam mit meiner Arbeit nicht in dem Maße vorwärts, wie es erwünscht gewesen wäre. Die fatale zwölfte Stunde rückte immer näher, und ich wußte nicht wie ich mich entschuldigen oder wie ich den wichtigen, noch ungeschriebenen Theil meiner Aufgabe anders ersetzen sollte, als durch eine lahme Wiederholung; denn eine Inhaltsanzeige der Vorlesungen war bereits gedruckt und in Umlauf gesetzt worden. Gerade als der letzte Augenblick kam, fuhr ein Wagen von dem Palaste vor meiner Thüre an mit der Botschaft, daß ich sogleich einsteigen möchte, da Se. Heiligkeit mit mir zu sprechen wünsche. Dies war wirklich ein Deus ex machina, das einzige Mittel, an das ich am wenigsten dachte, um mich aus meiner

Verlegenheit zu retten. Ein Bote wurde sogleich abgeschickt, um die versammelten Zuhörer von der unerwarteten Ursache des nöthigen Aufschubs unserer Sitzung bis auf den andern Tag zu unterrichten. Der Grund, warum ich berufen wurde, war ein sehr unbedeutender, und Gregor dachte nicht, was für einen Dienst er mir ohne Absicht erwiesen hatte. „Sic me servavit Apollo."

Aber hier muß ich inne halten. Die Aufnahme bei allen solchen Gelegenheiten war herzlich und überaus väterlich. Eine Umarmung pflegte beim Eintritt die ceremoniösen Formen zu ersetzen; das eine Mal füllte eine vertrauliche Unterredung, wo man neben einander saß, die Zeit aus; das andere Mal ein Besuch in dem innersten Heiligthume der päpstlichen Wohnung, welches aus einer kleinen Reihe von Entresols bestand, die mit den gewöhnlichen Wohnzimmern durch eine Treppe in Verbindung waren. Hier hatte Gregor seine auserwählteste Büchersammlung aus allen Theilen der Welt in schönen Einbänden, und er fragte manchmal über dieses oder jenes englische Werk in derselben; auch manche andere ausgesuchte Kunstsachen waren da, Miniaturen und Kopien sowol, als Originalgemälde. Was mich beseligte bei solchen Besuchen von ihm zu hören, dies offenbaren, hieße ein heiliges anvertrautes Gut verrathen. Aber viele, viele Worte, die damals gesprochen wurden, steigen in Zeiten der Trübsal in meinem Geiste auf wie Sterne, die nicht nur an sich selbst glänzend, sondern um so glänzender sind, da sie auf einem dunkeln Spiegel wiederstrahlen. Es waren Zauberworte über künftige Ereignisse, Verheißungen und Vorhersagungen, die nicht unerfüllt geblieben sind, Versicherungen und Ermuthigungen, die nicht in den Wind geschlagen wurden. Unzählige Gunstbezeugungen und huldvolle Akte, so viele unerwartete und unverdiente Kundgebungen der Güte, eine so fortdauernde Freimüthigkeit oder vielmehr Vertraulichkeit

des Verkehrs, wie ich sie durch die herablassende Güte dieses Papstes genossen habe, erinnern mich an ihn mehr wie an einen Vater, als an einen Fürsten. Die rückhaltsloseste und wärmste Ermuthigung in meinen literarischen oder kirchlichen, obwol an sich selbst werthlosen Studien; Beweise von Vertrauen, wenigstens auf meine Treue, in Angelegenheiten von größerem Gewichte, als die meinigen je sein konnten, noch andere Zeichen von günstigen Gesinnungen, wie sie beschrieben worden sind, wenn sie gleich nothwendig zu einer Trennung von ihm führten, die mir wenigstens schmerzlich war, — all' dies mit einander macht, daß ich mich an Gregor mit einem ganz andern Gefühle erinnere, als an jeden seiner Vorgänger; nicht mit einer tiefern Verehrung, als ich für Pius VII. hege, nicht mit einer wärmern Dankbarkeit, als gegen Leo XII., nicht mit einer aufrichtigeren Hochachtung, als gegen Pius VIII., sondern mit einem Gefühle, das mehr mit der Liebe verwandt ist, die nicht oft über den engen Familienkreis hinausgeht. Ein anderes Gefühl von Ergebenheit und Anhänglichkeit bleibt noch dem Manne aufbewahrt, dessen Lob nicht in dem Bereiche von bloß vergangenen Erinnerungen gehören kann und, wie ich aufrichtig bete, für mich nie gehören möge.

Selbst der Schluß von Gregors Pontificat, seine letzten Jahre und sein erbauliches Ende gehen diese unvollkommenen Aufzeichnungen nichts an. Wenn der geneigte Leser, der mich auf meiner Reise durch die Vergangenheit begleitete, etwas darüber erfahren will, so muß er die gemeinsame Mutter aller Gläubigen fragen, die in ihrem bessern Gedächtnisse die Handlungen und Tugenden ihrer Päpste und ihrer Väter wie einen Schatz aufbewahrt.

„Hactenus annorum, Comites, clementer meorum
Et memini et meminisse juvat — scit caetera Mater.“

Statius.

Inhalt.

Pius der Achte.

Gregor der Sechzehnte.